Radikaler reform-kathol...

Emil Jung

Radikaler Reform-Katholizismus.

Grundlagen einer deutschkatholischen Kirche

von

Dr. Emil Jung.

München 1906.
Ernst Reinhardt, Verlagsbuchhandlung.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Einleitung	1
Erster Teil.	
Judentum, Heidentum und Christentum	5
Dasein und Wesen Gottes	8
Der menschliche Lebenszweck	10
Die erste Sünde	12
Die Quellen der Erkenntnis	13
Die Offenbarung	15
Die Schöpfung	17
Die Schöpfung im Lichte der Naturwissenschaft	24
Die Lehre von der Seele	35
Weitere Beiträge zur Schöpfungsgeschichte	45
Biblische Darstellung der Schöpfung	48
Die Entstehung des Menschen	54
Die biblische Darstellung von der Entstehung des Menschen	56
Der Naturzustand der ersten Menschen	61
Die Erbsünde	75
Entstehung und Entwicklung der Religion	83
Die Stammväter des Volkes Israel	98
Moses	107
Die weitere israelitische Geschichte	113
Judentum und Buddhismus	123
Zweiter Teil.	
Jesus von Nazareth	125
Jesu Herkunft	127
Jesu Geburt und erste Jugend	152
Jesus und seine Angehörigen	153
Johannes der Täufer	164
Die Wunder Jesu	168

Seite

Jesu erstes Auftreten 180
Jesus und der Messias-Gedanke 182
Jesu Eigenschaft als Gottessohn 183
Das Gebot der Nächstenliebe 191
Selbstverleugnung und innere Umkehr 207
Der ewige Lohn 208
Die ausgleichende Gerechtigkeit 212
Auferstehung und Weltgericht 214
Die Auferstehung im Lichte der Wissenschaft 235
Himmel und Hölle 239

Dritter Teil.

Die weitere Entwicklung der christlichen Glaubenslehre 247
Saulus 250
Der Apostel Paulus 252
Petrus und Paulus 261
Das Johannes-Evangelium 268
Heilsglaube und Dogma 273
Die Freimaurerei 288
Der Protestantismus 302
Der Katholizismus 318

Druck von M. Müller & Sohn, München V.

Einleitung.

Die Zeit ist wieder voll geworden. Wo immer wir hinblicken, führen Haß und Leidenschaft, Unzufriedenheit und Feindseligkeit die führende Rolle. Die Jagd nach den irdischen Gütern ist zum einzigen Lebenszweck, die Hebung des Verkehrs und die Vervollkommnung der ihm dienenden Mittel zum bejubelten Endziel all' unseres Sinnens und Trachtens geworden. Das Streben nach höheren, geistigen und sittlichen Gütern ist dadurch in den Hintergrund gedrängt und wird allenthalben, wo immer es seinem still bescheidenen Wirken Geltung zu verschaffen sucht, durch den betäubenden Lärm des geräuschvollen Alltagslebens übertönt. So darf es uns nicht wundernehmen, wenn in unserem öffentlichen Verkehrsleben Zustände eingerissen sind, die man noch vor einigen Jahrzehnten für unmöglich gehalten hätte, welche aber heute von den tonangebenden Kreisen nicht etwa bloß geduldet, sondern geradezu gefördert werden. Wir steuern so Verhältnissen entgegen, welche an die Zeiten des vollkommenen Verfalles der obrigkeitlichen Gewalt und die Herrschaft des Faustrechtes gemahnen. Die fortgesetzten Klassenkämpfe und die von Tag zu Tag tiefer klaffenden nationalen Gegensätze werfen in dieser Richtung bereits ihre Schatten voraus.

Die einst so viel gelobte und gerühmte Freiheit der öffentlichen Presse erweist sich außerstande, diesen Erscheinungen ein entsprechendes Gegengewicht zu bieten. Anstatt dem Volke neben der berechtigten Pflege seiner materiellen Interessen auch die Wahrung seiner idealen Güter sichern zu helfen, geht im Gegenteil ein großer Teil derselben in der Rücksichtnahme auf seine geschäftlichen Interessen

soweit, dieselben zur ausschlaggebenden Richtschnur für die Haltung seines Blattes zu machen und alle in Betracht kommenden Fragen zuerst von diesem Gesichtspunkte aus einer Prüfung zu unterziehen. So hat insbesondere die Inseraten-Politik in unseren Tagen eine Bedeutung gewonnen, daß selbst solche Blätter, welche in der Lage wären, sich den Einsendern gegenüber auf einen unabhängigen Standpunkt zu stellen, sich derselben unterordnen und damit unfähig werden, die allgemeinen Interessen gegenüber jenen der Einzelnen oder einzelner bevorzugter Kreise in wirksamer Weise zu vertreten.

Und die Herren Volksvertreter? Diesen geht die Erhaltung ihrer Mandate nur allzuhäufig über alles und ziehen es solche daher vor, den launenhaften Stimmungen ihrer einflußreichen Wähler willenlos zu gehorchen, anstatt auf dieselben im Sinne der Gesamtheit einen gebieterischen Einfluß zu nehmen.

Wohin wir so unsere Blicke lenken, spähen wir vergeblich nach einer Hilfe aus. In früheren Zeiten hätten es die Vertreter der kirchlichen Macht gewiß nicht unterlassen, die Ohnmacht und Gewissenlosigkeit der weltlichen Gewalten zur Geltendmachung ihres Einflusses zu benützen und ihrerseits zur Milderung und Abstellung der beschriebenen Übelstände die hilfreiche Hand zu bieten. Der gute Wille der kirchlichen Organe darf wohl auch heute nicht bezweifelt werden. Aber, wo bleibt denn ihre Macht? Arm in Arm mit der staatlichen Ohnmacht geht heute jene der Kirche und bietet so der Welt ein Schauspiel dar, wie wir es nur in jenen Zeitläufen der Weltgeschichte wiederfinden, die einen bedeutungsvollen Wendepunkt im Leben der Völker bedeuten.

Nur so wird es erklärlich, daß die europäischen Völker mit verschränkten Armen zusehen mußten, wie ein edel veranlagtes Volk freier, heldenmütiger Männer mit Weib und Kind von den verkommenen Söldnerscharen eines Staates hingemordet wurde, dessen Bevölkerung sich mit seinem Herrscher zum Christentum bekennt. Nicht eine einzige der übrigen „christlichen" Regierungen sah sich veranlaßt, diesem unerhörten Treiben ein Ziel zu setzen. Ja, selbst der Vertreter jener christlichen Religionsgemeinschaft, welche den Anspruch erhebt, die ganze Welt ihrer obersten kirchlichen

Leitung unterordnen zu dürfen, blieb jenen entsetzenerregenden Greueltaten gegenüber, welche im Dienste einer habgierigen Bande von Geldspekulanten durch die organisierten Truppen eines sogenannten „Kulturstaates" begangen wurden, in tiefes Schweigen gehüllt. Kein Wort einer öffentlichen Entrüstungsbezeugung war aus dem Munde des römischen Papstes zu vernehmen. In Leo XIII. ließ eben der vielgerühmte, feinfühlige Diplomat den Vertreter Christi und seiner Lehre vollkommen in den Hintergrund treten. Diese Erscheinung ist für das römische Papsttum überhaupt typisch und verdient im nachfolgenden festgehalten zu werden. Rühmlicher war das Verhalten der maßgebenden deutsch-protestantischen Kirchenkreise. Sie taten in Wort und Schrift, was sie konnten. Dies war aber nicht viel, weil ihnen durch die Abhängigkeit von der weltlichen Gewalt die Hände gebunden waren. Noch ohnmächtiger war begreiflicherweise die englische Geistlichkeit, da diese zudem mit den Empfindungen ihres Volkes zu rechnen hatte.

So machte sich gerade in diesem Falle der Mangel einer achtunggebietenden moralischen Weltmacht ganz besonders fühlbar.

Daß unter solchen Umständen jene beiden Weltanschauungen, welche man einst durch den Siegeszug des Christentums für überwunden erachtet hatte, das Judentum und Heidentum, wieder zu verstärkter Geltung gelangten, war nur eine naturgemäße Folge eben dieser Verhältnisse. Kamen sie doch jener vorherrschenden Geistesströmung im vollen Maße entgegen, welche in der Sorge für die irdischen Güter den letzten Lebenszweck des Menschen erblickt.

Erster Teil.

Judentum, Heidentum und Christentum.

Während wir im Judentum die maßlose, ja geradezu krankhafte Gier nach materiellem Besitztum unter Hintansetzung aller höheren sittlichen Triebe verkörpert finden, schwebt der heidnischen Weltanschauung die Erzielung eines größtmöglichen Lebensgenusses als höchstes Ziel vor Augen. Die Aufstellung von Krämerbuden und Wechslertischen an der geheiligten Opferstätte des jüdischen Volkes, im Tempel zu Jerusalem, ist für dieses ebenso bezeichnend, wie die schwelgerischen Ausschweifungen bei den römischen Freudenmälern für die heidnische Lebewelt. Dabei tritt das Judentum schon frühzeitig in seinem einheitlichen Jahvedienst der heidnischen Vielgötterei gegenüber. Diesen beiden heute wieder tonangebenden Ideenrichtungen entgegen vertritt das von Hause aus monotheistische Christentum den Standpunkt, daß das irdische Leben des Menschen nur eine Vorstufe zu dem ihm von Gott verheißenen ewigen Leben bilde, und es daher Pflicht des Menschen sei, seines überirdischen Lebenszweckes eingedenk, aus Liebe zu Gott und den Mitmenschen den Freuden dieser Welt zu entsagen und mit Hintansetzung derselben, ja selbst mit Aufopferung des eigenen Lebens der Erfüllung seiner ihm von Gott bestimmten irdischen Lebensaufgabe gerecht zu werden.

Der Versuche, diesem Ziele wieder näher zu kommen, fehlte es auch in der neueren Zeit nicht. Anfänglich ging man daran, mit dem bekanntlich auch vom großen Kanzler des neuerstandenen Deutschen Reiches befürworteten Schlagworte vom „praktischen

Christentum" dem Judentum zu Leibe zu rücken. Dabei verfiel man bald in den groben Fehler, das Wesen des Judentums einzig und allein in der Eigenart seiner Rasse zu suchen, während die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Völkerfamilie doch nur die Vermutung rechtfertigen kann, daß die einzelnen Glieder derselben bestimmte Eigenschaften vorzugsweise ihnen eigen nennen. Dem einzelnen aber deshalb rundweg die Möglichkeit abzusprechen, sich durch eigene Kraft, durch erhöhte geistige und sittliche Arbeit aus der ihm von Geburt aus eigenen Gedankensphäre zu einem höheren geistigen und sittlichen Kulturleben emporzuheben, widerspricht indes den tatsächlichen Erfahrungen nicht minder als den gebieterischen Anforderungen einer wahren christlichen Gesittung. So berechtigt jene Art von Antisemitismus ist, welche den Semitismus als typischen Träger der rein materialistischen Weltanschauung bekämpft — wir möchten diesen als „Kulturantisemitismus" dem „Rassenantisemitismus" gegenüberstellen — ebenso unberechtigt erscheint uns jene Richtung, welche die Rasse zum unbedingten und ausschlaggebenden Prüfstein für die Gesinnung und sittliche Beurteilung eines Menschen stempelt. Der von uns vertretene Kulturantisemitismus steht zum heute vorherrschenden Rassenantisemitismus in demselben Verhältnis, wie die römisch-rechtliche „praesumptio juris" zur „praesumptio juris et de jure". Während die erstere den Gegenbeweis zuläßt, daß gewisse rechtlich vermutete Eigenschaften im einzelnen Falle nicht zutreffen, schließt die letztere diesen Beweis unter allen Umständen rundweg aus. Ebenso räumt der Kulturantisemitismus der einzelnen Persönlichkeit die Möglichkeit ein, sich ohne alle Rücksicht auf Geburt und Herkommen einen vollbürtigen Platz in der menschlichen Gesellschaft zu erringen, während der Rassenantisemitismus den Gliedern der semitischen Rasse diese Möglichkeit unbedingt abspricht. Ja, wir dürfen von unserem Standpunkte noch weiter gehen und sagen, daß wir jenen Menschen, welcher sich durch eigene Kraft, aller gegenteiligen natürlichen Veranlagung zum Trotz, zu einer in jeder Hinsicht achtbaren Persönlichkeit emporhebt, höher schätzen müssen, als denjenigen, welcher bei denselben Eigenschaften solche Hindernisse nicht zu überwinden hatte. So

erscheint der grundsätzliche Standpunkt des Kulturantisemitismus mit den Anforderungen eines praktischen Christentums wohl vereinbar, während jener des unbedingten Rassenantisemitismus denselben durchaus widerspricht und so auch in der Zukunft keine Aussicht hat, dem Judentum ein entsprechendes Gegengewicht zu bieten.

Im Heidentum haben wir vorzugsweise dessen auch bei uns noch geltende Erscheinungsform charakterisiert. Die gegen diese heute wieder aufgeblühte Geistesrichtung eingeleiteten Schritte hatten ebensowenig Erfolg, wie die gegen das Judentum gerichteten. Was kann es denn auch für die große, gedankenlose Masse Anziehenderes geben, als den Lebensgrundsatz: „Der Mensch lebt nur einmal!" Darum: „Carpe diem!" „Genieße das Leben!" Diese Weltanschauung glaubt heute die sicherste Gewähr für ihre Richtigkeit in den Errungenschaften der modernen Wissenschaft, insbesonders der Naturwissenschaft, zu besitzen, welche angeblich das Dasein Gottes und die Tatsache eines höheren, überirdischen menschlichen Lebenszweckes mit den Ergebnissen ihrer Forschung unvereinbar erscheinen läßt. Diese Richtung hat in der falschen Auffassung und Weiterbildung der neueren Entwicklungs- und Abstammungslehre und deren Ausbeutung zu religionsfeindlichen Zwecken in der öffentlichen Presse ihre vornehmste Stütze gefunden. Die Bewegung selbst greift viel weiter zurück. Sie hatte ihren ersten Anfang im Wiederaufleben der heidnisch-klassischen Ideale, welche sich zuerst auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst im Zeitalter der Renaissance und des Humanismus, später auf dem staatlichen Gebiete in der Zeit des Absolutismus und zuletzt auf jenem der philosophischen und schönen Literatur in der Zeit der Aufklärung geltend machte.

Auf dem Gebiete der Wissenschaft war es wiederum neben der kritischen Erforschung der Geschichte die Ergründung der Natur selbst, vor deren Ergebnissen die sophistischen Grübeleien der Scholastiker immer mehr in den Hintergrund treten mußten. Die naturwissenschaftliche Forschung hat so zu den glänzenden Errungenschaften der modernen Technik geführt, in ihrem Siegestaumel aber ihre Kräfte weit überschätzt und sich so berufen gefühlt,

die letzten Geheimnisse der Menschheit mit dem Schlüssel ihrer Forschungen zu ergründen. Dieser Richtung gegenüber ist namentlich Du-Bois-Reymond mit seinem entsagungsvollen: „Ignoramus et ignorabimus!" in die Schranken getreten. Die katholische Kirche versuchte ihrerseits, die rein materialistische Weltanschauung durch noch schroffere Anspannung der Regierungszügel, wie sich dies insbesondere in der Verkündigung des Dogmas vom unfehlbaren Papste äußerte, zu bekämpfen, wogegen die verschiedenen evangelischen Kirchen durch eine tunlichste Anpassung ihrer Lehre an die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung den idealen Kern der christlichen Glaubenslehre zu erhalten suchten; beide bisher ohne besonderen Erfolg. Der von Professor Erhard in der jüngsten Zeit befürwortete Vorschlag, die berechtigten Momente der modernen Lebensauffassung in das kirchliche Leben aufzunehmen und dieses so zu verjüngen, fand gerade bei den maßgebenden katholischen Kreisen entschiedenen Widerspruch. Den Irrlehren der Wissenschaft gegenüber würde seine Befolgung auch kaum viel nützen, denn diese kann nur die volle und ungebändigte Kraft der wahren und freien wissenschaftlichen Forschung siegreich bekämpfen und dauernd bezwingen. Diese ist aber mit den heutigen dogmatischen Lehren und grundlegenden Einrichtungen der katholischen Kirche unvereinbar und wird es bleiben, solange diese unverändert fortbestehen. Wir werden daher das einzige Mittel, die Menschheit einer sittlichen Verjüngung zuzuführen, in einer solchen kirchlichen Organisation zu suchen haben, welche der freien Betätigung einer wissenschaftlichen Forschung keine Hindernisse bereitet, die kein anderes Ziel und keine anderen Grenzen ihres Strebens kennt, als die Erforschung der reinen und ewigen Wahrheit. Diesem Ziele und nur diesem Ziele allein sind die nachfolgenden Zeilen zu dienen bestimmt.

Dasein und Wesen Gottes.

Es gibt kein beschämenderes Zeugnis für die Hohlheit und Oberflächlichkeit der durchschnittlichen menschlichen Gedankentätigkeit, nicht minder aber auch für den unglaublichen Eigendünkel

unserer sogenannten „Gelehrtenwelt“, als die Tatsache, daß es unter allen Bevölkerungsklassen, bis in die höchsten und gelehrtesten Stände hinauf, Leute in Hülle und Fülle gibt, welche allen Ernstes das Dasein eines persönlichen Schöpfers bezweifeln. Wenn jemand ein noch so bescheidenes Kunstwerk betrachtet, fällt es ihm nicht im entferntesten ein, auch nur einen leisen Zweifel darüber zu äußern, daß dasselbe einen Künstler sein eigen nennt, welcher es geschaffen hat. Bei dem gewaltigsten und herrlichsten aller Kunstwerke, dem unermeßlichen Weltenall mit seinen berückenden Wundern, soll aber die Annahme berechtigt sein, daß es dem rein mechanischen Wirken der Naturkräfte und keineswegs einem selbstbewußten und persönlich waltenden Schöpfer sein Entstehen und seine Gestaltung verdanke. Die Naturkräfte wirken allerdings, soweit es sich um die rein materielle Seite der Schöpfung handelt, nach bestimmten, durch das Wesen der Materie bedingten Gesetzen. Woher stammt aber die Materie selbst und wem verdankt sie den ersten Anstoß zu ihrer Bewegung und weiteren Gestaltung? Bei dieser Frage bricht die ganze Weisheit unserer materialistischen Naturphilosophie in ihr Nichts zusammen. Es gibt eben darauf nur eine befriedigende Antwort: Der Ursprung der Materie und der erste Anstoß zu ihrer Bewegung liegt in jenem Wesen, welches den Ursprung seines eigenen Seins und aller Bewegung in sich selbst trägt. Dieses Wesen, welches folgerichtig auch den Ursprung aller Eigenschaften und Erscheinungen in sich selbst trägt, nennen wir Gott. Damit haben wir den wissenschaftlichen Begriff der Gottheit gekennzeichnet.

Forschen wir nach deren näheren Eigenschaften, so sind wir diesfalls in erster Linie auf die Betrachtung unserer eigenen Persönlichkeit angewiesen. Wie in dieser der geistige Teil nach Herrschaft über den materiellen ringt, so dürfen wir auch in dem unseren Sinnen wahrnehmbaren Weltall einen ununterbrochenen Kampf der rein geistigen Macht gegen die von ihr geschaffene, sich aber ihrer planmäßigen Umbildung und Durchbildung widersetzende Materie vermuten. Die Art und Weise, wie sich dieser Gegensatz der Materie gegen die in ihr lebendigen geistigen Kräfte geltend macht, finden wir in den für uns nur Schritt für Schritt

erkennbaren, im Wesen der Materie begründeten „Naturgesetzen" inbegriffen. Aus diesem fortgesetzten Kampfe zwischen der rein geistigen und der rein materiellen Macht ist das Weltall mit seinen organischen und unorganischen Erscheinungen hervorgegangen. Als Zweck und Endziel dieser Schöpfung dürfen wir die Absicht Gottes erblicken, neben sich und in sich Ebenbilder seines eigenen Wesens zu schaffen, welche dereinst berufen sein sollen, mit ihm und in ihm die Herrlichkeiten der unermeßlichen Schöpfung in alle Ewigkeit zu genießen. In diesem Sinne erscheint die Schöpfung nicht nur als Ausfluß der göttlichen Allmacht, sondern auch als Äußerung der unendlichen göttlichen Liebe.

Der menschliche Lebenszweck.

Die unendliche göttliche Liebe findet wieder in der unendlichen göttlichen Gerechtigkeit die ihr eigenen Schranken. Ist dies der Fall, dann beantwortet sich von selbst die Frage: „Wenn der Mensch wirklich nach der Absicht Gottes zum ewigen Genusse der Schöpfung berufen sein soll, welchen Platz soll die einzelne Persönlichkeit in derselben einnehmen?" Gewiß nur jenen, welchen sie sich durch ihr eigenes Tun und Lassen während einer Zeit der Prüfung verdient hat. Diese Zeit nennen wir das „irdische Leben" im Gegensatze zu dem darauffolgenden „ewigen Leben". Im irdischen Leben wird demnach jedem Menschen die Gelegenheit geboten, sich selbst den Rang zu bestimmen, dessen er dereinst im ewigen Leben teilhaft werden soll. Es können daher auch den Unschuldigen in der Zeit seiner irdischen Prüfung die schwersten Leiden heimsuchen, wie wir im Lebensbilde Hiobs ein klassisches Beispiel haben. Der menschliche Tod ist sonach nicht eine notwendige Folge der körperlichen menschlichen Veranlagung, er findet vielmehr im unerbittlichen Gebote der göttlichen Gerechtigkeit seinen zwingenden Grund.

Der eigentliche Lebenszweck des Menschen erschöpft sich sonach nicht mit seinem irdischen Dasein, sondern erst in seinem darauf-

folgenden ewigen Leben. Das irdische Leben ist nur ein Mittel zum Zweck. Dieser Zweck ist, wie schon gesagt, die Bestimmung der Stellung, welche dem einzelnen Menschen im ewigen Leben zukommen soll. Dieser überirdische Lebenszweck des Menschen bildet zwischen ihm und allen übrigen Lebewesen, insonderheit den Tieren, eine unüberbrückbare Kluft, da wir den letzteren eine über das irdische Leben hinausgehende Bestimmung und Daseinsberechtigung nicht zugestehen können und demnach auch kein Grund zu einer Wiedergeburt derselben in einem ewigen Leben vorhanden ist. Darin liegt die sittliche Grenzscheide zwischen dem Menschen und allen übrigen organischen Wesen, welche durch keine noch so auffälligen natürlichen Beziehungen beeinträchtigt werden kann. Dies ist eine Tatsache von unanfechtbarer wissenschaftlicher Bedeutung, welche allerdings den nur mit sinnlicher Beobachtung arbeitenden Gelehrten für alle Zeit verborgen bleiben wird.

Machen wir die Probe auf die von uns aufgestellte Behauptung. Ein rein zeitliches Leben des Menschen mit all' seinen Entbehrungen und Widerwärtigkeiten auf der einen und den schwelgerischen Wohlgenüssen auf der anderen Seite ist mit der göttlichen Güte und Gerechtigkeit ohne Zweifel unvereinbar. Wie würde sich das menschliche Leben aber bei dem sofortigen Eintritte in ein ewiges, himmlisches Leben gestaltet haben? Der Mensch hätte aller Güter der Schöpfung teilhaft werden können, nur jenes der ewigen Gerechtigkeit nicht, weil ihm die Frage immer offen geblieben wäre, warum er z. B. eine hohe, bevorzugte, ein anderer dagegen eine niedere, untergeordnete Stellung bekleidet. Diese Frage löst sich mit der Teilung des menschlichen Lebens in ein zeitliches, irdisches Leben und in ein darauffolgendes ewiges Leben nach jeder Richtung hin von selbst. Denn derjenige, welcher im zeitlichen Leben mit Erniedrigungen, Entbehrungen und Leiden aller Art zu kämpfen hat, kann sich mit der berechtigten Hoffnung auf eine bessere Zukunft trösten. Dagegen werden jene, welche in diesem Leben mit Gütern aller Art gesegnet sind, in dem Ausblick auf ein zweites, ewiges Leben die beständige Mahnung empfinden, die Güter dieser Erde nicht bloß zur Befriedigung ihrer eigenen Begierden, sondern vielmehr und in erster Linie auch zur Er-

füllung der ihnen von Gott vorgezeichneten Lebensaufgabe zu verwenden.

Diese Lebensaufgabe kann aber wiederum in nichts anderem bestehen, als in der selbstlosen Mitarbeit an dem allen Menschen gemeinsam bestimmten letzten Ziele, dem Aufbau des Reiches Gottes, das ist der Herstellung jenes idealen Zustandes aller Lebensverhältnisse, dessen einst die Menschheit in alle Ewigkeit teilhaft werden soll. An dieser gemeinsamen Arbeit sollen alle Menschen nach Verhältnis ihrer Kräfte in gleicher Weise mitwirken. Sie entspringt dem Rechte der Selbstbestimmung, mit welchem der Mensch vor allen anderen Wesen ausgezeichnet ist. Dieses Recht der Selbstbestimmung birgt aber im gleichen Maße eine freiwillige Selbstbeschränkung der göttlichen Allmacht in sich, indem sich dieselbe dem menschlichen Willen bis zu einem gewissen Grade unterordnet und von seinen Entschließungen abhängig macht. So werden die guten Handlungen des Menschen zur Quelle göttlicher Freude, während seine Fehltritte göttliches Leid verursachen.

Zudem bildet, wenn es wahr ist, daß alle Menschen miteinander den Aufbau des Reiches Gottes auf Erden zur Aufgabe haben, jede Hemmung und Störung in der Erreichung dieses Zieles nicht nur eine Kränkung Gottes, dessen Schöpfung in ihrem weiteren Ausbau behindert wird, sondern auch eine Schädigung aller Mitmenschen, welche bereit und entschlossen sind, ihrerseits die Pflichten gegen die Gesamtheit in selbstloser Hingebung an dieselbe zu erfüllen. Von diesem Gesichtspunkte aus vermögen wir auch das grundlegende Gebot der christlichen Sittenlehre in seiner vollen Tiefe zu erfassen: „Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst!“

Die erste Sünde.

Die von uns betonte Selbstbestimmung des Menschen setzt vor allem seine bewußte Unterscheidung zwischen sittlich Gutem und sittlich Bösem voraus. Den Tieren ist dagegen selbst in ihrer

höchsten geistigen Entwicklung nur die instinktive Unterscheidung von Erlaubtem und Unerlaubtem eigen. Die volle Erkenntnis des Gegensatzes von sittlich Gutem und sittlich Bösem soll nach der Bibel erst der Sündenfall der ersten Menschen vermittelt haben, indem er diesen die Folgen ihrer Sünde zum Bewußtsein brachte.

Die erste Sünde entsprang wohl dem im Menschen rege gewordenen Zweifel, ob die sich in seinem Innern bekämpfenden guten und bösen Triebe auch in den äußeren Lebensverhältnissen ihre Berechtigung fänden. Das Weib soll diese Zweifel besonders stark empfunden und so den Anstoß zur ersten Sünde gegeben haben. Damit war der kindlich reine Urzustand der ersten Menschen beendet, und diese gingen nun daran, im Schweiße ihres Angesichts nicht nur ihr Brot, sondern auch jenes Los zu verdienen, das ihnen dereinst im ewigen Leben zufallen soll.

So bildete die erste Sünde mit den ihr anhaftenden Folgen die erste Probe auf die Verläßlichkeit der den Menschen zum Guten mahnenden inneren Stimme und die Verwerflichkeit der ihr widerstrebenden gegenteiligen Regungen. Die Bezeichnung „Erbsünde“ entspricht insofern unseren wissenschaftlichen Erfahrungen, als jeder Fehltritt, dessen nachteilige Folgen sich auf die Nachkommen vererben, für diese zur Quelle des Unheils wird. „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend nur Böses kann gebären!“ sagt ja der Dichter auch mit vollem Recht. Die Beschränkung des Begriffes „Erbsünde“ auf die erste Sünde ist aber zu eng gegriffen. Richtiger müssen wir jede Sünde, welche sich in ihren nachteiligen Folgen auf die Nachkommen überträgt, als „Erbsünde“ bezeichnen und keineswegs bloß die erste Sünde des ersten Menschenpaares.

Die Quellen der Erkenntnis.

Neben dem Zweifel an der berechtigten Unterscheidung zwischen sittlich Gutem und sittlich Bösem, welcher durch den ersten Sündenfall gelöst wurde, beschäftigte vom ersten Anfange an den Menschen

die Frage nach seinem letzten Ziele und Zwecke. Die Antwort, welche ihm darauf zuteil wurde, war keine ein für allemal abschließende, sondern ging mit dem geistigen Entwicklungsgange des Menschen Hand in Hand. Dieser schreitet beim einzelnen vom frühesten Kindesalter bis zu jenem der vollen Reife stetig aufwärts. Dem Kinde wird die erste Stufe der Erkenntnis von seinen Eltern übermittelt. Daran reiht sich die Erziehung durch die Schule, bis der zu selbständigem Denken herangereifte Geist aus eigener Kraft die Höhen der Erkenntnis zu erklimmen vermag. Dabei bleiben aber alle drei Erkenntnisquellen, die unmittelbare Mitteilung und Belehrung durch Dritte, der lebendige Eindruck der bisherigen eigenen Erfahrungen und die Ergebnisse der selbsttätigen Weiterbildung zeitlebens nebeneinander wirksam. Nach der Natur der Verhältnisse tritt hierbei allerdings die eine oder die andere dieser Erkenntnisquellen zeitweilig mehr oder weniger in den Vordergrund.

Der gleiche Entwicklungsgang ist dem Erkenntnisleben der Menschheit vorgeschrieben. Die erste Grundlage der menschlichen Erkenntnis müssen wir in der göttlichen Offenbarung suchen. Zu dieser gesellte sich im Laufe der Zeit die eigene Erfahrung der Menschen, vereint mit der von den Vorfahren überkommenen Überlieferung und den Ergebnissen des immer mehr und mehr nach Geltung ringenden Strebens nach selbständiger geistiger Erkenntnis. Diesem fortgesetzten Kampfe um Wahrheit und Aufklärung haben wir ja auch die staunenswerten Leistungen der modernen Technik zu danken. Sie beruhen in letzter Linie auf der wissenschaftlichen Forschungsarbeit, welche heute zur vornehmsten Quelle unserer Erkenntnis geworden ist.

Es erscheint deshalb wahrlich nicht mehr zu früh, wenn auch die bisher lediglich auf den Grundlagen der Offenbarung und Überlieferung aufbauende Glaubens- und Sittenlehre ebendieselben Quellen unserer heutigen Erkenntnis ihrer weiteren Entwicklung zugrunde legt. Die uns auf dem Wege der Offenbarung und Überlieferung zugekommenen Wahrheiten brauchen deshalb noch keineswegs außer acht gelassen zu werden, wir dürfen bei ihrer wissenschaftlichen Prüfung nur nicht vergessen, daß eine

und dieselbe Tatsache von dem unerfahrenen Kinde in anderer Weise erfaßt und wiedergegeben wird, als von dem vollgereiften Manne.

In Befolgung dieses Grundsatzes werden wir in jedem einzelnen Falle auf Grund einer strengen wissenschaftlichen Sonde das rein Legendäre von der an sich wahren, aber uns im Lichte einer kindlichen Vorstellung übermittelten Begebenheit zu unterscheiden haben. So wird es uns nicht schwer fallen, zwischen der ausschließlich auf dem Boden der unmittelbaren Offenbarung und Überlieferung aufbauenden Glaubens- und Sittenlehre und der auf streng wissenschaftlicher Grundlage neu zu begründenden Religionswissenschaft ein Band herzustellen, welches sich durch die fortschreitenden Ergebnisse einer vollkommen unabhängigen, voraussetzungslosen wissenschaftlichen Forschung sehr bald enger gestalten wird, als wir heute noch für möglich halten dürften.

Die Offenbarung.

Wenn wir im vorstehenden von unmittelbarer göttlicher Offenbarung gesprochen haben, so schwebte uns hierbei nur jene Form der göttlichen Offenbarung vor den Augen, welche auch heute noch Tag für Tag besonders begnadeten Menschen zuteil wird. Man pflegt solche geistige Größen gewöhnlich als „Genies" zu bezeichnen. Das Wesen des Genies darf man wohl darin suchen, daß sich dasselbe seiner unmittelbaren Beziehung zu Gott und seiner unmittelbaren Verantwortlichkeit gegenüber demselben in besonderem Grade bewußt ist, und in diesem Bewußtsein den bahnbrechenden Gebilden seines gottbegnadeten Geistes, unbekümmert um noch so gewaltige äußere Hindernisse und Gegenströmungen freien und unaufhaltbaren Lauf verleiht. Nur so erklärt sich das gewaltige Ringen und Kämpfen der großen Denker und Dichter aller Zeiten, welche durch die unbesiegbare Kraft ihres göttlichen Funkens Jahrhunderten, ja Jahrtausenden die Wege gewiesen haben. Diesen wenigen Auserwählten gegenüber stehen ihre übrigen Mitmenschen, wenn sie auch mit noch so

hohen Geistesgaben ausgerüstet sind, in untergeordneter Stellung da, weil sie in den von den ersteren gewiesenen leitenden Bahnen lediglich das auszuführen haben, wozu jene den Plan und die Grundlage geschaffen haben. Ist dies geschehen, so macht sich immer wieder das Bedürfnis nach neuen, bahnbrechenden Ideen geltend, und es erscheint erfahrungsgemäß alsbald wieder ein Mann an der Oberfläche, welcher auf dem ihm eigenen Gebiete der Welt ihre weiteren Bahnen weist. Dies gilt von allen Gebieten des menschlichen Geisteslebens, insbesondere auch von jenem der religiösen Erkenntnis. Die Art und Weise, in welcher diese Offenbarung dem einzelnen Begnadeten zuteil wird, entspricht vollkommen jenen inneren Regungen, deren jeder Mensch bei seinen Handlungen und Unterlassungen mehr oder minder gewahr wird und die wir als „Stimme des Gewissens" zu bezeichnen pflegen.

Hören wir daher von den Gesprächen Gottes mit den Führern seines Volkes, so versteht es sich von selbst, daß wir es hierbei lediglich mit einer inneren Stimme zu tun haben, deren Äußerungen in jenem bildlichen Ausdruck wiedergegeben erscheinen. Damit ist aber noch keineswegs gesagt, daß der Inhalt der Offenbarung in Beziehung auf den gleichen Gegenstand im Laufe der Zeit der nämliche geblieben ist. Denn gerade auf diesem Gebiete macht sich der erziehliche Charakter der dem Menschen im Laufe seiner Entwicklung allmählich übermittelten Erkenntnisse in ganz besonders auffälliger Weise geltend. Ja, wir können für den jeweiligen Inhalt der Offenbarung unbedenklich den Grundsatz aufstellen, daß die dem Menschen in einem bestimmten Zeitpunkte durch dieselbe übermittelte Erkenntnis der zeitweiligen Bildungsstufe desselben entspricht. Es ergibt sich dies einerseits aus dem Umstande, daß die Offenbarung infolge ihrer rein natürlichen Vermittlung die jeweilige höchste Geistesstufe der Menschheit nicht überschreiten kann, und andererseits daraus, daß dieselbe erst dann wieder bahnbrechend einzugreifen berufen ist, wenn die früher vermittelte Erkenntnis bereits zum Gemeingute der breitesten Volksschichten geworden ist.

So dürfen wir auch dem jeweiligen Stande unserer Erkenntnis keinen absoluten, abschließenden Wert beilegen, wie es in voll-

ständiger Verkennung ihres wahren Wesens bisher seitens der verschiedensten religiösen Bekenntnisse der Fall gewesen ist. Dies mußte naturgemäß zu ihrer Verknöcherung und zum Absterben jedweder fruchtbaren Lebenstätigkeit führen.

Betrachten wir nun von unserem Standpunkte aus jene Wahrheiten und Erscheinungen, welche wir in der bis heute vornehmsten religiösen Erkenntnisquelle, der Bibel des Alten und Neuen Testamentes, niedergelegt finden, und vergleichen wir mit diesen die Ergebnisse der bisherigen wissenschaftlichen Forschung, vor allem jener auf naturwissenschaftlichem Gebiete, so werden wir den wissenschaftlichen Wert dieser Wahrheiten und Erscheinungen am sichersten beurteilen können.

Die Schöpfung.

1.

Wenn wir in die Schaffensarbeit Gottes einen tieferen Einblick gewinnen wollen, werden wir wohl am besten tun, davon auszugehen, daß wir den Menschen als Ebenbild Gottes betrachten dürfen. Wir werden demgemäß die im Menschen beschränkt und bedingt zur Erscheinung tretenden Vorgänge ohne diese Schranken und ohne diese Bedingungen im göttlichen Vorbilde suchen müssen. Erproben wir diesen Grundsatz zunächst in seiner Anwendung auf die Schöpfungsgeschichte.

Da entsteht zunächst die Frage: „Wie ist die Materie entstanden?" Wir haben dieselbe bereits früher dahin beantwortet, daß sie vom göttlichen Geist geschaffen wurde, und ergänzen diese Antwort noch dahin, daß die Materie in erster Linie der im göttlichen Geiste ruhenden Willenskraft ihre Entstehung verdankt.

Ist dies der Fall, dann müssen wir auch im einzelnen Menschen als dem Ebenbilde Gottes eine solche materielle Schaffenskraft, allerdings in beschränktem Maße, wiederfinden. Dies trifft auch tatsächlich zu. Unsere tägliche Erfahrung lehrt uns nämlich, daß wir mit Hilfe der in unserem Geiste ruhenden Willenskraft in allerdings sehr beschränktem Maße imstande sind,

dieselbe Wirkung zu erzielen, wie wir sie aus der Zufuhr von Nahrungsstoffen zu gewärtigen haben. Dies läßt sich wohl nur dadurch erklären, daß unser Geist durch die Betätigung der in ihm ruhenden Willenskraft bis zu einem gewissen Grade befähigt ist, seine Kraft in Stoff umzusetzen. Der Mensch kann so im kleinen ebenso materiell schöpferisch wirken, wie es seitens des göttlichen Geistes im großen, unermeßlichen Weltbereich der Fall war und noch immer ist. Diesfalls sei nur an den wunderbaren Zauber einer Militärkapelle hingewiesen, deren ermunternde Weisen dem bis zur Erschöpfung abgemüdeten Soldaten neue Kräfte zuzuführen und so einige Zeit dieselbe Wirkung auszuüben vermögen, welche mit der Verabreichung von Speise und Trank verbunden gewesen wäre. Die Klänge der Musik regen eben die seelischen Kräfte des Menschen im hohen Grade an und geben ihm die Möglichkeit, einen Teil derselben in Stoff umzusetzen. Umgekehrt vermag der Mensch auch, die ihm von außen zugeführten Stoffe bis zu einem gewissen Grade in Kraft umzusetzen und hierdurch auf Kosten der rein materiellen Lebensbedingungen seine geistigen Lebensäußerungen zu erhöhen. Das naheliegendste Beispiel bietet hierfür wohl der Genuß von geistigen Getränken seitens mancher Redner, Schauspieler, Sänger u. dgl., ehevor sie in die Öffentlichkeit treten.

Dieser beständige gegenseitige Austausch von Kraft und Stoff bildet das Lebenselement des Menschen und wird von dem Grundsatze beherrscht, daß die Summe der jeweilig in der Materie gebundenen und der in der Natur freiwirkenden Kräfte stets dieselbe war und immer dieselbe bleiben wird. Ist der menschliche Organismus nicht mehr in der Lage, diesen Austausch zu vermitteln, so stellt er seine Lebenstätigkeit ein und findet mit dem Tode sein natürliches Ende. Das gleiche gilt (mit den in der Eigenart eines jeden Lebewesens begründeten Abweichungen und Beschränkungen) von allen übrigen organischen Wesen, also auch von den Pflanzen und Tieren.

2.

Unsere moderne Naturwissenschaft und Psychologie wollen allerdings von dieser aufbauenden, schöpferischen Tätigkeit des Geistes nicht viel wissen.

Sie gehen von der Tatsache aus, daß die auf den Körper eindringenden Reize zunächst auf die Sinnesorgane wirken. Von diesen werden sie dann durch die sogenannten sensiblen Nerven zum Gehirn und Rückenmark und von da wieder durch die motorischen Nerven zu den Muskeln geleitet. Alle Reize müssen so, ehe sie zu den Muskeln kommen, das Gehirn oder das Rückenmark oder auch beide nacheinander durchlaufen.

Die Aufgabe der Sinnesorgane besteht also zunächst darin, die von außen kommenden Reize aufzunehmen. Dieser Vorgang bringt eine Änderung des Protoplasma jener Zellen, auf welche die mit den Reizen verbundene Bewegung eingewirkt, mit sich, die der Kraft dieser Bewegungserscheinungen entspricht. Die Nerven haben dann die Aufgabe, die so in den Sinnen gesetzte Veränderung bis zum Gehirne und Rückenmark fortzuführen und von da wiederum bis zu den Muskeln zu leiten. Diese Veränderungen in den Sinnesorganen und in den Nervenleitungen, wie nicht minder im Gehirn und Rückenmark sollen nun angeblich stets mit einer Zersetzung der dabei in Betracht kommenden Stellen verbunden sein.

Als Beweis hiefür verweist Arnhart in seinen Erörterungen über die Grundlehren einer objektiven Psychologie*) auf einen von Schiff angestellten Versuch, wobei Hunde zunächst bewußtlos gemacht wurden. Den so betäubten Hunden wurden an zwei Stellen Löcher in das Schädeldach gebohrt und durch diese thermoelektrische Nadeln ins Gehirn eingeführt. Die Nadeln waren oben erweitert, so daß sie in der engen Knochenhöhle, welche zum Einsetzen derselben gebohrt wurde, durch Reibung festhielten. Auf diese Operation hin wurden die Tiere zwei Tage hindurch sich selbst überlassen. Nach dieser Zeit hatten sich die meisten schon so erholt, daß sie Nahrung zu sich nehmen konnten. Waren die Nadeln in der Wunde noch unbeweglich, so wurde das betreffende Tier auf einen mit dicken, weichen Teppichen bedeckten Beobachtungstisch gelegt. Um das Tier zu beruhigen, gab man

*) „Grundlagen der Erziehungslehre als Naturwissenschaft" von Ludwig Arnhart. Leipzig und Wien, 1893. S. 45 u. 46.

ihm Milch und Fleisch und unterhielt sich mit ihm. War es endlich ruhig, so wurden die thermoelektrischen Nadeln mit dem Galvanometer verbunden. Der hiedurch bewirkte starke Ausschlag verschwand bald und es konnten nun die eigentlichen Versuche beginnen. Man berührte hiebei eine Körperstelle, man hielt dem Hunde Speck unter die Nase, man pfiff, man öffnete plötzlich einen Regenschirm im Gesichtsfelde desselben, man reizte fast alle Sinne des Hundes. Bei diesen Reizen wurden Körperbewegungen des Tieres vermieden. Alle diese Reizungen ergaben eine Nadelablenkung — eine Erwärmung des Gehirnes — nach jedem Reize. Wurde ein Reiz öfter nacheinander wiederholt, so nahm die Stärke der Ablenkung, also auch die Stärke der erregten Wärme ab. Diese Wärme konnte nicht durch Zuleitung von außen entstanden sein, da ja auf den Körper nur Schall, Licht usw. einwirkten. Die Wärme mußte vielmehr durch chemische Veränderungen hervorgebracht worden sein. Ähnliche Versuche ergaben auch für die Nerventätigkeit eine Erwärmung durch chemische Prozesse.

Man hat auch einzelne Muskeln mit einem Stücke ihres Nerven herauspräpariert und dann den Nerven gereizt. Jeder Reiz bewirkte hierbei eine Zusammenziehung des Muskels. Reizte man den Nerven mit einem schwachen Strom an einer dem Muskel nahen Stelle und dann an einer vom Muskel entfernten Stelle mit dem gleichen Strome, so ließ sich im zweiten Falle eine kräftigere Zusammenziehung des Muskels beobachten, als im ersten. Da sich im letzteren Falle aber nur die Länge des Nerven verändert hatte, durch den der Reiz ging, und alle übrigen Bedingungen dieselben geblieben waren, glaubte man daraus schließen zu dürfen, daß der Reiz mit der Länge der Leitung an Kraft zunehme.

Die bei diesen Versuchen festgestellte Wärmeentwicklung suchte man nun mit dem Zerfalle der durch die Reize getroffenen Moleküle und einem damit verbundenen verbrennungsartigen Vorgange, welcher gleichzeitig eine Ausscheidung der zersetzten Stoffe mit sich bringe, zu erklären.

Im Zusammenhange damit wurde darauf hingewiesen, daß sowohl mit der Reizung in der Großhirnrinde, als auch mit

jener im Rückenmark eine Verengung der das betreffende Organ mit Blut versorgenden Gefäßmuskeln verbunden sei, die wieder eine verringerte Blutzufuhr verursachte. In diesen mit den Reizen verbundenen Zusammenziehungen der Gefäßmuskulatur liege auch die Erklärung für die verschiedenen Erscheinungen des Gefühllebens und die mit denselben verbundenen Angriffs- und Abwehrsbewegungen, die wir als „Affekte“ zu bezeichnen pflegen. Leise Reize seien regelmäßig mit einem Lustgefühle, starke mit einem der Unlust verbunden. Die Lustgefühle seien demnach objektiv durch schwachen Gefäßdruck und daher nur geringe Unterbindung der Blutzufuhr, die Gefühle der Unlust dagegen durch stärkeren Gefäßdruck und merklichere Verengung der Blutgefäße gekennzeichnet. Infolgedessen seien auch die ersteren von raschen, die letzteren von schwächeren Assoziationsbewegungen begleitet. Man könne so die Gefühle geradezu mit dem Manometer messen.

Besehen wir uns diese wissenschaftlichen Beobachtungen und die aus denselben gezogenen Schlüsse etwas näher, so fällt uns vor allem der sehr beschränkte Wert der denselben zugrunde liegenden Versuche auf. Diese sind an lebenden Tieren oder solchen entnommenen Körperteilen vor sich gegangen, diese Tiere standen aber durchwegs unter dem niederdrückenden Einflusse der an ihnen vorgenommenen schmerzhaften Eingriffe. Da darf es uns nicht wundernehmen, wenn jeder Reiz, der von außen auf die Sinnesorgane und in weiterer Folge auf die Nerven ausgeübt wurde, ein Gefühl der Unlust und Hand in Hand damit die Zerstörung der in Mitleidenschaft gezogenen Moleküle zur Folge hatte. Diese mag auch die verbrennungsartige Wärmeentwicklung erklären. Wir wollen auch zugeben, daß in solchen Fällen eine Verengung der Gefäßmuskulatur und infolgedessen eine Verminderung der Blutzufuhr stattfindet. Die Frage, ob die Kraft eines Reizes mit der Länge der Nervenleitung, welche er durchlaufen muß, unter allen Umständen zunimmt, mag dahingestellt bleiben; für unseren Zweck bleibt deren Beantwortung ohne wesentlichen Belang. Ganz entschieden müssen wir uns aber gegen die Annahme verwahren, daß leise Reize Lustgefühle und stärkere Reize ein Gefühl der Unlust mit sich zu bringen pflegen. Ob der Reiz zart oder

heftig ist, kann nur für das Maß, nicht aber auch für die Art des von ihm erzeugten Gefühles von Belang sein. Es kann geradeso ein starker Reiz, wie zum Beispiel der tobende Lärm einer türkischen Musikkapelle, das Gefühl berauschender Wollust zur Folge haben, wie der zarte Hauch eines vorwurfsvollen Wortes das Gefühl eines tiefen Seelenschmerzes hervorzurufen vermag. Die materielle Kraft des Reizes bedingt eben seine Wirkung erst in zweiter Linie, ausschlaggebend ist für diese lediglich der Charakter des in Frage kommenden Reizes.

Fassen wir nun solche Reize ins Auge, welche ein Gefühl der Lust, der Freude, des lauten Jubels auszulösen vermögen. Bei diesen haben wir nicht den mindesten Grund, eine Zersetzung der von ihnen berührten Moleküle oder eine Verengung der dabei in Betracht kommenden Gefäßmuskeln anzunehmen. Reize dieser Art lassen im Gegenteil eine die Organe aufbauende und die Blutzufuhr fördernde Wirkung beobachten und haben daher wohl eher eine Erweiterung, als eine Verengung der Gefäßmuskulatur zur Folge. Von ihnen gilt so recht das Dichterwort: „Der Geist ist's, der den Körper baut!" Physiologisch können wir uns diesen Vorgang kaum in anderer Weise erklären, als durch die Annahme, daß die betroffenen Organe eine Vermehrung der ihnen eigenen Substanz erfahren und so in die Lage kommen, ihre Blutgefäße reichlicher zu versorgen und so eine Vermehrung der allgemeinen Lebenskräfte überhaupt hervorzurufen.

Wir finden also, daß die in den einzelnen Reizen enthaltenen Kräfte auf die von ihnen berührten Organe entweder einen zersetzenden oder einen aufbauenden Einfluß ausüben können. Im ersteren Falle dürfen wir auch eine Verminderung des im Körper vorhandenen Blut- und Wärmevorrates annehmen, was keineswegs ausschließt, daß infolge hochgradiger Affekte ein augenblickliches Aufwallen des bereits vorhandenen Blutvorrates und damit eine ungewöhnliche örtliche Blutzufuhr für einige Zeit ermöglicht wird. Beim Nachlassen und allmählichen Verschwinden dieser außerordentlichen Nervenanspannung macht sich aber der bereits früher eingetretene Verfall der Kräfte um so empfindlicher bemerkbar. Es findet dann wohl auch die für den Augenblick überwundene

Verengung der Gefäßmuskulatur in entsprechendem Maße statt. Bei den mit Lustgefühlen verbundenen Reizen tritt dagegen eine Vermehrung der den betroffenen Organen eigenen Substanz und damit eine Erhöhung der Blutzufuhr und gleichzeitig auch eine Steigerung der örtlichen und allgemeinen Körperwärme ein. Bei Zersetzung der Moleküle ist nur eine augenblickliche, rein örtliche Wärmeentwicklung möglich.

Ein voller Einblick in diese geheimnisvollen Naturvorgänge wird uns wohl für immer vorbehalten bleiben. Soviel können wir indes mit Sicherheit behaupten, daß die dem Körper von außen zugeführte Kraft in demselben eine Arbeit verrichtet. Diese besteht entweder in der Zersetzung oder in dem organischen Weiterbau der von ihr berührten Körperteile. Im letzteren Falle setzt sich die Kraft in Stoff um, welcher durch Vermehrung des im Körper vorhandenen Blutgehaltes eine Steigerung der allgemeinen Körperwärme verursacht. Diese hat wieder eine Erhöhung der allgemeinen Lebenskraft zur Folge. Es findet so ein fortgesetzter Austausch von Kraft und Stoff statt, welcher unsere Ausführungen über die Umsetzung von Kraft in Stoff in vollem Maße zu rechtfertigen vermag.

3.

Damit kommen wir wieder auf die Schöpfung selbst zu sprechen und finden bei Verfolgung des dem einzelnen Menschen eigenen Schaffensganges, daß seinen bewußten Schaffensakten ein Zustand der Überlegung vorauszugehen pflegt, welcher in der Entscheidung für die eine oder die andere der verschiedenen einander widerstreitenden geistigen Strömungen seinen Abschluß findet. Diese endliche Entscheidung nennen wir einen Entschluß. Dürften wir diesen Vorgang überhaupt auf das göttliche Vorbild anwenden, so wäre auch der Schöpfung ein solcher Widerstreit der in Gott ruhenden guten und bösen Triebe vorangegangen und mit dem Entschlusse zur Schaffung einer die Menschheit für alle Zeit beglückenden Welt zur Entscheidung gelangt. Auf diesen Grundgedanken ist wohl die vom Christentum ebenfalls vertretene Anschauung zurückzuführen, daß Gott außer den sichtbaren

Wesen auch noch unsichtbare erschaffen habe. Nach der kirchlichen Lehre waren dies die Engel im Himmel, von denen viele böse wurden und sich gegen Gott empörten. Da habe sich im Himmel ein großer Streit erhoben, der zwischen Michael und den übrigen gut gebliebenen Engeln einerseits und den unter Satans Führung stehenden bösen Engeln anderseits zur Austragung gelangte. Die bösen Engel seien hiebei überwältigt und von dem Himmel in die Hölle gestürzt worden.

In dieser Erzählung erscheinen die guten Triebe offenkundig in den Engeln und die bösen in Satan und seiner Anhängerschaft verkörpert. Im Gegensatze hiezu finden wir in den verschiedenen Mythologien die guten und bösen Triebe durch eine reichgegliederte Götterwelt vertreten.

In dieser Richtung sei schon an dieser Stelle ein für allemal darauf hingewiesen, daß es nur ein einziges rein geistiges Wesen geben kann, nämlich jenes, welches wir Gott nennen, weil das Vorhandensein weiterer rein geistiger Wesen mit dem Begriffe der dem reinen Geiste eigenen Unendlichkeit unvereinbar ist. Sämtliche übrigen Lebewesen sind vielmehr Gebilde der vom göttlichen Geiste geschaffenen und durchdrungenen Materie und führen ein durch Zeit und Raum beschränktes Dasein. Damit fällt die ganze heidnische Götterlehre und die Vorstellung einer uns umgebenden unsichtbaren Welt rein geistiger Lebewesen von selbst zusammen.

Die Schöpfung im Lichte der Naturwissenschaft.

1.

Auf keinem Gebiete der weitverzweigten wissenschaftlichen Forschungen herrscht heute noch eine solche Unklarheit und Verworrenheit, wie auf jenem der Frage nach der Entstehung der Welt und der Bildung und Entwicklung der organischen Lebewesen bis hinauf zum Menschen.

Wir begegnen hier vor allem den sogenannten Entwicklungstheorien, welche zur Erklärung aller Erscheinungen in der Natur vorerst nach den mechanisch und nach bestimmten Gesetzen wirken-

den Ursachen in der Natur forschen, um an deren Hand die einzelnen Vorgänge zu erklären. Dabei sehen diese Theorien von einer außerhalb der Natur stehenden Schaffenskraft in der Regel ab und gehen zum Teil soweit, das Dasein einer solchen überhaupt in Zweifel zu ziehen, ja gänzlich zu leugnen.

Unter diesen verschiedenen Entwicklungstheorien nimmt heute die sogenannte „Abstammungslehre" den ersten Rang ein. Hiernach haben sich die höheren Organismen im Laufe der Zeit aus den niederen entwickelt, und ist diese Entwicklung und Umgestaltung teils im Wege der Vererbung, teils in jenem der fortgesetzten Anpassung an die äußeren Lebensbedingungen erfolgt. Zu den letzteren gehören insbesondere die wechselnden Einflüsse der Außenwelt, vor allem die das einzelne Lebewesen umgebende Atmosphäre, die jeweiligen örtlichen Verhältnisse, die Lebensweise im allgemeinen, besonders der gesteigerte Gebrauch oder Nichtgebrauch einzelner Organe und dergleichen. Auf diese Weise sei die Organisation zu immer höherer Entwicklung gelangt, wobei Darwin die Ursache dieser aufsteigenden Entwicklung darin suchen zu dürfen glaubt, daß in dem Kampfe ums Dasein immer nur die bestorganisierten Lebewesen erhalten blieben.

Zur näheren Begründung dieser Abstammungslehre wird zunächst auf die Tatsache verwiesen, daß jeder Organismus in hohem Grade bildungsfähig ist und seine normale Gestalt nur dann annimmt, wenn er unter normalen Bedingungen aufwächst, sich aber sofort verändert, wenn er in andere Verhältnisse gebracht wird. Licht und Luft, Kälte und Wärme, Feuchtigkeit und Trockenheit, Nahrung und Bodenbeschaffenheit, Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe wirken hiernach auf jedes Lebewesen ein und beeinflussen dessen Gestaltung. So sei jeder Organismus das Ergebnis jener Anlagen, welche durch Vererbung in das Ei gebracht wurden und das einzelne Wesen seinen Vorfahren gleich oder ähnlich zu gestalten suchen und jener Eindrücke, welche von außen her fortgesetzt auf dasselbe wirksam sind. Wiederholen sich die letzteren durch eine Reihe von Generationen hindurch mit genügender Stärke, so werde ihre Wirkung weiter vererbt und zeige sich auch dann an den Nachkommen, wenn diese Eindrücke

nicht mehr unmittelbar durch äußere Ursachen hervorgerufen werden. Hiefür böten besonders die Haustiere ein bemerkenswertes Beispiel, indem dieselben unter der Hand des Menschen in verhältnismäßig kurzer Zeit eine wesentliche Veränderung erfahren hätten.

Was den Einfluß der Örtlichkeit auf die Entwicklung und Gestaltung der einzelnen Arten betrifft, wird auf die Tatsache hingewiesen, daß gewissen Gegenden bestimmte Arten von Organismen ausschließlich eigen sind, weil denselben anderwärts die erforderlichen Lebensbedingungen fehlen.

Auf Grund dieser Erwägungen nimmt die heutige Naturwissenschaft an, daß sich Ähnlichkeit in der Gestalt und im innern Bau vorwiegend durch Blutsverwandtschaft erklären lassen, und daß sich die Lebewesen in demselben Maße verändert haben, als ihre Daseinsbedingungen im Laufe der Zeit verändert wurden. Die erste und wichtigste dieser Daseinsbedingungen findet Darwin in dem Besitze eines solchen Organismus, welcher dem einzelnen Lebewesen in seinem Kampfe ums Dasein die besten Dienste leistet. Demgemäß sucht derselbe die Ursache der in der Welt wahrnehmbaren aufsteigenden Entwicklung der Organismen und ihres zweckmäßigen Baues darin, daß in dem Kampfe ums Dasein immer nur die bestorganisierten Lebewesen zur Fortpflanzung gelangten und so ihre guten Eigenschaften auf die Nachkommen vererbten. Dabei räumt Darwin insbesondere der Zuchtwahl eine ausschlaggebende Bedeutung ein, indem dadurch, daß eine Reihe von Generationen hindurch nur Tiere oder Pflanzen von einer oder mehreren ganz bestimmten Eigenschaften zur Fortpflanzung gelangten, eine allmähliche Steigerung eben dieser Eigenschaften erzielt worden sei. Die Zuchtwahl selbst sei wieder in erster Linie dadurch bedingt, daß die Individuen einer Art mancherlei Unterschiede im Baue, in der Lebensweise und in den psychischen Eigenschaften aufweisen, so daß die Auswahl eines oder mehrerer Merkmale möglich sei. Weiters komme hiebei die Erblichkeit in Betracht, wonach in dem Falle, als die Eltern eine bestimmte Eigenschaft besitzen, diese bei den Nachkommen nicht selten in verstärktem Maße auftritt.

Aus den Ergebnissen seiner Forschungen auf dem Gebiete der Zuchtwahl wollte nun Darwin den Schluß ziehen, daß die Abstammung einer neuen Art aus einer anderen, also eine Veränderung der Arten möglich sei, so daß also nicht nur die Merkmale, welche die Individuen einer und derselben Art voneinander unterscheiden (Individual-Charakter), sondern auch jene Merkmale, welche die Individuen einer Art von solchen einer andern Art trennen (Art-Charakter), veränderlich seien.

An der Möglichkeit, den Individual-Charakter zu verändern, hat man nie gezweifelt, beruht ja der unerschöpfliche Reichtum in den Formen der ganzen belebten Natur auf diesem Gesetze der Veränderlichkeit. Die Frage ging vielmehr von jeher dahin, ob auch über die Grenzen der einzelnen Art hinaus eine solche Veränderung möglich sei, ob diese nun im Wege der natürlichen oder künstlichen Entwicklung, welche wir als „Züchtung" kennen, erfolge. Diesfalls ging Darwin von der Erfahrung aus, daß die Eltern ihren Kindern Eigenschaften ihrer eigenen Charakteranlagen vererben. Diese Vererbung beschränkt sich keineswegs auf die typischen Eigenschaften der Art, sondern erstreckt sich auch auf rein persönliche Eigenschaften, also auf den Individual-Charakter. Die Vererbung des Art-Charakters hat naturgemäß einen konservativen Charakter und stützt die in der Bibel enthaltene Auffassung, daß die Arten seit Erschaffung der Welt oder mindestens seit den Tagen der Sintflut gleich geblieben seien. Die Vererbung der rein persönlichen Eigenschaften dagegen, z. B. von besonderen geistigen Anlagen oder von Krankheiten, dient der fortschrittlichen Entwicklung der einzelnen Arten und wird daher im Gegensatze zur „konservativen Vererbung" als „progressive Vererbung" bezeichnet. Die Frage nach der Veränderlichkeit der Arten läßt sich hiernach auch in die Form kleiden, ob es möglich sei, den typisch gegebenen Art-Charakter durch fortgesetzte progressive Vererbung von neuen, rein individuellen Eigenschaften soweit zu verändern, daß sich daraus endlich dauernd eine neue Art entwickelt? Kann z. B. so im Laufe von Jahrtausenden aus einem Panther ein Löwe werden oder umgekehrt?

Darwin und seine Anhänger bejahen diese Frage. Sie weisen hierbei unter anderem darauf hin, daß es im Wege der künstlichen

Züchtung möglich wurde, einer von Natur aus schopflosen Taubenrasse im Laufe mehrerer Generationen einen Schopf anzuzüchten. Zu diesem Behufe hatte man zunächst aus der vorhandenen Rasse jenes Paar ausgewählt, welches unter allen die längsten Federn am Kopfe trug. Dieses ließ man zur Paarung zu. Von den Jungen wurden wieder diejenigen, welche die längsten Kopffedern aufwiesen, zur Paarung bestimmt und dieser Vorgang durch mehrere Generationen hindurch planmäßig fortgesetzt. Schließlich erhielt man wirklich Tauben mit dem gewünschten Schopf. In ähnlicher Weise pflegt man bekanntlich auch bei der künstlichen Züchtung der verschiedenen Rassen von Pferden, Rindern, Schafen, Hunden und anderen Tieren vorzugehen.

Was ersehen wir hieraus? Doch nichts anderes, als daß durch eine geeignete künstliche Zuchtwahl eine gesteigerte Vererbung von individuellen Charakter-Eigenschaften, also die Bildung von Spielarten, möglich ist, welchen bei dem Menschen vielleicht die Rassen entsprechen. Dabei kommt aber in Betracht zu ziehen, daß bei Aufhören der künstlichen Züchtung die stärkere Rassen-Anlage allmählich die schwächere in den Hintergrund drängt, bis sie schließlich den vollen Sieg über dieselbe davonträgt, wie die wissenschaftliche Erfahrung lehrt. Auch hegt die Natur keine besondere Vorliebe für fortgesetzte Inzucht, sie sträubt sich vielmehr gegen jedes Übermaß derselben, welches nicht zum Fortschritte, sondern zur geistigen und körperlichen Verkümmerung führt.

Wir können so in den Ergebnissen der künstlichen Zuchtwahl keinen Beweis für die Veränderlichkeit der Art in dem von den Anhängern der Darwinschen Theorie angenommenen Sinne erblicken.

Besehen wir uns nun ein von denselben mit Vorliebe ins Treffen geführtes Beispiel aus dem Gebiete der natürlichen Zuchtwahl.

Ein mit Fröschen und ihren Verfolgern wohl besetzter Sumpf, inmitten von Wäldern gelegen, trocknet aus. Die Frösche werden hierdurch ihren Feinden und durch ihre nackte Haut auch der Hitze preisgegeben. Sie flüchten in die nahen Wälder. Dort werden sie aber von den sie verfolgenden Feinden wegen ihrer grünen Farbe auf dem braunen Waldboden leicht erkannt und gefangen.

Befinden sich unter diesen Fröschen solche mit bräunlich grüner Hautfarbe, so werden diese ihren Gegnern leichter entkommen, als ihre rein grünen Genossen, weil sie schwerer zu erkennen und daher leichter zu übersehen sind. Nach dem Gesetze über den Kampf ums Dasein werden daher vorzugsweise die bräunlich grünen Frösche zur Fortpflanzung kommen, weil sie die günstigeren Daseinsbedingungen besitzen. Die gleiche Erscheinung wird sich bei ihren Jungen zeigen. Die anfänglich nur individuellen Charaktereigenschaften werden sich so nach der Darwinschen Auffassung im Laufe der weiteren Generationen immer mehr zu solchen der ganzen Art umwandeln, und wird so aus der ursprünglich grünen Froschart mit der Zeit eine braune werden.

Wirklich eine neue Art? Wir können darin nicht mehr und nicht weniger als eine neue Spielart, wie solche auch im künstlichen Wege gezüchtet werden kann, erblicken. Abgesehen hiervon, ist aber doch die Frage gestattet, ob denn wirklich die einzelnen Frösche einer so klaren Überlegung und Selbstbeherrschung fähig sind, daß sie die besonderen Nachteile der grünen Hautfarbe erkennen und infolge dieser Erkenntnis einerseits die bräunlichen Frösche die grünen Froschweibchen und anderseits die bräunlichen Froschweibchen die grünen Frösche vom geschlechtlichen Verkehre ausschließen? Auch liegt die Annahme nahe, daß die verfolgten Frösche allesamt einen anderen Aufenthaltsort aufsuchen.

Es gehört wirklich ein hoher Grad von Phantasie und ein bedenklicher Mangel an voraussetzungsloser Forschung dazu, um aus einer Reihe nicht einmal beweiskräftiger Tatsachen ein so weitgehendes und allgemeine Geltung beanspruchendes Naturgesetz ableiten zu wollen, wie es die Darwinsche Abstammungslehre ist.

2.

In den vorstehenden Ausführungen haben wir unseren Standpunkt auch der Haeckelschen Entwicklungslehre gegenüber bereits im wesentlichen gekennzeichnet. Haeckel geht auf Grund der geologischen Forschungen von der Ansicht aus, daß sich der höhere Organismus aus dem niedrigeren entwickelt habe. Beim Vergleiche der einzelnen Erdschichten finde man nämlich in den ältesten

Schichten nur die niedrigsten Organismen, in den nächst jüngeren schon etwas höher entwickelte und in der letzten Epoche endlich die Krone der Entwicklung, den Menschen.

Dabei weise wieder der Mensch selbst am Anfange seiner eigenen Entwicklung die niedrigsten organischen Tierformen, als welche Haeckel die Moneren betrachtet, auf.

Der Mensch entsteht nämlich aus einer einfachen Zelle, dem Ei. Nach der Befruchtung ist dieses kernlos und gleicht so den ebenfalls nur aus einer kernlosen Zelle bestehenden Moneren. Die Zelle erhält nun einen Kern. Sie erreicht damit die Stufe jener nächsthöheren Tiere, welche ebenfalls aus einer kernhaltigen Zelle bestehen, der Amoeben. Die Eizelle vermehrt sich nun durch Teilung, und die entstandenen Zellen bilden eine feste Kugel. Damit kommt der menschliche Organismus jenem der auf die Amoeben folgenden Tiere, der Synamoebien, gleich, welche ebenfalls aus mehreren Zellen bestehen, die zu einer festen Kugel vereinigt sind. So durchläuft der menschliche Organismus nach Haeckel im weiteren die organischen Gebilde der Planaeaden, Urdarmtiere, Urwürmer, Weichwürmer, Chordatiere, der Schädellosen, Rundmäuler, Urfische, Lurchfische, Kiemenlurche, Schwanzlurche, Uramnioten, Ursäuger und Beuteltiere, dann der Halbaffen, geschwänzten Catarrhinen, der Menschenaffen und sprachlosen Menschen, bis er endlich mit dem sprechenden Menschen seine Entwicklung abschließt.

Diese aufsteigende Reihe betrachtet Häckel als die Regel, welche allerdings Abweichungen nicht ausschließe. Seien nämlich die Ernährungsbedingungen einer Tierart besonders günstig, so finde keine Zuchtwahl statt. Auch würden in einem solchen Falle einzelne Organe, welche zum Ergreifen der Nahrung und zum Kampfe um dieselbe gezüchtet wurden, leicht entbehrlich. Durch deren Nichtgebrauch könnten aber bei längerer Zeitdauer diese Organe nicht nur bei einzelnen Individuen, sondern auch bei ganzen Arten verkümmern. Hierfür biete unser Ohr ein bemerkenswertes Beispiel. Weil es der Mensch lange Zeit hindurch nicht selbsttätig bewegt habe, sei ihm dessen Bewegungsfähigkeit durch Verkümmerung der Ohrmuskeln verloren gegangen. Ebenso sei

das Vorhandensein der halbwilden Naturvölker auf einen Stillstand oder eine Verkümmerung im Laufe ihrer Entwicklung zurückzuführen.

Dasselbe Gesetz, welches Häckel in der Entwicklungsgeschichte des Menschen findet, ist nach ihm der ganzen Tierwelt eigen. So durchlaufe z. B. auch die Forelle die Entwicklungsstufen des Tierreiches, aber allerdings nur bis zu ihrer Stufe. Bis dahin habe sie ihre Entwicklung mit jener des Menschen gemein.

Häckel nennt die Entwicklung der einzelnen Individuen Ontogenie, jene der Arten Phylogenie und stellt den Lehrsatz auf: „Die Ontogenie ist eine abgekürzte Wiederholung der Phylogenie."

Dieses sogenannte „biogenetische Grundgesetz" soll nun im Zusammenhalt mit der Darwinschen Abstammungslehre die allmähliche Entwicklung der gesamten organischen Welt aus einer einzigen, durch Urzeugung entstandenen Urform, der Monere, beweisen. Die immer weiter fortschreitende Entwicklung hätte sich hiernach im Wege der fortgesetzten Anpassung und Vererbung, verbunden mit einer immer weitergehenden Arbeitsteilung (Differenzierung) in der Weise vollzogen, daß sich aus einer ursprünglichen Art eine zweite, aus dieser eine dritte und vierte Art u. s. w. entwickelte, bis endlich diese Entwicklung bei ihrer höchsten Stufe, dem Menschen, angekommen sei.

3.

Dem Gesagten gegenüber fragen wir: Kann es etwas Unnatürlicheres, Erzwungeneres geben, als diese im Schweiße des Angesichtes aufgehäufte Fülle von anscheinend wissenschaftlichen Forschungsergebnissen und den daran geknüpften Folgerungen? Liegt es denn nicht näher und erscheint es den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechender, anzunehmen, daß dem göttlichen Geiste zunächst die Materie in ihrer einfachsten Form entsprang, aus welcher er jene unerläßlichen Daseinsbedingungen schuf, ohne welche ein organisches Leben weder entstehen, noch gedeihen konnte? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß die Belebung ebendieser Materie nach Herstellung dieser Vorbedingungen durch den göttlichen Funken in einer Weise erfolgte, welche in demselben Augenblicke

ungezählte Milliarden der niedersten organischen Keime entstehen und aus diesen zunächst die Pflanzen als weitere Vorbedingung für die Tierwelt und sohin diese selbst, schließlich aber den Menschen zur Entwicklung gelangen ließ? Ja noch mehr. Kann nicht die Entwicklung des niedersten pflanzlichen Organismus gleichzeitig mit jener aller uns bekannten höheren Organismen, jenen des Menschen nicht ausgeschlossen, in ebenjenem Augenblicke ihren Anfang genommen haben?

Wenn wir dies annehmen, erklärt sich ohne viele Mühe das sonst so schwer enträtselbare Geheimnis der Schöpfung und ihrer organischen Entwicklung. Es hätten sich hiernach die einzelnen Pflanzen und Tiere, wie nicht minder auch der Mensch, nach denselben Gesetzen des inneren Aufbaues, aber selbständig und unabhängig aus der ungezählten Menge von gleichartigen Urkeimen entwickelt, wobei der höher veranlagte Organismus in der Regel alle Entwicklungsstufen der niedrigeren Organismen durchlaufen mußte, ehe er zu seiner eigenartigen höheren Weiterbildung schreiten konnte. Dabei gelangten selbstredend die niederen Organismen mit ihrer Entwicklung früher zum Abschluß, als die höheren, und so erklärt es sich auch, daß die Entwicklung der organischen Welt mit der Vollendung des Menschen ihren Abschluß fand.

Bei aller Gleichartigkeit der Urkeime nahm so deren Entwicklung bei der immer mehr zutage tretenden Verschiedenheit der sie bestimmenden Einflüsse einen verschiedenen Gang.

Welcher Natur waren nun diese Einflüsse? Sie bestanden einerseits in der Einwirkung der äußeren Natur, anderseits aber auch in jener der uns bis heute unerklärlich gebliebenen inneren Gestaltungskraft, welche die Entwicklung der einzelnen Organismen nach einer bestimmten Richtung hin beeinflußt. Die letztere, unserer Sinnenwelt entzogene geheimnisvolle Triebkraft, deren Vorhandensein wir indes ebenso sicher fühlen, wie eine Mutter das in ihrem Schoße keimende Kind, finden wir mitunter auch mit dem Ausdrucke „Weltseele" bezeichnet. Dem harmonischen Zusammenwirken dieser äußeren und inneren Einflüsse verdankt die gesamte organische Welt ihre Entstehung und Entwicklung.

Dabei bildet die körperliche Seite der Entwicklung das die einzelnen Organismen voneinander scheidende, sie verschiedenartig gestaltende, die geistige, seelische Seite dagegen das sie einem bestimmten einheitlichen Ziele und Zwecke zuführende und unterordnende, also einigende Element.

Es kann eben, wie wir bereits an anderer Stelle dargetan haben, nur ein einziges rein geistiges Wesen geben, welches wir mit dem Begriffe der Gottheit verbinden, und war demnach die Schaffung mehrerer Lebewesen durch jene der Materie als ihrer unerläßlichen Voraussetzung bedingt. Das Verschiedenartige in der Schöpfung sind demnach nur die materiellen Gebilde und ist daher auch der Begriff einer fortschreitenden Entwicklung nur nach dieser Seite hin denkbar. Von einer Entwicklung der seelischen Anlagen können wir nur insoferne sprechen, als wir hierbei die Entwicklung jener körperlichen Organe im Auge haben, von welchen die seelischen Lebensäußerungen bedingt erscheinen.

Die Verschiedenheit der auf die einzelnen Organismen einwirkenden inneren und äußeren Einflüsse hat die unermeßliche Reichhaltigkeit der organischen Welt zur Folge gehabt. Kein organisches Wesen, sei es auch nur die unscheinbarste Pflanze, ist dem anderen vollkommen gleich. Die Unterordnung unter gemeinsame Begriffe, z. B. jenen der „Art", hat vorzugweise den Zweck, uns die Übersicht über die unendliche Mannigfaltigkeit der belebten Natur wenigstens einigermaßen zu erleichtern, und die Feststellung bestimmter sprachlicher und wissenschaftlicher Begriffe für die einzelnen organischen Gebilde zu ermöglichen.

Hierbei kommt selbstredend die natürliche Verwandtschaft in erster Linie in Betracht. Sie bildet im Vereine mit den wesentlichsten Merkmalen der einzelnen organischen Wesen auch die Grundlage für die weitere Einteilung und Gruppierung derselben. So vereinigen sich mehrere Arten mit gleichen Merkmalen unter dem gemeinsamen Begriff der „Gattung" und ebenso wieder mehrere Gattungen, welche übereinstimmende Merkmale aufweisen, unter dem höheren Begriff der „Familie". Auf dieser bauen sich dann wieder die „Ordnungen" und „Klassen" auf. Dabei können sich unsere Naturforscher die Abgeschmacktheit nicht versagen, den

Menschen zur Klasse der „Säugetiere“ zu rechnen, obwohl ihn von diesen keineswegs blos die schon wiederholt betonten Gaben des Selbstbewußtseins und der Selbstbestimmung, sondern auch verschiedene andere Eigenschaften trennen, welche der gesamten Tierwelt vorenthalten sind. Zu diesen rechnet man insbesondere: Vorne Hände, hinten Füße, platte Sohlen, kurze Zehen, von denen die erste nicht überstellbar ist, glatte Nägel an allen Fingern und Zehen, aufrechter Gang, geschlossene Zahnreihen ohne hervorragende Eckzähne und Bildung eines Kinnes.

Der wesentlichste Unterschied liegt aber im eigenartigen Bau des Gehirnes und des Rückenmarkes, ohne welchen die dem Menschen allein eigene Fähigkeit der freien, selbstbewußten Willensbestimmung nicht zur Betätigung gelangen könnte. Dabei wird den sogenannten Assoziations-Zentren, welche den Tieren entweder gänzlich fehlen oder die bei ihnen wenigstens in einem viel kleineren Maßstabe vorkommen, eine ausschlaggebende Bedeutung zugeschrieben.

Eine neue, seltsame Form der geradezu krankhaften Sucht, den Menschen um jeden Preis zum Tiere herabzuziehen, finden wir in einem Versuche, aus der biblischen Schöpfungsgeschichte den Gegensatz von Menschen und Menschentieren nachzuweisen, den Lanz-Liebenfels in einer Abhandlung über das „Anthropozoon biblicum“ unternommen hat*). Nach ihm bestand das bisher vergeblich gesuchte Übergangsgeschöpf zwischen dem Affen und dem Menschen in einer eigenen Rasse, dem Menschentier (Anthropozoon), welches nach der Bibel „de limo terrae“ geschaffen wurde, während der heutige Mensch (Eo Ariacus) „ad imaginem Dei“ seine Entstehung fand. Der letztere sei der Urahne des homo sapiens Ariacus, welcher der Stammvater Jesu Christi war, und dem wir auch selbst unsere Herkunft verdanken. Dieser Eo Ariacus sei im mittleren Sekundär ein Flugsaurier gewesen und in seiner späteren Entwicklung genetisch nie durch das Stadium der Affen hindurchgegangen, wohl aber habe er sich mit denselben und ihren Vorfahrenstufen bastardiert.

*) Vierteljahresschrift für Bibelkunde, talmudische und praktische Schriften. I. Jahrgang, Heft 3, Berlin 1904 (S. 307 bis 355).

Was die Menschentiere betrifft, deren Reste Lanz-Liebenfels in den Pygmäen-Rassen vermutet, so nimmt er an, daß sie die Lebensart der Amphibien gehabt haben und sowohl im Wasser, als auch auf dem festen Lande wohnten. Ja sogar Nester läßt er sie in die Bäume bauen — die Pfahlbauten — und Könige sollen sie gejagt haben. Der „Alte Bund" stelle eigentlich einen heiligen Urvertrag zwischen dem Eo Ariacus und Gott vor, die Menschentiere auszurotten. Derselbe sei einer praktischen Rassenpolitik zur „Veredlung" des Menschengeschlechtes auf rein anthropologischer Grundlage entsprungen. Ähnliche Grundsätze solle auch der „Neue Bund" beobachten.

Wir danken für diesen wohlgemeinten Vorschlag, die Barbarei des Alten Testamentes wieder neu aufleben zu lassen. Im übrigen verweisen wir auf unsere Ausführungen über die herrschende Abstammungs- und Entwicklungslehre, sowie auf unsere später folgenden Erörterungen über die biblische Schöpfungsgeschichte.

Wir wenden uns nun der Behandlung einer Frage zu, welche in vielen Punkten das Gebiet der Physiologie berührt und von derselben derart beeinflußt wurde, daß man in wissenschaftlichen Kreisen soweit ging, den Bestand einer in den organischen Wesen lebendigen geistigen Kraft überhaupt in Abrede zu stellen. Diese Richtung hat sich im Gegensatz zu der bisher herrschenden „subjektiven Psychologie" als „objektive Psychologie" gekennzeichnet.

Die Lehre von der Seele.

1.

Die objektive Psychologie stellt ihrem wahren Wesen nach eigentlich nur eine Anwendung der in der Entwicklungslehre enthaltenen Grundsätze auf das Gebiet der inneren Lebensvorgänge dar. Diese brachte man bisher mit dem Wirken einer uns unsichtbaren, bewegenden und gestaltenden Kraft, der „Seele", in Verbindung. Die objektive Psychologie sucht nun die gesamten Lebenserscheinungen ohne Zuhilfenahme einer solchen geistigen Kraft lediglich aus materiellen Ursachen und Wirkungen zu erklären

und beschränkt sich hierbei auf die in den äußeren Wahrnehmungen begründete äußere Erfahrung, wogegen die subjektive Psychologie bei Erforschung der inneren Lebensvorgänge auch die innere Erfahrung zu Hilfe nimmt.

Es gehen zwar nicht alle Vertreter der neueren objektiven Richtung so weit, die Annahme einer seelischen Kraft als überflüssig zu erklären und deren Vorhandensein rundweg in Abrede zu stellen. Auch Ludwig Arnhart, welcher sich dieser Frage in mehreren Schriften*) eingehend widmete, konnte anfänglich nicht umhin, dem Begriff der Seele wenigstens auf dem Gebiete des Glaubens eine gewisse Berechtigung zuzuerkennen. Erst in einer später im „Biologischen Zentralblatt" erschienenen Abhandlung**) lehnte er die Annahme eines solchen Begriffes rundweg ab.

Arnhart geht bei seinen Ausführungen vom Kant'schen Standpunkte aus und stellt zunächst in anerkennenswerter Kürze und Übersichtlichkeit den Unterschied zwischen der Erkenntnis a priori und jener a posteriori fest. Die erstere sei dem Menschen schon von Hause aus, vor jeder Erfahrung gegeben, wogegen er der letzteren erst durch seine Sinne teilhaft wurde. Die Erkenntnis a priori sei nur dazu da, um jene a posteriori durch die Begriffe von Raum, Zeit, Kausalität usw. zu bearbeiten.

In seiner im „Biologischen Zentralblatt" erschienenen Besprechung der „objektiven Psychologie" begründet Arnhart seinen Standpunkt insbesondere, wie folgt:

„Wir haben im Laufe unserer Betrachtungen nur von Sinnesreizen gesprochen. Wir sind jetzt eine Aufklärung dahin schuldig, daß wir damit nicht nur Reize unserer Sinne, sondern auch die Reize verstanden haben, welche uns in uns selbst gegeben sind. Lust, Unlust usw. sind z. B. solche Reize. Man betrachtet sie als durch einen inneren Sinn gegeben. Wir sehen also: Die Reize stammen entweder vom innern Sinn oder von den äußern Sinnen. Die Reize des innern Sinnes machen die innere Erfahrung aus,

*) „Grundlagen der Erziehungslehre als Naturwissenschaft" (1893, Leipzig und Wien), und „Begriff und Bedeutung der objektiven Psychologie" (Korneuburg).

**) Nr. 15 vom 1. August 1899 (Leipzig), Seite 521 u. f.

die der äußern Sinne die äußere. Beide werden durch die Bewußtseinsformen a priori zu Erkenntnissen verarbeitet. Die Erkenntnisse der äußern Sinne liefern die Körperlehre, die der innern Sinne die Seelenlehre. So wie uns nun die Materie unbekannt bleibt, welche die äußeren Reize liefert, so muß uns auch die Seele unbekannt bleiben, welche die innern Reize liefert. Drei Dinge müssen uns also nach diesen Auseinandersetzungen unbekannt bleiben: Materie, Seele und Bewußtsein. Damit ist auch die Frage über die Leistungsfähigkeit der Psychologie, welche wir am Beginne dieses Kapitels gestellt, beantwortet. Zwischen der inneren Erfahrung und der äußeren herrscht ein großer Unterschied. Die äußere Erfahrung ist im Raume und in der Zeit gegeben, die innere nur in der Zeit. Der Raum ist ruhig, stehend, die Zeit wechselnd. Derselbe Raum kann mir öfter gegeben werden, dieselbe Zeit nicht mehr. Die Beziehungen auf den Raum sind sicher, objektiv, die auf die Zeit unsicher, subjektiv. Darum erscheint die äußere Erfahrung von uns unabhängig. Wir haben das Bewußtsein, daß die äußere Erfahrung auch ohne uns besteht. Die innere Erfahrung besteht aber ohne uns nicht. Auf die äußere Erfahrung ist auch das Experiment anwendbar, auf die innere nicht. Zu einer exakten Wissenschaft, wie die Naturwissenschaft, in welcher die Gesetze durch Experimente demonstriert werden können, welche vom Subjekte unabhängig ist, kann die innere Erfahrung nie werden. Es kann jemand behaupten, er habe ein Unlustgefühl; kann das nicht eine Lüge sein? Es kann jemand behaupten, er könne sich einen vierdimensionalen Raum denken; kann ich ihm beweisen, daß dies unmöglich ist? Die innere Erfahrung ist, wie diese wenigen Beispiele zeigen, die sich beliebig vermehren lassen, der Willkürlichkeit zu sehr unterworfen, um eine ernste Wissenschaft zu werden. Sie war und wird immer der Tummelplatz der tollsten Streitigkeiten sein. Das wird sich nie ändern lassen."

„Fast alle Erscheinungen meiner inneren Erfahrung kann ich, aber freilich nicht an mir, sondern an anderen Personen, durch meine äußeren Sinne wahrnehmen. Diese Wahrnehmungen müssen durch die Formen der Erkenntnis bearbeitet, zu einer Wissenschaft von demselben Werte, wie die Naturwissenschaften, führen. Diese

Wahrnehmungen sind in Raum und Zeit gegeben, auf sie ist das Experiment anwendbar. Warum soll ich mich nun mit einer Wissenschaft mit unsicheren Ergebnissen zufrieden stellen, wenn ich eine solche mit sicheren Ergebnissen aus demselben Erscheinungsgebiete haben kann? Das wäre doch unklug von mir, wenn ich nicht das Bessere nehmen wollte. Freilich muß bemerkt werden, daß der Weg der äußeren Erfahrungen viel langsamer zurückgelegt werden kann, als der der inneren. Jene Bequemlichkeit führt der Weg der äußeren Erfahrung nicht mit sich, welche die innere Erfahrung bietet. Um die innere Erfahrung zu verwerten, schließe ich mich in mein Kämmerlein ein und denke. Die äußere Erfahrung erfordert mühsame Experimente und ein Denken, welches erst durch das Experiment objektiv gültig wird. Die äußere Erfahrung liefert aber dafür sichere Resultate."

„Diese letzten Auseinandersetzungen werden es rechtfertigen, wenn wir im folgenden, wo wir auf rein naturwissenschaftlichem Standpunkte stehen wollen, auf die Bearbeitung der inneren Erfahrung verzichten. Es soll durch diese Ausführungen nicht dargetan sein, daß die Bearbeitung der inneren Erfahrung wertlos sei; im Gegenteile: für die Ausbildung des Subjektes ist die Psychologie, das ‚Erkenne dich selbst', von großer Bedeutung. Das folgt schon aus dem biogenetischen Grundsatze; denn die subjektive Psychologie ist uralt. Es ist diese Psychologie ohnehin schon des öftern bearbeitet worden. Wir werden die der inneren Erfahrung entsprechenden Reize der äußeren Erfahrung bearbeiten und werden dadurch eine Psychologie (wenn man schon diesen Namen haben will) bekommen. Diese Psychologie werden wir aber objektive Psychologie nennen, weil sie ohne die innere Erfahrung besteht. Im Gegensatze hiezu werden wir die Psychologie, welche sich auf die innere Erfahrung stützt, subjektive Psychologie nennen."

Auch in seinen anderweitigen Auseinandersetzungen vertritt Arnhart den Gedanken, daß uns von unseren Mitmenschen nur das gegeben sei, was wir durch unsere äußeren Sinne wahrnehmen können. Dies seien aber nur seine Bewegungen. Deshalb kommt er in seiner Schrift über „Begriff und Bedeutung der objektiven Psychologie" zu dem Schlusse, daß diese wesentlich eine Bearbeitung

der Bewegungen unserer Mitmenschen ohne Rücksicht auf ihre innere Erfahrung und nur mit Beziehung auf die Voraussetzungen, welche wir unserer gesamten äußeren Erfahrung nach machen müssen, vorstelle. Arnhart gesteht in seinem vorerwähnten, im „Biologischen Zentralblatt" erschienenen Aufsatze übrigens selbst zu, daß seine sogenannte „objektive Psychologie" eigentlich nichts anderes sei, als Physiologie, und bemerkt hiezu:

„Weil aber die Physiologen immer noch glauben, daß das Psychische die Triebfeder der willkürlichen Bewegungen ist und demnach vor derselben Halt machen und weil die Psychologen immer noch meinen, sie könnten an ihren Mitmenschen Psychisches wahrnehmen, wurde der Name ‚objektive Psychologie' gewählt."

„Eines sei noch bemerkt. Bis jetzt hat man, wenn man an seinen Mitmenschen den unseren ähnliche Bewegungen wahrgenommen, per Analogie auch bei ihnen die gleiche innere Erfahrung vorausgesetzt und ihnen, so wie uns, ein inneres Wesen, die Seele, zugeschrieben. Jetzt kann man, wenn man bei seinen Mitmenschen alle Bewegungen ohne Seele erklären kann, den Analogieschluß umkehren und sagen: Bei meinem Mitmenschen brauche ich keine Seele, um seine Bewegungen zu erklären, seine Bewegungen sind den meinen ähnlich, also brauche ich auch bei mir keine Seele, um alle meine Bewegungen zu erklären. So wie ich früher aus dem bekannten Psychischen in mir auf das unbekannte Psychische in meinem Mitmenschen geschlossen, so schließe ich jetzt aus dem bekannten Physiologischen von meinem Mitmenschen auf das unbekannte Physiologische in mir, das ich, weil ich mir nicht selbst ins Gehirn blicken kann, nicht wahrnehmen kann."

2.

Damit wären wir beim Haupttrumpf angelangt, um den sich aller Liebe Müh' gedreht hat! Betrachten wir aber den ganzen Gedankenaufbau von seinem Ausgangspunkte bis zu diesem anscheinend epochemachenden Abschlusse desselben etwas näher, so fällt uns gleich die mangelhafte Klarheit der einzelnen Begriffe in die Augen, welche das ganze Lehrgebäude in bedenkliche Schwankungen zu versetzen geeignet ist.

Gleich im Anfange finden wir Lust und Unlust als „Reize" bezeichnet, obwohl diese beiden Begriffe ihrem Wesen nach keine Reize, sondern einen Zustand, welcher die Folge von Reizen zu sein pflegt, bezeichnen, der allerdings seinerseits wieder zur Quelle von Reizen werden kann.

Wenn im weiteren gesagt wird, die Reize stammen entweder vom inneren Sinn oder von den äußeren Sinnen, so ist diese Fassung ebenfalls nicht zutreffend, da ja die Reize richtiger von der Außenwelt oder aus unserem eigenen Innern stammen und lediglich deren Aufnahme und Weiterführung durch die hiefür besonders bestimmten und geeigneten Sinnesorgane erfolgt. Die durch die Organe des inneren Sinnes vermittelten Reize bilden demnach den Gegenstand der „inneren Erfahrung", die durch die Organe der äußeren Sinne aufgenommenen und weiterbeförderten Reize stellen dagegen die „äußere Erfahrung" dar.

Wir werden weiters belehrt: „Sowie uns die Materie unbekannt bleibt, welche die äußeren Reize liefert, so muß uns auch die Seele unbekannt bleiben, welche die inneren Reize liefert. Drei Dinge müssen uns also nach diesen Auseinandersetzungen unbekannt bleiben: Materie, Seele und Bewußtsein."

Ist dem auch so? Liefert uns wirklich die Materie allein die äußeren Reize und die Seele allein die inneren Reize? Mit anderen Worten: Sind alle äußeren Reize nur materieller Natur und alle inneren Reize nur geistiger Natur: Mit nichten! Die äußeren Reize können gerade so gut geistigen, wie die inneren Reize materiellen Ursprunges sein. Eine uns „begeisternde" Rede, ein uns bezaubernder Gesang sind doch zweifellos geistige Reize, welche von außen her auf uns einwirken. Umgekehrt entspringen wieder dem Mangel an Nahrung, der Erkrankung einzelner inneren Organe und dergleichen die verschiedenartigsten inneren Reize, welche in rein materiellen Verhältnissen begründet sind. Die Aufnahme und Vermittlung der Reize erfolgt allerdings in beiden Fällen durch die entsprechenden materiellen Vorgänge, ohne welche es ja überhaupt keinerlei organische Lebenstätigkeit, sei es nun auf geistigem oder materiellem Gebiete, gibt. Besteht doch das Wesen des organischen Lebens darin, daß die geistigen Elemente

ohne die materiellen und die materiellen ohne die geistigen keine organische Lebensäußerung hervorzubringen vermögen. Ebenso hat sich erst aus dem harmonischen Zusammenwirken von Geist und Materie, aus der Durchdringung und Umbildung der Materie durch den Geist jener ideale Begriff des eigenen „Ich" herausgebildet, welcher mit der Fähigkeit zu selbstbewußter Erkenntnis und Gedankenarbeit untrennbar verknüpft ist. Wir kommen so im organischen Gefüge des Menschen jenem unerforschlichen Geheimnis der göttlichen Dreifaltigkeit näher, als wir es auf den ersten Blick anzunehmen geneigt wären. Dasselbe Geheimnis umhüllt ja auch den Ursprung und die allmähliche Entwicklung der ganzen Schöpfung: Der göttliche Geist erschafft die Materie und verwandelt diese in den menschlichen Geist. Wir treffen so auch im unendlichen Weltall den schöpferischen göttlichen Geist mit der in ihm ruhenden belebten und unbelebten Materie zu einem einzigen harmonischen Ganzen vereint.

Es liegt demnach kein zwingender Grund vor, zwischen der äußeren und inneren Erfahrung eine so weitgehende Grenze zu ziehen, daß man der inneren Erfahrung geradezu jeden wissenschaftlichen Wert abspricht. Es lassen sich ja fast alle Erscheinungen unserer Innenwelt durch rein äußere Beobachtungen auch an unseren Mitmenschen feststellen, zudem berechtigen uns die von denselben in Wort und Schrift mitgeteilten Tatsachen zu dem Schlusse, daß wir die in unserem eigenen Innern beobachteten Lebensvorgänge unter den gleichen Verhältnissen auch bei unseren Mitmenschen als gegeben annehmen dürfen.

Wir werden demnach das Verhältnis der inneren zur äußeren Erfahrung dahin festzustellen haben, daß die innere, rein subjektive Erfahrung durch die Ergebnisse der äußeren, auch anderen zugänglichen Erfahrung ihre objektive, allgemein gültige Bedeutung erhält. Umgekehrt bildet aber die innere Erfahrung wieder ein die äußere beobachtendes Element, welches schon oft die angeblich so sicheren Ergebnisse der äußeren Erfahrung mit Erfolg Lügen gestraft hat. Wo immer die Wissenschaft einen mit dem allgemeinen Empfinden unverträglichen Lehrsatz aufstellt, tritt die innere Erfahrung, der „gesunde Menschenverstand" in seine Rechte und nimmt eine selb-

ständige Prüfung der betreffenden Lehrmeinung vor. So ist die Wissenschaft schon wiederholt belehrt worden, daß sie einem Trugschluß zum Opfer gefallen sei, und behielt sohin die innere Erfahrung gegenüber der äußeren die Oberhand. Es ist daher vollkommen ungerechtfertigt, die innere Erfahrung gegenüber der äußeren als wissenschaftlich minderwertig hinzustellen, zumal ja auch die erstere ihre Experimente, freilich in anderer Form, aufzuweisen vermag.

Daraus ergibt sich aber von selbst, daß wir die rein einseitige Behandlung der Psychologie vom sogenannten „objektiven" Standpunkte aus ohne jede Rücksichtnahme auf die Ergebnisse der subjektiven, inneren Erfahrung, als durchaus ungenügend zurückweisen müssen.

Wir werden deshalb daran festzuhalten haben, daß es nur eine wissenschaftlich vollwertige Psychologie gibt, nämlich jene, welche die Ergebnisse der inneren und äußeren Erfahrung gleichmäßig verwertet und auf denselben ihre wissenschaftlichen Grundsätze und Lehren aufbaut. Die sogenannte „objektive Psychologie" ist und bleibt nichts anderes, als eine angewandte Physiologie. Ihre Begründung als selbständiger wissenschaftlicher Zweig, weil „die Physiologen noch immer glauben, daß das Psychische die Triebfeder der willkürlichen Bewegungen sei, und die Psychologen noch immer meinen, sie könnten an ihren Mitmenschen Psychisches wahrnehmen", kann uns in unserer Meinung nicht beirren. Wir entnehmen derselben vielmehr nur das eine mit Befriedigung, daß es noch immer Physiologen gibt, welche über ihrer vorwiegend äußerlich beobachtenden Berufsarbeit dem Gebiete der rein geistigen Erkenntnis noch nicht völlig entfremdet worden sind, und daß es noch immer Psychologen gibt, welche daran festhalten, daß man nur mit geistigem Auge rein geistige Vorgänge beobachten und beurteilen könne. Einen höheren Wert vermögen wir daher der Begründung einer unter dem Titel und Charakter einer „objektiven Psychologie" auftretenden Physiologie nicht zuzuerkennen.

3.

In Wahrheit bildet die im vorstehenden gekennzeichnete neue Seelenlehre nur das Sprungbrett, von welchem aus der salto

mortale zu einer auf den selbständigen Begriff einer geistigen Lebenskraft, der Seele, überhaupt verzichtenden, rein sinnlichen Naturerkenntnis ermöglicht werden soll.

Arnhart schickt sich dazu an, indem er bemerkt, wenn wir an unseren Mitmenschen alle Bewegungen ohne Seele zu erklären vermögen, könnten wir folgerichtig auch auf die Annahme einer in uns selbst lebendigen Seele verzichten. Die Voraussetzung trifft aber eben nicht zu. Sie müßte erst durch andere Beweisgründe erhärtet werden, als es bisher der Fall war. Solange dies nicht geschieht, und es wird dies voraussichtlich nie geschehen, müssen wir bei der Annahme einer in allen organischen Wesen lebendigen Kraft, welche die Materie ihren Zwecken gemäß zu gestalten strebt, verbleiben. Diese geheimnisvolle Lebenskraft nennen wir aber die „Seele". Die Seele ist ihrem einheitlichen geistigen Wesen nach in allen Geschöpfen von gleicher Art. Dieselben können sich somit nur durch ihre körperliche Beschaffenheit voneinander unterscheiden. Sind die in der Seele ruhenden Lebenskräfte nicht mehr imstande, sich in lebendige Kraft und im weiteren in Stoff umzusetzen und hiedurch den Körper ihren Zwecken dienstbar zu machen, weil entweder dessen Organe unbrauchbar oder sogar vernichtet werden, so hört die weitere Lebenstätigkeit der Seele auf, und es gehorchen fortan die noch vorhandenen körperlichen Organe lediglich den Gesetzen der unbelebten Materie. Sie zerfallen, während die in ihnen lebendig gewesene Kraft innerhalb derselben gebunden bleibt und sich mit dem allmählichen Verfalle dieser Organe in dem weiten All verflüchtigt. Wir sagen dann: „Die Seele hat sich wieder mit Gott, als dem Ursprung aller Kraft, vereinigt!" Oder: „Sie ist zu Gott zurückgekehrt!" Ebenso auch: „Die Seele ruht nun in Gott!" Der Tod bedeutet somit nicht das Verschwinden oder die Vernichtung der Seele, sondern nur ihre Verwandlung aus einer lebendigen in eine ruhende Kraft, welche unter geeigneten Umständen wieder in eine lebendige Kraft umgesetzt werden kann.

Daraus ergibt sich von selbst, daß an eine Wiedergeburt des Menschen ohne seine fleischliche Neugestaltung nicht gedacht werden kann. Was wir die „Unsterblichkeit" der Seele nennen, ist lediglich die Unvergänglichkeit des geistigen Wesens überhaupt,

verbunden mit der unauslöschlichen geistigen Fortdauer des gesamten menschlichen Lebensbildes über den Tod hinaus, indem dieses in der göttlichen Erinnerung und teilweise auch in jener der Menschen unvertilgbar fortlebt. Es verschwindet somit wohl das selbstbewußte „Ich" des einzelnen Menschen mit seinem organischen Stillstande, um mit seiner leiblichen Wiedergeburt neu belebt zu werden, seine gesamten Lebensäußerungen von den ersten Anfängen seines irdischen Daseins bis zu seinem Tode bleiben indes im göttlichen Geiste der Unsterblichkeit vorbehalten.

Über diese Grenze hinaus werden wir das Wesen der Seele wohl kaum jemals zu erfassen vermögen. Du Boys-Reymond bemerkt*) diesfalls sehr zutreffend: „Wenn wir uns einen Geist vorstellen von solchem Scharfsinn, daß er imstande wäre, sich die Lage, die Bewegung und die Gesetze aller Teile des Weltalls vorzustellen, wenn dieser aus dem unermeßlichen System differentialer Simultan-Gleichungen eine „Weltformel" aufstellen könnte, welche es ermöglichte, jedes Ereignis der Geschichte durch die Koordinaten von Raum und Zeit nach rückwärts und nach vorwärts zu konstruieren, wenn dieser hervorragende Geist weiters mit den hervorragendsten Sinnesorganen und technischen Vorrichtungen ausgerüstet wäre, so daß er einen Menschen zusammensetzen könnte und dessen Atomen die richtige Bewegungsgeschwindigkeit zu geben vermöchte, so wüßte er doch noch nicht, warum die sich so bewegenden Atome diese oder jene Gedächtnisbilder in dem von ihm geschaffenen Menschen zu erzeugen vermögen. Es wird daher niemals begreiflich werden, wie die Materie denkt oder auch nur die geringste Empfindung hat, selbst in ihrer niedersten Form!"

Wir müssen uns daher innerhalb der uns gezogenen Grenzen bescheiden und in diesem Rahmen uns möglichst frei zu bewegen trachten. Da ist die Stelle, an welcher die subjektive und die objektive Psychologie auf den ihnen eigenen Grundlagen der inneren

*) Diese, wie alle weiters bezogenen Äußerungen dieses hervorragenden Naturforschers sind seinen Vorträgen an der Berliner Universität über „Physische Anthropologie" entnommen.

und äußeren Erfahrung Hand in Hand mit der ihnen nahe verwandten Physiologie einzusetzen haben, um unsere Erkenntnis immer weiter und klarer zu gestalten. Diese Arbeit wird jedenfalls fruchtbarer sein, als das Läugnen von Begriffen, deren Wesen wir mit den beschränkten Mitteln des menschlichen Geistes wohl in aller Zukunft nicht zu ergründen vermögen.

Weitere Beiträge zur Schöpfungsgeschichte.

Der von uns bei Besprechung der Abstammungs- und Entwicklungslehre hervorgehobene Grundgedanke, die Ähnlichkeit verschiedener Lebewesen durch die Annahme gemeinsamer Vorfahren zu erklären, ist an sich nicht neu, konnte aber früher nicht durch so weitgehende Einzelbeobachtungen begründet und entwickelt werden, als es heute der Fall ist.

Es begnügten sich vielmehr zuvor die einen mit der Ansicht, daß die unendliche Mannigfaltigkeit der organischen Formen auf eine spärliche Anzahl von Urtypen zurückzuführen sei, wogegen andere meinten, daß die einzelnen Tier- und Pflanzenarten von Anfang an von Gott geschaffen seien, und wieder andere den Standpunkt vertraten, daß dieselben unabhängig voneinander in verschiedenen Epochen entstanden und keiner Veränderung fähig seien. Erst Lamarck stellte die Begriffe von Arten, Gattungen, Familien, Ordnungen u. s. w. als willkürliche Bezeichnungen hin und vertrat den Grundsatz, daß die höheren Tierformen durch allmähliche Umbildung aus niedersten und einfachsten, durch Urzeugung entstandenen Formen, hervorgegangen seien. Innerhalb dieser Entwicklung stamme der Mensch zunächst von einem affenartigen Säugetiere ab. Das Umbildende, Varietäten und Arten Schaffende war für Lamarck neben der Verschiedenheit der äußeren Lebensbedingungen hauptsächlich der Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe. Geoffroy de Saint-Hilaire suchte ebenfalls die Ursache der auch von ihm angenommenen Umbildung der Arten in Veränderungen der Außenwelt, legte aber hiebei das Hauptgewicht auf den Einfluß der Atmosphäre.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die Naturwissenschaft den Standpunkt vertritt, daß die ganze sichtbare Welt ein gesetzmäßig gewordenes Ganze ist, und daß ebenso das organische Leben ein Ergebnis mechanischer, physisch-chemikalischer Kräfte vorstellt, indem es sich, von den allereinfachsten Formen ausgehend, im Kampfe ums Dasein mit innerer Notwendigkeit immer weiter entwickelte und ebenso auch in aller Zukunft weiter entwickeln muß. Nur über die letzte bewegende Ursache, den Urgrund aller Dinge, gehen die Ansichten noch weit auseinander. Für einen namhaften Teil unserer Gelehrten sind diesfalls nachfolgende Auslassungen, welche wir dem ersten Bande der „Kulturgeschichte der Menschheit" von G. Friedrich Kolb*) entnehmen, geradezu typisch:

„Nicht selten begegnet man der Ansicht, es sei nunmehr der Urgrund aller Dinge, der ganzen Natur entdeckt. Mag man nun allerdings der Meinung sich anschließen, daß aus der Monere — dem einfachsten Organismus, einfacher und niedriger, als die Zelle, — das ganze physische Leben, die Pflanzen- und die Tierwelt, sich entwickelt habe, so ist, trotz des kolossalen wissenschaftlichen Fortschritts, der damit erlangt wurde, der letzte Grund der Dinge in Wirklichkeit noch keineswegs enthüllt. Wie entstand die Materie — Vorbedingung der Monere — und wodurch bildete sich sodann jener Trieb in dieser Materie und dann im tiefsten Organismus, der sie zur Weiterentwicklung bringt, — zu derjenigen Ausbildung, welche aus dem niedrigsten Wesen endlich die höchsten Tierarten und damit den Menschen selbst entstehen machte?"

„Wenn somit auch durch Darwin der letzte Grund des Ursprunges der Dinge nicht enthüllt ist, so folgt daraus doch am allerwenigsten eine Bestätigung des Kirchenglaubens, der alles kurzweg erwiesen zu haben meint, wenn er zu einem außer und über der Natur stehenden persönlichen Gotte seine Zuflucht nimmt. Wenn diese Theorie darin wurzelt, daß alles einen ‚Schöpfer' haben müsse, so liegt die Frage nahe: Wer hat denn diesen Schöpfer geschaffen, denn er kann doch ebenfalls nicht als Nichts und aus Nichts sich selbst geschaffen haben? In dieser Beziehung wollen wir einfach

*) Leipzig, 1885, Seite 24.

nach der einen wie nach der andern Seite bekennen, daß unser Wissen zur Erklärung nicht ausreicht."

Dies ist allerdings ein sehr einfaches Bekenntnis, das vielleicht jene befriedigen mag, welche in den Ergebnissen der sinnlichen Wahrnehmungen den Höhepunkt der wissenschaftlichen Forschung erblicken, nie und nimmer aber denjenigen genügen kann, welche den Ergebnissen logischer Gedankenarbeit mindestens denselben Wert beizulegen gewohnt sind, wie den auf dem Wege sinnlicher Beobachtung gewonnenen Erfahrungen. Wir haben unsererseits bereits früher Gelegenheit gehabt, unseren Standpunkt in dieser Frage klar und deutlich zum Ausdruck zu bringen und die Mangelhaftigkeit der heute herrschenden naturwissenschaftlichen Theorien gebührend zu beleuchten. Wir können hienach als letzte Ursache dieser Mangelhaftigkeit die beschränkte Einseitigkeit der verschiedenen Auffassungen und die Verworrenheit der ihnen zugrunde liegenden Begriffe bezeichnen. Diese sind wiederum auf die fast ausschließliche Beschäftigung unserer Naturforscher mit sinnlichen Beobachtungen der äußeren Natur und der Entwicklung ihrer Lebewesen zurückzuführen. Dadurch wird deren Eignung für abstrakte, streng logische Gedankentätigkeit naturgemäß wesentlich beeinträchtigt und so auch deren Fähigkeit zur unbefangenen Beobachtung und Beurteilung der inneren, rein geistigen Naturvorgänge in nachteiligster Weise beeinflußt. Nur so ist es möglich, daß die moderne Wissenschaft, wie wir oben dargetan haben, an dem Wahne festhält, die Entstehung und Entwicklung der Welt und aller ihrer Organismen aus rein mechanischen, chemisch-physikalischen Ursachen und Wirkungen erklären zu können. Diesen sehr beschränkten Standpunkt hat niemand besser gekennzeichnet, als Du Bois-Reymond, indem er zunächst bemerkte, einer der Hauptgrundsätze, welche sich von selbst verstehen, gehe dahin, daß das Geschehen der Welt in einem gegebenen Augenblicke die absolute und unbedingt notwendige Folge des Zustandes derselben im vorhergehenden Augenblicke und im nächstfolgenden Augenblicke sei und dann beifügte: „Dies steht allerdings im Widerspruche mit der Willensfreiheit und mit der darauf beruhenden Ethik und mit dem Recht; wir haben aber diesen Widerspruch nicht zu schlichten!"

Damit hat der gelehrte Forscher offen einbekannt, daß zwischen den Grundgesetzen der Naturwissenschaft und jenen der sittlichen Weltordnung ein Gegensatz bestehe, dessen Ausgleichung aber nicht der Naturwissenschaft zukomme. Ihr allein allerdings nicht! Wohl aber in Harmonie mit der auf anderen Bahnen demselben Ziele zusteuernden Moral- und Rechtsphilosophie! Mangels einer solchen dürfen wir uns allerdings nicht wundern, wenn die moderne Naturwissenschaft immer mehr und mehr auf einen Irrweg abgedrängt wurde, der sie die Vorgänge in der Natur ohne jede Rücksicht auf die in derselben zweifellos mit zielbewußter Zweckmäßigkeit wirkenden und treibenden Kräfte in rein mechanischen Ursachen und Wirkungen begründet suchen läßt. Ihr so beengter Gesichtskreis begnügt sich mit der Vorstellung, daß in der unbelebten Natur stabiles und in der belebten dynamisches Gleichgewicht herrscht, und verzichtet auf jedes aufklärende Wort über das Wesen jener geheimnisvollen Kraft, welche dieses Gleichgewicht zu stören und damit den Anstoß zum Beginn der Bewegung zu geben vermochte.

So kämen wir eher von der Wahrheit ab, als daß wir uns derselben näherten. Das letztere ist nur auf dem von uns eingeschlagenen Wege möglich, indem wir durch eine genaue und aufmerksame Beobachtung unserer eigenen inneren und äußeren Lebensvorgänge deren geheimnisvolle Triebfedern zu erkunden suchen.

Damit wenden wir uns wieder dem Ausgangspunkte unserer Betrachtungen zu und wollen zunächst jener Überlieferung der Schöpfungsgeschichte, wie wir sie in den Schriften des Alten Testamentes niedergelegt finden, unsere Aufmerksamkeit widmen.

Biblische Darstellung der Schöpfung.

Es liegt auf der Hand, daß ein in allen seinen Teilen immer wieder auf Gott und dessen persönliches Eingreifen in die Geschicke seines Volkes zurückführendes Werk auch den Ursprung dieses Volkes, ja des ganzen Schöpfungswerkes überhaupt, in den Rahmen seiner Ausführungen einbeziehen mußte. Dies geschah denn auch in den ersten Kapiteln des Buches „Genesis“.

Hienach schuf Gott — wenn wir der in der katholischen Vulgata enthaltenen lateinischen und der von Dr. Martin Luther besorgten deutschen Bibelübersetzung folgen — am Anfange Himmel und Erde. Aber die Erde war noch wüst und leer und es herrschte Finsternis über den Tiefen. Der Geist Gottes schwebte aber über den Wässern. Da schuf Gott das Licht und schied es von der Finsternis. Dies war der erste Schöpfungstag.

Am zweiten Tage schied Gott die Wassermassen in solche, welche unter der Himmelswölbung lagern, und solche, welche ober derselben ihre Feste haben sollten. Die Scheidewand selbst nannte er den Himmel.

Am dritten Tage sammelte Gott das Wasser, welches unter dem Himmel war, an einem Ort zusammen und sonderte es von dem sohin trocken werdenden Lande. Das letztere nannte er Erde, das zusammengeflossene Wasser aber nannte er Meer. Nachdem dies geschehen, ließ er auf der Erde Gräser und Kräuter, sowie fruchtbringende Bäume wachsen.

Am vierten Tage ließ Gott am Himmel Lichter entstehen, welche die Erde beleuchten, Tag und Nacht scheiden und die Zeiten angeben sollten, darunter ein großes Licht, welches den Tag, und ein kleines, das die Nacht erhellen sollte. Dazu gesellten sich noch die Sterne.

Am fünften Tag schuf Gott die Fische im Wasser und die Vögel in der Luft. Und Gott segnete sie und sprach: „Wachset und vermehret euch und erfüllet die Wasser des Meeres und die Vögel mögen sich vermehren über der Erde!"

Am sechsten Tage belebte Gott die Erde mit anderen Tieren aller Art und schuf sohin den Menschen nach seinem Ebenbilde, dem er die Herrschaft über die gesamte Schöpfung übertrug.

Am siebenten Tage brachte Gott sein Schöpfungswerk zum Abschluß und ruhte dann von seiner Arbeit aus. Er segnete diesen Tag besonders und heiligte ihn, weil er eben die Vollendung des gewaltigen Werkes in sich barg.

Zu den einleitenden Worten: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde" macht Houston Stewart **Chamberlain** in

seiner Vorrede zur vierten Auflage der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts"*) die nachstehenden Bemerkungen:

„„Zunächst steht nicht „im Anfange"; man kann sich in jedem ausführlichen wissenschaftlichen Kommentar davon überzeugen. Was wir „im Anfang" nennen, also als Bezeichnung eines Uranfänglichen, wird hebräisch durch ein ganz anderes Wort ausgedrückt. Das Wort „berešîth" bedeutet „in der Anfangszeit", „damals als", „zuerst"; es wäre z. B. in einem Märchen anwendbar, wenn von Großvater und Großmutter die Rede ist. Es setzt geradezu eine vorangehende Zeit voraus. — Das zweite Wort, barâ, hat niemals den Sinn „schaffen" getragen. Es heißt (in den verschiedenen anderen semitischen Sprachen ebenso, wie im hebräischen) „auseinanderlegen", „auswickeln", „ausscheiden", „loslösen"; so z. B., wenn man einen chemischen Stoff in seine elementaren Bestandteile „zerlegt". Nirgendwo fand ich ein einzelnes Wort, das den Sinn genau wiedergegeben hätte, und kein Gelehrter konnte mir dazu verhelfen; doch das Gesagte genügt zu einer annähernd präzisen Vorstellung vom Begriffskreis des Wortes barâ und zeigt, daß geradeso, wie berešîth eine vorhandene Zeit, barâ ein vorhandenes Etwas voraussetzt. — Das dritte Wort ist nicht Gott, weder als el, noch als Jahve, sondern eine Mehrzahlbildung von häufiger Anwendung und ganz zweifelloser Bedeutung: elohîm, die Dämonen. Daß die späteren Juden gemeint haben, überall, wo in ihrer heiligen Schrift „die Dämonen" stehe, müsse Gott verstanden werden, ist anerkennenswert, es ist aber unverantwortlich, daß wir Ungelehrte nie im Leben erfahren, im ersten Vers der Bibel stehe nicht „Gott" — der monotheistische Gedanke — sondern „die Dämonen" (im eigentlichen Sinne „die Schrecknisse"). — „Himmel und Erde" ist insofern auch durchaus falsch übersetzt, als wir uns unter „Erde" unseren Planeten denken, wogegen das hebräische erez das „Land" heißt, das feste, trockene Erdreich im Gegensatz zum Wasser und zur Atmosphäre; und šamâyîm bedeutet nicht „Himmel" im Sinne des Sternen-

*) München, 1904, Seite LXXXIII u. f.

himmels (die folgenden Verse würden ja allein genügen, dies darzutun), sondern das als eine Art Kuppel auf die Erde aufgesetzt gedachte „Luftreich". — Und noch einen letzten Fehler weist unsere Übersetzung auf, einen zwar kleinen, doch nicht geringfügigen: Wir setzen nämlich nach den Worten: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde" einen Punkt, als wäre der Satz fertig, als wäre die erste und wichtigste Schöpfungstat vollendet, obwohl das ganze Folgende uns hätte zeigen sollen, welche Gewalt dem Sinne hiedurch geschieht. In Wirklichkeit ist dieser Satz nur gleichsam ein Titel, eine Vorverkündigung dessen, wovon im folgenden die Rede sein soll, wie wir das auch sonst in naiven Erzählungen häufig finden. Also etwa: „Als zu Beginn die Dämonen das Erdreich und das Luftreich ausschieden" (nämlich aus dem „Urmeer" ausschieden, wie gleich darauf erklärt wird) . . . . da geschah folgendes; und nun setzt die Erzählung ein, wie zunächst die Finsternis, die auf dem „Urmeer oder Chaos lag — also auf dem schon vorhandenen, nur noch nicht auseinander gewickelten Stoff — durch Licht aufgehellt wurde und sodann jene angekündigte Ausscheidung der „Feste" zwischen den oberen und unteren Wassern (nämlich des Luftreiches), und sodann der zweiten Feste (nämlich des trockenen Erdreiches) — beides aus dem Urwasser, in welchem sie potentiell (d. h. der Möglichkeit nach) schon enthalten gewesen waren — durch Zerlegen und Auseinanderbreiten stattfand.""

Diesen Ausführungen nach beschäftigt sich die biblische Schöpfungsgeschichte mit der Erschaffung des Urstoffes, aus welchem sohin das ganze Weltall gestaltet wurde, überhaupt gar nicht. Sie nimmt diesen vielmehr als gegebene Tatsache hin und wendet sich sofort der Darstellung seiner „Auseinanderwicklung" zu. Dagegen hält David Heinrich Müller, einer persönlichen Äußerung desselben gegenüber dem Verfasser zufolge, daran fest, daß das hebräische barâ in der Bibel und bei den Propheten regelmäßig „schaffen" bedeutet, und daß die bisher übliche Übersetzung der einleitenden Bibelworte im wesentlichen richtig sei, insbesonders liege für die Übersetzung des Wortes „Gott" durch „Dämonen" kein sprachlicher Zwang vor. Richtig sei allerdings, daß mehrfach die Übersetzung: „Im Anfange, als Gott Himmel

und Erde schuf" befürwortet wird. — Kautzsch*) behält in seiner deutschen Übersetzung des Alten Testamentes die bisher übliche Übersetzung unverändert bei.

Sei dem nun, wie ihm wolle, die biblische Überlieferung widerstreitet unter keinen Umständen der Annahme, daß der göttliche Geist zuerst durch Betätigung der ihm eigenen Willenskraft die Materie geschaffen hat. Ebensowenig behindert sie uns in der Vorstellung, daß die so geschaffene Materie zunächst als eine ruhende Masse den unendlichen Raum gleichmäßig erfüllt und erst eines Anstoßes bedurft habe, um in Bewegung gesetzt zu werden. Gegenteiligenfalls hätte sie ja im ewigen Gleichgewicht verharren müssen. Die Möglichkeit eines solchen Anstoßes führt uns aber immer wieder auf jene Kraft zurück, welcher die Materie selbst ihr Dasein zu verdanken hat, mit anderen Worten auf einen ewigen persönlichen Schöpfer, den wir „Gott" nennen.

Ein solches Wesen oder eine Mehrzahl von solchen Wesen setzt die biblische Schöpfungsgeschichte unbedingt als gegeben voraus. Sie enthält im übrigen in kindlich naiver Form eine Darstellung jener Vorgänge, welche schließlich zur Erschaffung des Menschen, der Krönung des ganzen Schöpfungswerkes, geführt haben.

Wenn dieser Darstellung auch selbstredend die Ergebnisse der seitherigen naturwissenschaftlichen Forschungen vollkommen mangeln, läßt sich doch nicht verkennen, daß dieselbe den heute in Geltung stehenden Grundsätzen über die allmähliche Entwicklung des gewaltigen Weltalls in der Weise entgegenkommt, daß sie ebenfalls zuerst die anorganische und dann die organische Welt in immer höher aufsteigender Entwicklung entstehen läßt. Dabei scheidet die biblische Darstellung allerdings das ganze Schöpfungswerk in eine Reihe einzelner, streng voneinander abgeschiedener Perioden, während in der heutigen Naturwissenschaft der Standpunkt vorherrscht, daß der Entwicklungsgang des Weltalls und seiner organischen Lebewesen ein steter, durch keine gewaltsamen Natur-

*) E. Kautzsch: „Die Heilige Schrift des Alten Testamentes." Freiburg i. B. und Leipzig 1896.

vorgänge unterbrochener gewesen sei, was wiederum mit der Tatsache der gewaltigen vulkanischen Erscheinungen und der in verschiedenen Erdschichten gefundenen Versteinerungen schwer vereinbar ist.

Die biblische Schöpfungsgeschichte bildet demnach eine keineswegs zu unterschätzende, ihrer Entstehungszeit nach geradezu hervorragende Quelle unserer Erkenntnis über die Entstehung der Welt und all' ihrer Geschöpfe. Wenn die Bibel in der Schöpfung das widerspruchslose Werk der göttlichen Allmacht findet, steht sie dabei allerdings der Wahrheit nicht minder fern, als die moderne Naturwissenschaft, wenn diese die Entstehung der organischen und anorganischen Welt aus dem unabänderlichen, rein mechanischen Walten der im Wesen der Materie begründeten Naturgesetze zu erklären sucht. Beide treffen sich aber, wie gesagt, in dem einen Punkte wieder, daß sie übereinstimmend auf eine stufenweise Entwicklung des gesamten Weltalls, sei es nun mit oder ohne Beihilfe von gewaltsamen Umwälzungen, hinweisen.

In der treibenden Kraft dieser Entwicklung irren sich freilich beide. Diese ist weder rein geistiger, noch rein materieller Natur. Es sind vielmehr beide Arten von Kräften, die geistige und die mechanische Kraft von dem Augenblicke an, da der Geist den Stoff geschaffen hatte, unablässig nebeneinander wirksam gewesen, und zwar so, daß der schöpferische Geist die von ihm geschaffene Materie seinen Zwecken unterzuordnen und im Sinne derselben umzubilden und durchzubilden bestrebt war. Dagegen suchten die im Wesen der Materie begründeten Naturgesetze dieser Umbildung und Durchbildung fortgesetzten Widerstand zu leisten.

Die erstere Art von Arbeit war dabei von allem Anbeginne an von einem bestimmten Plan geleitet, während die sie hemmenden Naturgewalten lediglich das Ergebnis mechanischer, physisch-chemischer Kräfte bildeten. In der Bibel sehen wir die rein geistige schöpferische Kraft, in der modernen Naturwissenschaft die rein mechanischen Naturkräfte, einseitig betont und anerkannt. Es haben sich demnach beide über Art und Umfang ihrer Erkenntnis gegenseitig keine Vorwürfe zu machen.

Aus diesem Widerstreit von Geist und Natur entsprang jener titanenhafte Kampf zwischen beiden Gewalten, dessen Zeugen wir bis auf den heutigen Tag sind. Aus diesem Jahrtausende langen Ringen gingen zunächst die anorganischen und später die organischen Weltgebilde hervor, deren Entwicklung im Menschen ihren Höhepunkt erreichte.

Die Entstehung des Menschen.

Nach dem eben Gesagten haben wir die Erschaffung des Menschen als den Schlußakt jener aufsteigenden Entwicklung der gesamten Schöpfung zu betrachten, welche zuerst die zum Entstehen und Gedeihen der organischen Wesen notwendigen Voraussetzungen der äußeren Natur schuf und dann in steter Entwicklung von den Organismen niederster Ordnung ausgehend, solche immer höherer Ordnung bis hinauf zum Menschen in das Dasein rief. Wir haben hiebei als treibende Kräfte einerseits den in der Materie unablässig nach Verwirklichung seines ewigen Planes strebenden göttlichen Geist, anderseits die im Wesen der Materie begründeten, dem ersteren vielfach widerstrebenden Gesetze der Natur kennen gelernt. In diesem unermeßlich langen Ringen hat der Kampf ums Dasein gewiß keine nebensächliche Rolle bei der Entwicklung der einzelnen organischen Wesen gespielt und spielt sie auch heute noch. Er bildet aber nur einen, allerdings gewichtigen, Ausfluß jenes alle Lebewesen ohne Unterschied ihrer Art beherrschenden Strebens, die in ihnen rege gewordenen Triebe zur möglichst vollkommenen und unbehinderten Geltung zu bringen. Der Trieb nach Selbsterhaltung ist bei aller seiner unverkennbaren Bedeutung einer der niedersten Triebe. Er ist selbst den Pflanzen eigen, welche nach Luft und Wärme ringen, um mit deren Hilfe die Pracht ihrer Schönheit und den berauschenden Duft ihrer Blüten entfalten zu können. Dieser Drang nach Befriedigung aller im Einzelwesen lebendigen Triebe findet im Menschen seine höchste Entfaltung im Kampfe ums Glück, welcher wieder in dem Streben nach der ewigen Wohlfahrt seine idealste Verkörperung findet.

Unsere Auffassung vom Verhältnis des Geistes zur Materie steht allerdings mit der landläufigen Vorstellung unserer heutigen tonangebenden Naturhistoriker, wonach alle organischen Lebensäußerungen lediglich in mechanischen Ursachen und Wirkungen ihre Begründung finden, in unlösbarem Widerspruch, findet aber in den nachfolgenden Ausführungen Du Bois-Reymond's ihre unverkennbare Stütze. Dieser äußerte sich diesfalls, wie folgt:

„Wir können sagen, daß in der Abstammungslehre vom Nebelall an bis zum Menschen hinauf eine Kette mechanischer Ursachen und Wirkungen führt. Doch gibt es hierin einen wichtigen Punkt, nämlich den Umstand, daß die Tiere in sich zweckmäßig sind und auch der Außenwelt in der zweckmäßigsten Weise angepaßt erscheinen. Kein Mechaniker hätte dies besser machen können, so fein ist die Anlage. Kann Zweckmäßigkeit die Folge von mechanischen Bildungsgesetzen sein? Der Mechanismus kann nicht vorher wissen, in welche Lage ein Tier gelangen wird! Es muß also hinter der Natur die göttlich schaffende allweise Allmacht stecken, ein Prinzip der Zweckmäßigkeit. Wir müssen dies zugeben, wenn die Erscheinungen auf keine andere Weise erklärbar sind!"

Dazu lehrt uns noch der äußerlich wahrnehmbare Vorgang dieser Entwicklung, daß für Tiere derselben Art die Entwicklung immer die nämliche bleibt, und daß die Tiere der höheren Ordnung die Entwicklungsstufen durchlaufen, auf welchen jene der niedrigeren Ordnung stehen geblieben sind. Eine Art, welche den Stand ihrer vollen Entwicklung erreicht hat, bleibt so auf dieser Entwicklungsstufe stehen und ist lediglich imstande, innerhalb derselben Varietäten der mannigfachsten Art zu bilden.

Es ist demnach nicht nur möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich, daß der Mensch im Laufe seiner Entwicklung einmal bei einer Zwischenform angekommen war, welche jener des Affen sehr ähnlich, ja vielleicht sogar gleich war. Dies besagt aber gegen unsere Auffassung gar nichts. Maßgebend für den Charakter einer Art ist lediglich deren vollkommen ausgebildete und in ihrer Entwicklung abgeschlossene Gestaltung und nicht jene, welche sie im Laufe von ungezählten Jahrtausenden vielleicht einmal durchlaufen hat.

Bei der einmal voll entwickelten Art gibt es keine weitere Fortbildung mehr, wohl aber ist, wie gesagt, eine reiche Varietätenbildung möglich. Ebenso können Umstände, welche die ungestörte organische Entwicklung behindern oder hemmen, eine Mißbildung oder Rückbildung des gesamten Organismus oder einzelner Teile desselben zur Folge haben. Solche Mißbildungen oder Rückbildungen können dann im Wege der Vererbung auch auf die Nachkommen übertragen werden.

Die biblische Darstellung von der Entstehung des Menschen.

1.

In der biblischen Schöpfungsgeschichte finden wir zwei einander widersprechende Berichte über die Erschaffung des Menschen. In den von uns früher berücksichtigten Stellen der biblischen Darstellung finden wir nichts, was mit der heutigen Auffassung von der Abstammung des Menschen unvereinbar wäre. Es kommt hiebei zunächst Vers 26 im ersten Kapitel des Buches Genesis in Betracht, der nach der Vulgata lautet:

„Et ait: Faciamus hominem ad imaginem et similitudinem nostram: et praesit piscibus maris, et volatilibus coeli, et bestiis, universaeque terrae, omnique reptili, quod movetur in terra." — Zu deutsch: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Ebenbilde, welcher die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und die übrigen Tiere und die ganze Erde und alles Gewürm, das sich auf derselben bewegt, beherrsche."

Luther bringt diese Stelle in nachstehender Übersetzung: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kreucht." Die griechische Septuaginta entspricht der Vulgata, während die heute mustergiltige deutsche Übersetzung von Kautzsch mit Luther übereinstimmt.

Im Verse 27 berichten beide Lesearten, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde schuf, wobei hinzugefügt wird: „Masculum et feminam creavit eos." Nach Luther: „Und schuf sie einen Mann und ein Weib."

Dies kann doch nichts anderes besagen, als, daß Gott beide Geschlechter gleichzeitig schuf und nicht, wie an einer späteren Stelle ausgeführt wird, zuerst den Mann und dann das Weib.

Die Richtigkeit unserer Auffassung bestätigt der Inhalt der nachfolgenden Verse, welche in der Vulgata lauten:

28. „Benedixitque illis Deus et ait: Crescite et multiplicamini et replete terram et subjicite eam et dominamini piscibus maris et volatilibus coeli et universis animantibus, quae moventur super terram."

29. „Dixitque Deus: Ecce dedi vobis omnem herbam afferentem semen super terram et universa ligna, quae habent in semetipsis sementem generis sui, ut sint vobis in escam."

30. „Et cunctis animantibus terrae omnique volucri coeli et universis, quae moventur in terra, et in quibus est anima vivens, ut habeant ad vescendum."

Bei Luther finden wir hievon nachstehende Übersetzung:

28. „Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde, und macht sie euch untertan und herrschet über Fische im Meer und über Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf Erden kreucht."

29. „Und Gott sprach: Sehet da, ich habe euch gegeben allerlei Kraut, das sich besamet auf der ganzen Erde, und allerlei fruchtbare Bäume, die sich besamen, zu eurer Speise."

30. „Und allem Tier auf Erden und allen Vögeln unter dem Himmel und allem Gewürm, das da lebet auf Erden, daß sie allerlei grün Kraut essen. Und es geschah also."

In diesen Stellen ist nicht nur die eine Mehrzahl von geschaffenen Menschen voraussetzende Form der Ansprache, sondern auch der Inhalt des Segens bemerkenswert, welcher in seinen Eingangsworten mit der am Schlusse des fünften Tages erfolgten Segnung der bis dahin geschaffenen Tierwelt übereinstimmt. Der darauf Bezug habende Vers 22 lautet nämlich:

„Benedixitque eis, dicens: Crescite et multiplicamini et replete aquas maris avesque multiplicentur super terram!“

Nach Luther: „Und Gott segnete sie und er sprach: Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet das Wasser im Meer und das Gefieder mehre sich auf Erden!“

Den Menschen wird also zunächst derselbe Segen zuteil, wie den Fischen im Wasser und den Vögeln im Himmel:

„Crescite et multiplicamini et replete terram!“ („Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde!“) Dann wird aber unter besonderer Rücksichtnahme auf die ausnahmsweise Stellung des Menschen noch hinzugefügt:

„Et subjicite eam et dominamini piscibus maris et volatilibus coeli, et universis animantibus, quae moventur super terram.“ (Und macht sie euch untertan und herrschet über Fische im Meer und über Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf Erden kreucht!“)

Nach allen diesen Stellen dürfen wir gewiß für den Menschen keinen anderen Schöpfungsvorgang beanspruchen, als für die gesamte übrige Lebewelt. Daß die Schöpfung mit der gleichzeitigen Erschaffung des Menschen beider Geschlechter ihren Abschluß gefunden habe, ergibt sich zudem aus dem Verse 31 des ersten Kapitels und den Versen 1—3, sowie einem Teile des Verses 4 des zweiten Kapitels des Buches Genesis. Diese lauten nach der Vulgata:

31. „Viditque Deus cuncta, quae fecerat; et erant valde bona. Et factum est vespere et mane dies sextus.“

1. „Igitur perfecti sunt coeli et terra et omnis ornatus eorum.“

2. „Complevitque Deus die septimo opus suum, quod fecerat; et requievit die septimo ab universo opere, quod patrarat.“

3. „Et benedixit diei septimo; et sanctificavit illum, quia in ipso cessaverat ab omni opere suo, quod creavit Deus, ut faceret.“

4. „Istae sunt generationes coeli et terrae.“

In der lutherischen Übersetzung finden wir hiefür nach folgenden Wortlaut:

31. „Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut. Da ward aus Abend und Morgen der sechste Tag."

1. „Also ward vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer."

2. „Und also vollendete Gott am siebenten Tage seine Werke, die er machte, und ruhete am siebenten Tage von allen seinen Werken, die er machte."

3. „Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, darum, daß er an demselben geruhet hatte von allen seinen Werken, die Gott schuf und machte."

4. „Also ist Himmel und Erde worden."

Hienach wäre also die Schöpfung mit dem siebenten Tage vollkommen abgeschlossen gewesen und hätten wir, in die moderne wissenschaftliche Sprache übertragen, sieben große Schöpfungsperioden zu unterscheiden, welche mit der Schaffung des Urstoffes und des Lichtes begannen und mit der vollendeten Entwicklung des Menschen ihren Abschluß fanden.

2.

In dem übrigen Teile des zweiten Kapitels finden wir im Buche Genesis eine andere, der vorstehenden widersprechende Darstellung von der Entstehung des Menschen.

Dieser zufolge fehlte nach Vollendung des Schöpfungwerkes noch der Regen, um den Pflanzen Wachstum zu verschaffen, und die Hand des Menschen, welcher die Erde bebaute. Da stieg ein Wasser von der Erde auf und befeuchtete die ganze Erdoberfläche. Aus dieser feuchten Erdmasse schuf nun Gott den Menschen und hauchte diesem Erdgebilde den Atem des Lebens ein. Diesen Menschen setzte er nun in den Garten Eden, dessen Lage uns durch Bekanntgabe seiner vier Hauptgewässer, darunter des Euphrat und Tigris, angedeutet wird. In den Garten pflanzte Gott eine Menge von Bäumen und stellte in deren Mitte den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen. Von

allen Bäumen sollte der Mensch essen dürfen, nur von jenem der Erkenntnis des Guten und Bösen nicht, widrigens er des Todes sterben müßte. Dann sprach Gott: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, wir wollen ihm eine Hilfe machen, die ihm passend sei!"

Nach der Vulgata: „Adjutorium simile sibi." Luther übersetzt diese Stelle: „Eine Gehilfin, die um ihn sei." Kautzsch dagegen: „Ich will ihm einen Beistand schaffen, wie er für ihn paßt." Da bildete Gott aus der Erde alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels und brachte sie zum Menschen, um zu sehen, wie er sie benennen würde. So sollten sie auch heißen. Der Mensch benannte sie auch alle, fand darunter aber kein Wesen, das für ihn als Beistand passend war. Da ließ Gott einen tiefen Schlaf über den Menschen (nach der Vulgata: Adam) kommen. Als er entschlafen war, nahm ihm Gott eine von seinen Rippen aus dem Leibe und schuf daraus ein Weib. Dieses führte er dem Menschen zu, der es als „Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleische" begrüßte. — Die Erzählung schließt mit der Bemerkung, daß beide nackt waren und dennoch gegenseitig keine Scham empfanden.

Es ist klar, daß diese Darstellung von der Erschaffung des Menschen mit der früher von uns besprochenen unvereinbar ist. Wir haben es hier offenbar mit einer aus einer anderen Quelle herrührenden Schilderung, und zwar wohl einer solchen chaldäischen Ursprunges zu tun, welcher auch die beiden folgenden Kapitel angehören dürften. Diese jahvistische Erzählung läßt ein höheres Alter vermuten, als die vorangehende, dem Priesterkodex entnommene Schöpfungsgeschichte, welche eine bedeutend fortgeschrittenere Naturerkenntnis aufzuweisen hat und der jüdischen Priesterweisheit ihre Entstehung verdanken dürfte. Man behielt vielleicht die alte Schöpfungssage noch daneben bei, weil die untergeordnete Stellung des Weibes nach jahvistischer Auffassung in derselben eine willkommene geschichtliche Stütze fand. Auch ihr Zusammenhang mit der Erzählung vom ersten Sündenfall, wovon wir später sprechen werden, mag hiefür maßgebend gewesen sein.

Der Naturzustand der ersten Menschen.

1.

Wenn wir die Frage, in welchem Zustande der Mensch die Hand des Schöpfers verlassen habe, nach der Analogie mit der übrigen organischen Lebewelt beantworten wollen, müssen wir sagen, daß er seine gewiß viele Tausende von Jahren dauernde Entwicklung in dem Augenblicke abgeschlossen habe, da er jene geistige und körperliche Reife erlangt hatte, welche ihn befähigte, mit der Gabe des Selbstbewußtseins jene der freien Willensbildung zu verbinden.

Während aber die übrigen Arten von Lebewesen von dem Zeitpunkte ab, da sie ihre Entwicklung vollendet, zu keiner weiteren Fortbildung und Ausgestaltung der ihnen wesentlichen Eigenschaften und Merkmale befähigt, sondern nur auf die Bildung von Abarten beschränkt erscheinen, bedingte die Eigenart des Menschen einen besonderen Gang seiner weiteren Entwicklung. Diese Eigenart beruht, wie schon wiederholt betont, auf der dem Menschen allein zukommenden Fähigkeit, seine Lebensäußerungen bis zu einem gewissen Grade frei zu bestimmen und Hand in Hand damit seine eigene Entwicklung innerhalb derselben Grenzen zu beeinflussen. Diese Freiheit setzt indes die nötige geistige und körperliche Reife voraus, von deren Erlangung wir ja auch im gewöhnlichen bürgerlichen Leben die Zuerkennung der vollen Eigenberechtigung abhängig machen. Auf den Zwischenstufen der menschlichen Entwicklung können wir nur eine verminderte Willensfreiheit und demnach auch nur eine verminderte Zurechnungsfähigkeit als vorhanden annehmen. In dieser Eigenart des Menschen liegt wohl auch der tiefere Grund, warum er allein von allen Geschöpfen berufen ist, sich selbst seine Kleidung zu wählen und dieselbe den verschiedenen, ihm gegenübertretenden Verhältnissen anzupassen. Was uns auf den ersten Blick als besondere Hilflosigkeit des Menschen erscheint, findet so bei näherer Betrachtung in dem eigenartigen Wesen desselben seine volle Begründung.

Es liegt demnach von unserem Standpunkte aus nicht der geringste Anlaß vor, der heutigen naturwissenschaftlichen Auffassung über die allmähliche Entwicklung des Menschen entgegenzutreten, wir können nur nicht zugeben, daß diese Entwicklung das Ergebnis von rein mechanischen blindwaltenden Ursachen und Wirkungen bilde, müssen vielmehr daran festhalten, daß die Entwicklung des Menschen, wie jene der ganzen übrigen organischen Welt, dem die Materie von allem Anfange an zielbewußt umbildenden und durchbildenden göttlichen Geiste zuzuschreiben ist, welcher in der Ausgestaltung des Menschen zu einem selbstbewußten und sittlich freien Lebewesen die Krönung seines gewaltigen Schöpfungswerkes erzielte.

2.

Wie lange es gedauert hat, bis dieser weltgeschichtliche Augenblick gekommen war, wird uns wohl für alle Zeit verborgen bleiben. Das eine dürfen wir aber wohl als unzweifelhafte Tatsache hinnehmen, daß die „Erschaffung“ des Menschen, wenn wir diesen Ausdruck für die Entstehung des ersten menschlichen Wesens gebrauchen wollen, in letzter Linie auf die Urzeugung der Materie zurückführt, da sicherlich in demselben Augenblicke, da der göttliche Funke die Materie belebte, der Keim für alle organischen Gebilde, welche derselben je entspringen sollten, gelegt wurde. Potentiell, der Möglichkeit nach, war somit der Mensch gewiß in dem vom schaffenden Geiste befruchteten Urstoff ebenso vorhanden, wie alle übrigen organischen Wesen ohne Unterschied ihrer Art. Unterliegt doch jeder Keim, welchem organisches Leben entspringen soll, gewissen natürlichen Grundbedingungen. Warum sollte diesfalls gerade beim Menschen eine Ausnahme gemacht worden sein? Warum sollte gerade seine Entwicklung dem Gesetze widersprechen, daß die Organismen höherer Ordnung die Entwicklungsstufen zu durchlaufen haben, auf welchen jene der niedrigeren Ordnung stehen geblieben sind?

Wenn der Mensch auf diese Weise auch im Laufe seiner Entwicklung einmal die Entwicklungsstufe des Affen erreicht und durchgemacht hat, so kommt er dennoch nie und nimmer diesem zuzu-

zählen, weil dem Affen jede Möglichkeit, jemals eine höhere Entwicklungsstufe, geschweige denn jene des Menschen zu erreichen, unbedingt benommen ist und demnach die Affen als eine in ihrer Entwicklung vollkommen abgeschlossene und zu weiterer selbsttätiger Fortentwicklung durchaus unfähige Tierart von der menschlichen Eigenart durch eine unüberbrückbare Kluft geschieden sind. Dazu gesellt sich noch der von uns bereits früher ausgeführte grundverschiedene Lebenszweck des Menschen, welcher freilich jenen Vertretern der modernen Naturwissenschaft, welche sich nur an äußere Erscheinungsformen klammern und dem wahren, inneren Wesen der Dinge ängstlich fernbleiben, kaum verständlich erscheinen mag. Vorhanden ist er aber doch, ja nicht nur das, er bildet sogar den Kern und letzten Grund unserer ganzen sittlichen Weltordnung. Dieser höhere, überirdische Lebenszweck wäre allerdings ohne die Fähigkeit zu einer selbstbewußten, freien Willenstätigkeit und die darauf beruhende freie Selbstbestimmung des Menschen undenkbar. So sehen wir die körperlichen und geistigen Anlagen des Menschen mit seinem idealen Berufe zu einem harmonischen Ganzen vereint, welches nur in der von uns vertretenen Lebensanschauung seine volle Erklärung und Begründung findet.

In diesem höheren Sinne konnte die von Geist und Natur allein, ohne freies, selbstbewußtes Zutun des Menschen, getragene Entwicklung desselben erst mit seinem Erwachen zu einer klaren Erkenntnis seiner selbständigen, für alles Tun und Lassen einer höheren Macht verantwortlichen Persönlichkeit zum Abschluß kommen. Die Erfahrung, daß sich weltbewegende Gedanken zunächst nur in einzelnen, besonders erleuchteten Menschen offenbaren, welche sohin das Dunkel unserer geistigen Umnachtung mit den funkelnden Blitzen ihres gottbegnadeten Geistes erhellen, läßt uns annehmen, daß auch eine Erscheinung von so unabsehbarer Bedeutung, wie das geistige Erwachen der Menschheit, zuerst in einem einzigen menschlichen Wesen von ganz besonderen geistigen und sittlichen Anlagen hervorgetreten ist. Diesem wurde damit die Aufgabe zuteil, den in ihm verkörperten Triumph des Geistes über die demselben widerstrebende Natur auch auf seine Mitmenschen und Nachkommen zu übertragen. Die Frage nach der einheitlichen Ab-

stammung des Menschengeschlechts wird hiedurch nicht berührt, weil es Tausende, ja Millionen von menschlichen Wesen gegeben haben kann, ehe deren Entwicklung soweit fortgeschritten war, daß eines derselben bis zur Höhe einer selbstbewußten, freien Willenstätigkeit emporgehoben werden konnte.

Wohl aber kommt hier die Tatsache in Betracht, daß in der organischen Entwicklung ein ruckweiser, schubartiger Vorgang zu beobachten ist, dessen Grundgesetze neuestens Wilhelm Fließ*) ziffermäßig nachzuweisen unternommen hat. Wir finden diese Erscheinung nicht nur im großen Gange der Ereignisse, sondern auch beim einzelnen Menschen unverkennbar wieder. Bildet doch die Geburt selbst den letzten Schub in der Entwicklung der Schwangerschaft und folgt auch die weitere Fortbildung des zu selbständigem Leben gelangten Kindes demselben Gesetze. Fließ bemerkt diesfalls recht zutreffend: „Das kriechende Kind kann plötzlich eines schönen Tages ein paar Augenblicke stehen; diese Fähigkeit vermindert oder verliert sich in der nächsten Zeit, macht jedenfalls keine merklichen Fortschritte, und eines weiteren schönen Tages fängt das Kind, das des Morgens noch völlig unbeholfen war, plötzlich — wenn seine Stunde gekommen — an, nicht einige Schritte zu wagen, sondern durch mehrere Zimmer zu laufen. Wie durch ein Wunder, sagen aufmerksame Mütter, die diesen Tatbestand viel länger kennen, als die gelehrten Ärzte."

Dieselben Erscheinungen treten bekanntlich auch in der geistigen Entwicklung des Kindes, besonders was die Ausbildung des Sprechvermögens betrifft, zutage. Wir begegnen einem solchen schubweisen Entwicklungsgange aber auch in der Geschichte der ganzen Menschheit von ihren ersten Anfängen an, wobei die einzelnen weltbewegenden Ereignisse durch das Auftreten gottbegnadeter Geister besonders gekennzeichnet werden. Ein solcher Geist war unzweifelhaft auch der erste, seiner selbst und seines Verhältnisses zu einer höheren Macht bewußte Mensch, ob wir ihn nun Adam heißen oder mit einem anderen Namen benennen.

*) „Der Ablauf des Lebens. Grundlegung zur exakten Biologie". Leipzig und Wien 1906.

Damit knüpfen wir wieder an die biblische Erzählung an, die ja auch den Gedanken eines schubweisen schöpferischen Vorganges vertritt und die Menschen nach den Tieren ins Dasein rufen läßt. Diesen wird dann die Herrschaft über die ganze Schöpfung übertragen. In jener Fassung, welche über Adams Erschaffung durch Belebung einer feuchten Erdmasse berichtet, worauf er mit einer seinem Fleisch entnommenen Gefährtin beglückt wird, dürfen wir wohl eine dunkle Ahnung des von uns vertretenen Gedankens suchen, daß zuerst ein einzelner Mensch den Gipfel des Selbstbewußtseins und der Selbsterkenntnis erklommen und sohin die ihm zuteil gewordene Erkenntnis auf andere übertragen hat. Nach der Bibel wäre dies zunächst an eine dem Adam im Traume kundgegebene Lebensgefährtin geschehen. Die weitere Erzählung der Genesis betrifft den Vorgang beim ersten Sündenfall, welcher an anderer Stelle zu behandeln kommt.

3.

Wir wenden uns nun zur Erörterung der Frage, wie sich die weitere natürliche Entwicklung der dem bisherigen tierähnlichen Zustande entwachsenen Menschen gestaltet haben mag. Die Antwort ist keine leichte, denn die Erinnerung an die in grauer Ferne liegende Vorzeit der Menschheit ist naturgemäß ebenso verschwommen und unklar, wie die Erinnerung des einzelnen Menschen an seine in früher Jugend gewonnenen Eindrücke und gesammelten Erfahrungen.

In erster Linie dürfte sich wohl im Menschen die ihn besonders kennzeichnende Eigenschaft eines geselligen Wesens und damit das Bedürfnis nach Mitteilung seiner Gedanken und Empfindungen an die Mitmenschen geltend gemacht haben, woraus sich wohl der Ursprung und die Entwicklung der Sprache erklären läßt. Doch hat unsere Sprachwissenschaft bei all' ihren bewundernswerten Fortschritten noch ein weites Stück Weges vor sich, um in die Lage zu kommen, über den Ursprung der Sprache überhaupt und die einzelnen Stufen ihrer Entwicklung eine zuverlässige Auskunft geben zu können. Das Tier ist allerdings auch imstande, seinen Gedanken und Empfindungen durch Laute

Ausdruck zu verleihen. Es ist sich aber der Bedeutung dieser Laute nicht bewußt, wogegen der Mensch mit den einzelnen Lauten bestimmte Begriffe zu verbinden und dieselben in zweckbewußter Weise anzuwenden vermag. Die Sprache ist so eines der wesentlichsten Merkmale, die den Menschen von dem Tiere scheiden. Ersterer kann durch diese seine geistigen Fähigkeiten fortgesetzt erweitern und vertiefen, während das Tier außerstande ist, über die ihm von Natur aus gezogenen Grenzen sich durch selbsttätige Arbeit weiter zu entwickeln. Dem widerspricht durchaus nicht, daß wir den ersten Ursprung der menschlichen Sprache mit der bei den Tieren wahrnehmbaren Lautbildung vergleichen dürfen, welche sich erst in dem Augenblicke zur bewußten Sprachbildung gestaltete, da der Mensch der Fähigkeit des Selbstbewußtseins und der selbsttätigen Weiterentwicklung teilhaft geworden war. Beginnt ja auch das Kind mit seinen ersten Sprachversuchen schon in einem Zeitpunkte, da es seiner Handlungen noch vollkommen unbewußt und außerstande ist, mit seinen Worten bestimmte Begriffe zu verbinden. Je weiter seine Entwicklung fortschreitet, desto klarer wird aber seine Ausdrucksweise, bis es endlich mit dem Erlangen der vollen geistigen Reife an die einzelnen Worte die entsprechenden klaren Begriffe zu knüpfen versteht. Nicht die Lautbildung an sich, sondern die mit den einzelnen Lauten und Worten verbundenen bestimmten Begriffe sind es also, welche den Menschen vor der gesamten Tierwelt in hervorragendem Maße auszeichnen.

Hand in Hand mit der Entwicklung der Sprache — als unerläßlichen Mittels der gegenseitigen Verständigung — ging zunächst wohl die Anfertigung von Geräten für den täglichen Bedarf und jene von Waffen, um die wilden Tiere zu jagen und sich gegen feindliche Überfälle zu schützen. Hiebei machte sich aber sicherlich die Hilflosigkeit des menschlichen Auges gegenüber dem Dunkel der Nacht in empfindlicher Weise geltend. So durfte diese im Vereine mit dem Bedürfnis nach warmen Speisen und nach Schutz gegen die Unbill der Kälte im menschlichen Geiste bald die Kunst des Feueranmachens, die wohl der aufmerksamen Beobachtung feuriger Naturerscheinungen ihre erste Entstehung verdankt, rege gemacht haben.

Damit war für den harten Kampf ums Dasein vorderhand am dringendsten gesorgt. Jetzt konnte der Mensch daran gehen, sein Leben angenehmer und behaglicher zu gestalten. Die Wohnstätten, anfänglich nur zum Schutze gegen die rauhen Witterungsverhältnisse bestimmt, erhielten nun eine geräumigere und dauerhaftere Anlage, deren Einrichtung und äußeren Ausstattung wurde eine größere Sorgfalt zugewendet. Das gleiche galt von der äußeren Ausstattung des Menschen selbst. An die Stelle einfacher Tierfelle trat eine kleidsamere Gewandung, und die natürlichen Reize des Weibes wurden durch künstlichen Schmuck zu erhöhter Geltung gebracht. Dabei trat die augenfällige Erscheinung zutage, daß die materiellen Verbesserungen mit dem geistigen Fortschritte gleichen Schritt hielten und beide sich in ihrer Entwicklung gegenseitig bedingten und ergänzten.

Daß unsere Ausführungen über die frühzeitige Entstehung der Sprache und die wohl unmittelbar darauffolgende Erfindung der Kunst des Feueranmachens dem Stande unserer wissenschaftlichen Forschung vollauf entsprechen, ergibt sich am besten daraus, daß es selbst unter den am tiefsten stehenden wilden Stämmen bisher nicht gelungen ist, auch nur einen einzigen ausfindig zu machen, welcher der Sprache und des Feuers entbehrt hätte. Der hohe Wert, welchen die alten Völker dem Besitze des Feuers beilegten, erhellt am deutlichsten daraus, daß der Sonnengott bei ihnen zumeist den ersten Rang unter den Göttern einnahm und ihm ganz besondere religiöse Dienste zum Zeichen ausnahmsweiser Verehrung gewidmet waren. Der häusliche Herd bildete zudem von jeher bei allen Völkern den Mittelpunkt des häuslichen Lebens. Diese Tatsache haben sich namentlich unsere Altertumsforscher zunutze gemacht, indem sie überall dort, wo sich Spuren von verbrannten Gegenständen vorfinden, auf Niederlassungen von Menschen schließen, da ja diesen allein die Kunst des Feueranmachens bekannt war.

Solche Spuren führen uns in eine Zeit zurück, welche viele Tausende von Jahren vor den ersten Anfängen unserer Geschichte liegt, und machen uns mit Menschen bekannt, deren Leben und

Treiben uns lediglich in den von ihnen einst bewohnten Niederlassungen, ihren Waffen, Werkzeugen, Schmuckgegenständen und dergleichen vor die Augen tritt. Wir gelangen hier in ein Gebiet, dessen Enträtselung der Geschichtswissenschaft allein ohne die werktätige Beihilfe der Naturwissenschaft wohl nimmermehr gelungen wäre. Um nur auf einen Fall hinzuweisen, sei der in der letzten Zeit am Keßlerloch in der Schweiz gemachte Fund erwähnt, wobei ein Feuerherd entdeckt wurde, auf dem und um den herum eine Menge abgebrannter Tierknochen vom Mammut und Rhinozeros lagen, was den Schluß gestattete, daß der Mensch der Steinzeit das Mammut jagte und verzehrte. An derselben Stelle fand man auch Schnitzereien aus Fossilien, Elfenbein und aus dem Geweihe von Renntieren, ja auch eigentliche Skulpturen aus diesem Geweihe, sowie vielfach bearbeitete, der Länge nach angeschnittene große, gespaltene Geweihstangen dieses Tieres, aus welchen die meisten Werkzeuge geschnitten waren. Außerdem stieß man daselbst auf schöne, lange und kurze, runde und kantige Lanzenspitzen, Pfeile, Pfeilspitzen und Meißel, desgleichen auf Knochennadeln mit und ohne Öhr, einfach und mehrfach durchbohrte Knochen, Ahlen, Pfriemen, Glätter und endlich durchbohrte Muscheln und auf Zähne von Eisfüchsen und Bären. Auf einigen Gegenständen finden sich Strichornamente mit schönen Verzierungen vor, wogegen die gespaltenen Renntiergeweihstangen der Länge nach, auf der gewölbten Fläche, drei Reihen von erhabenen Rhomben nebst regelmäßig geordneten Linienornamenten und Furchen aufweisen.

Mit diesem Fund wird vielfach ein anderer, in der Nähe von Schaffhausen am Schweizersbild, gemachter in Zusammenhang gebracht. Dort fand man in einer der späteren Steinzeit angehörigen Schichte einige menschliche Skelettreste, und zwar solche, welche teilweise von Zwergen, teilweise von Angehörigen der großen Rasse herrühren. Daraus ergab sich die Frage, ob diese Zwerge eine Vorstufe der jetzt lebenden großen Rasse oder eine Abart derselben seien und sich im letzteren Falle früher oder gleichzeitig mit der großen Rasse vom gemeinschaftlichen Hauptstamme abgezweigt hätten. Die fachmännische Untersuchung neigt bisher der Ansicht zu, daß diese Zwerge als Urrassen der Menschheit zu betrachten seien,

aus welchen die großen Rassen sich entwickelt haben. Dies läßt sich aber mit der Tatsache, daß Zwerge und Riesen (um diesen sagenhaften Ausdruck für die große Rasse zu gebrauchen) gleichzeitig nebeneinander gewohnt haben, schwer vereinen. Auf dem unermeßlichen Gebiete der vorgeschichtlichen Forschung kann sich eben die menschliche Phantasie in ganz besonderem Maße betätigen und macht von dieser Freiheit auch den weitesten Gebrauch. So kommt es, daß eine Theorie die andere jagt und daß, was heute noch als unumstößliche Wahrheit gilt, morgen schon als jeder Wahrscheinlichkeit, geschweige denn Glaubwürdigkeit, bar hingestellt wird.

So galt es bisher als eine feststehende Tatsache, daß sich Überreste aus der Steinzeit nur an geschützten Orten, im Wasser, im Torfmoor, im Lehm oder in Höhlen erhalten haben, wogegen dies an anderen Orten nicht der Fall sei. Gerade die letzt erwähnten Nachgrabungen in der Nähe von Schaffhausen haben aber ergeben, daß sich solche Gegenstände auch in unserem Klima unter gewissen Bedingungen im Freien erhalten haben. Dortselbst wurden nämlich vor einer ziemlich hoch in die Luft ragenden senkrechten Felswand in der zweituntersten, die erste Steinzeit andeutenden Schichte über 14000 Feuersteininstrumente zutage gefördert. Darauf lag eine bedeutend breitere Schichte, in welcher sich jedoch keine Spuren einer menschlichen Tätigkeit befanden, wohl aber eine große Anzahl von Knöchelchen ganz kleiner Nagetiere, wie solche heute noch im nördlichen Sibirien vorkommen. Diese Schichte war aus dem vom nahen Felsen im Laufe der Zeit herabgebröckelten verwitterten Gestein gebildet, wogegen die unterste Schichte aus Bachgeschiebe bestand, in welchem aber keinerlei Spuren aus vorgeschichtlicher Zeit angetroffen wurden. In der nächsthöheren, jedenfalls auch der Steinzeit, aber ihrer jüngeren Periode angehörigen Schichte wurden die früher erwähnten menschlichen Skelette aufgedeckt, wobei man in den Gräbern die schönsten Feuersteinwaffen, Pfeilspitzen, Perlschnüre u. dgl. antraf. Aus dem Umstande, daß die letzteren von dem heute noch in Italien vorkommenden Röhrenwurm herrühren, folgerte man, daß jene Urahnen mit Italien in Beziehung gestanden sein müssen.

So führen uns diese Spuren nach dem Süden und in weiterer Folge nach dem fernen Osten, wo wir die Wiege der Menschheit vermuten. Die vielen Jahrtausende, die sie aufzeigen, drängen uns aber zur Frage: Wie alt mögen jene Völker gewesen sein, in deren Mitte wir die Stammeltern des Menschengeschlechtes verlegen, wenn schon das Alter der in der Schweiz aufgedeckten vorgeschichtlichen Funde in eine Zeit zurückreicht, welche selbst den bescheidensten Ansätzen einer geschichtlichen Überlieferung ferne liegt? Dabei darf nicht unbeachtet bleiben, daß vielleicht zur selben Zeit, da die Bewohner der unwirtlichen kalten Gegenden uns die Spuren einer noch auf der niedersten Stufe stehenden Kultur hinterließen, drüben in den Ländern der aufgehenden Sonne schon eine weit höhere Kultur zur Entwicklung und Reife gekommen sein mochte.

Auf Grund dieser Erwägungen dürfen wir wohl als sicher annehmen, daß wir die ersten Anfänge einer menschlichen Kultur viel weiter zurückverlegen müssen, als dies nach der biblischen Erzählung begründet wäre und, daß wir in deren Darstellung lediglich den Versuch zu erblicken haben, unter Benützung der auch von anderen Völkern überkommenen uralten Überlieferungen die Geschichte des Volkes Israel bis auf die ersten Anfänge der Menschheit, ja bis auf die ersten Menschen überhaupt, zurückzuführen und so einen vom ersten Menschenpaare ausgehenden israelitischen Volksstammbaum herzustellen.

Wenn wir demnach nicht so weit gehen dürfen, der biblischen Schöpfungsgeschichte eine für die allgemeine Entwicklungsgeschichte der Menschheit maßgebende Bedeutung beizulegen, so müssen wir doch anerkennen, daß deren Wert weit über den Rahmen einer lediglich die Geschichte des Volkes Israel behandelnden Volksgeschichte hinausreicht, weil eben in der Genesis nicht nur sehr alte, im Wege der mündlichen Überlieferung erhaltene Nachrichten aus der Vorzeit verwertet sind, sondern zudem auch die über die Entwicklung anderer Völker angestellten Forschungen zu der Annahme berechtigen, daß der Entwicklungsgang aller Völker in seinen ersten Stufen wesentlich derselbe gewesen sei. Hienach dürfen wir im allgemeinen eine Steinzeit annehmen, auf welche

die Metallzeit folgte, wobei sich wieder in der ersteren ein zeitlich weit geschiedener Gegensatz derjenigen Steinzeit, in welcher nur Steinsplitter, zum Teile allerdings kunstvoll, zugeschlagen wurden, und jener, in welcher bereits geschliffene Steinwerkzeuge zur Verwendung kamen, bemerkbar macht.

Der weiteren Unterteilung der Steinzeit in eine solche, welche vorzugsweise den Höhlenbären, das Mammut, das Renntier, den Auerochsen oder das Kjökkenmöddinger ihr eigen nannte, dürfte wohl nur eine örtliche, keineswegs aber eine allgemeingiltige Bedeutung zukommen. Ebensowenig vermögen wir der Unterscheidung der Metallzeit in eine Erzzeit und eine Eisenzeit, neuestens auch eine Stahlzeit, einen für die Entwicklung der ganzen Menschheit maßgebenden Charakter zuzuerkennen.

Das Leben und Wirken der Menschen jener grauen Vorzeit können wir von den stummen Zeugen, welche uns in den Schutthalden der verschiedenen Ausgrabungen entgegentreten, nur in den allgemeinsten Umrissen erfahren. Dabei widerstreitet nichts der Annahme, daß diese in den einfachsten Verhältnissen lebenden Menschen ein zufriedenes und glückliches Dasein geführt haben, und daß der Traum der Menschheit von einem goldenen Zeitalter vielleicht der Wahrheit näher kommt, als wir heute auf der Höhe unserer vielgepriesenen Zivilisation zugestehen möchten. Warum sollte auch gerade bei jenen schlichten Urbewohnern des weiten Erdenrundes die Erfahrung unserer Tage ausgeblieben sein, daß in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar genügend Raum vorhanden sei? Lebt denn nicht auch heute so mancher Bauer auf einsamem Berghofe glücklicher und zufriedener, als der reichbegüterte Schloßherr drunten im hastigen Getriebe der Großstadt? Kultur und Glück stehen eben nicht immer im geraden, wohl aber sehr häufig im umgekehrten Verhältnisse.

4.

Dies vorausgeschickt, werden wir den Wert der biblischen Überlieferung am besten zu würdigen wissen. Was zunächst die Entstehung und Ausbildung der Sprache betrifft, so erfahren wir im 2. Kapitel des Buches Genesis, daß Adam die einzelnen Tiere

mit Namen benannte, demnach für jedes derselben einen sprachlichen Begriff bildete. Dem 1. Verse des 11. Kapitels Genesis entnehmen wir, daß „alle Welt" bis zum Turmbau von Babel „einerlei Zunge und Sprache" hatte, was aber durch den Inhalt des 6. Verses dahin eingeschränkt wird, daß „einerlei Volk und einerlei Sprache" unter den Erbauern der Stadt und des Turmes zu finden war. Unter diese soll nun Gott herniedergefahren sein und ihre Sprache verwirrt haben, so daß keiner des anderen Sprache mehr vernahm. Den genaueren Sachverhalt erfahren wir aus zwei im Jahre 1855 vom englischen Oberst Rawlinson in einem Trümmerhaufen jener Gegend entdeckten Steinen, deren Keilschrift der Erforscher der babylonischen Überreste Oppert in nachfolgender Weise*) entziffert hat:

„Nebukudruzar (Nebukadnezar), König von Babylon, der Diener des ewigen Wesens, der Zeuge der Unveränderlichkeit des Merodach (nach Jes. 50, 2, Name des höchsten Gottes), der höchste Herrscher, der den Nebro erhebt, der Erlöser, welcher der Unterweisung des höchsten Gottes sein Ohr leiht, der Vertreter der Götter, der seine Macht nicht mißbraucht, der Wiederhersteller der Pyramide und des Turmes, der älteste Sohn Nabopolassars, des Königs von Babel, ich, wir sagen: Merodach, der große Herr selbst, hat mir befohlen, seine Heiligtümer wieder herzustellen, Nebo, der die Legionen des Himmels und der Erde führt, hat meiner Hand den Szepter der Gerechtigkeit übertragen. — Den Turm, die ewige Wohnung habe ich neu gegründet, von Silber, Gold, Erzen, Steinen und glasierten Ziegelsteinen, mit Zypressen und Zedern habe ich seine Pracht vollendet. Das Denkmal aus den ältesten Zeiten Babylons habe ich hergestellt und vollendet, in Ziegeln und Kupfer habe ich seine Gipfel aufgerichtet, wir sagen also: Den Tempel der sieben Lichter der Erde, das Denkmal der ältesten Zeit von Borsippa (so hieß eine Stadt bei Babylon), welchen ein König der Urzeit erbaut, man zählt 42 Menschenalter; aber er richtete seinen Gipfel nicht auf. Vom Tag der

*) Siehe: G. Fr. Kolb „Kulturgeschichte der Menschheit". Leipzig 1885. Seite 134.

Sintflut verließen sie ihn, da sie in Verwirrung ihre Worte hervorbrachten. Erdbeben und Donner haben seine Mörtel zerbrochen und die gebrannten Steine seiner Hülle zerspalten, und die innere Mörtelmasse war in einzelnen Hügeln herausgedrungen. Der große Gott Merodach hat mich angespornt, es zu vollenden. Seine Stätte habe ich nicht verrückt, seinen Eckstein nicht verschoben . . . . . wie er in alten Zeiten werden sollte, habe ich seine Spitze erhoben."

Hienach hat es sich beim jähen Abbruch der Bauarbeiten lediglich um eine durch die Schrecken der Sintflut, verbunden mit Erdbeben und Donner verursachte Lähmung und Verwirrung der Sprache gehandelt. Auch war es nach dieser Quelle der plötzliche Einbruch der Wasserfluten, welcher die Einstellung des Stadt- und Turmbaues zur Folge hatte, während in der Bibel beide Ereignisse zeitlich getrennt behandelt werden. Die Sprachenverwirrung von Babel kann demnach für die Entwicklung der menschlichen Sprache keine weitergehende Bedeutung beanspruchen, als jene, daß sich ein Teil der durch die verheerenden Fluten auseinander getriebenen Volksmasse in fernen Landen ansiedelte, und dort alsbald die aus der Heimat mitgebrachte Muttersprache den neuen örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechend umgestaltete.

Wie man sieht, kommt die biblische Erzählung der modernen Entwicklungslehre auch hier auf weitem Wege entgegen. Nach dieser geht die Bildung der Sprache Hand in Hand mit jener einer Volksgemeinschaft, deren Ursprung wieder in der übergroßen Vermehrung einer bereits vorhandenen gesucht wird. Eine solche bringt ja naturgemäß die allmähliche Übervölkerung des bewohnten Landes mit sich. Dies verursacht wieder eine teilweise Auswanderung der einheimischen Bevölkerung, sei es nun im friedlichen oder im kriegerischen Wege. Die weitere Folge ist die Niederlassung des ausgewanderten Teiles in einem vom bisherigen Stammsitz getrennten, abgesonderten Gebiete. Jeder Teil entwickelt sich nun selbständig weiter, der zurückgebliebene auf den bisherigen Grundlagen, der ausgewanderte auf Grund der neuen Lebensverhältnisse. Die Erschwerung des anfänglich vielleicht noch aufrecht erhaltenen

Verkehrs durch die große Entfernung des neuen Ansiedlungsgebietes oder auch die nunmehr feindliche Stellung der beiden Volksteile zueinander, bringen einen immer fühlbarer werdenden Gegensatz mit sich, sprachliche Unterschiede treten hervor, die in dem Aussterben des ausgewanderten Geschlechts eine ganz besondere Förderung erfahren, und so entwickelt sich aus der ausgewanderten Bevölkerung nach und nach eine durchaus eigenartige, selbständige Volksgruppe, eine neue „Nationalität", wobei wir allerdings mit Zeiträumen rechnen müssen, die außerhalb des Bereiches geschichtlicher Betrachtung liegen.

So können sich aus einer einzigen ursprünglich vorhandenen Völkerfamilie im Laufe der Jahrtausende alle vorhandenen Völkerrassen und Nationalitäten herausgebildet haben, wobei ausdrücklich zu betonen kommt, daß es sich keineswegs bei allen abgetrennten Volksgruppen um eine selbständige Weiterbildung, sondern bei vielen derselben auch um eine sehr bemerkenswerte Rückbildung gehandelt haben mag. So ließe sich wenigstens der Gegensatz der heute noch vorhandenen halbwilden Naturvölker zu den hochentwickelten Kulturvölkern am einfachsten erklären, da ja das naturwissenschaftliche Gesetz der Anpassung und Vererbung nicht bloß von der Entwicklung vom Einfachen zum Zusammengesetzten, sondern auch in umgekehrter Richtung gilt. Wissenschaftlich abgeschlossen ist die vorstehend berührte Rassen- und Nationalitäten-Entwicklungsfrage übrigens noch lange nicht.

Über die Erfindung der Kunst des Feueranmachens und die weiteren Anfänge der menschlichen Kultur, welche wir in der Steinzeit suchen, vermissen wir in der Bibel jedes aufklärende Wort. Wir erfahren nur, daß die ersten Menschen nackt waren und sich mit Fellen bekleideten, und daß Kain, der erste Sohn Adams, bereits eine Stadt baute, die er nach dem Namen seines Sohnes Henoch benannte, obwohl er selbst von Haus aus ein Ackersmann war. Henoch zeugte Jrad, dieser Mahujael, Mahujael zeugte wieder Methusael und dieser endlich Lamech.

Lamech nahm zwei Weiber, die Ada und die Sella (nach Luther Zilla). Ada gebar den Jabal, von dem die in Hütten wohnenden Viehbesitzer abgeleitet werden, und den Jubal, der als

Stammvater der Geiger und Pfeifer bezeichnet wird. Sella aber gebar den Thubalkain, den „Meister in allerlei Erz- und Eisenwerk", wie ihn die Bibel nennt. Wir stehen nach dieser also schon wenige Generationen nach Adam mitten in der Erz- und Eisenzeit und erfahren von der schon entwickelten Kunst des Geigens und Pfeifens. Diese Feststellung ist sehr wichtig, denn sie läßt uns über das verhältnismäßig geringe Alter der biblischen Erzählung keinen Zweifel übrig. Wir ersehen daraus vielmehr deren verhältnismäßig späten Ursprung, welcher selbst durch die übermäßig lange Lebensdauer der ersten Urahnen nicht wettgemacht werden konnte. Ohne diese wäre es überhaupt nicht möglich gewesen, zwischen den drei Stammvätern des jüdischen Volkes und dem ersten Menschenpaare eine auch nur einigermaßen annehmbare Verbindung herzustellen.

Eine besondere Beachtung erfordert noch die Darstellung des ersten Sündenfalles, wie wir sie im Buche Genesis treffen.

Die Erbsünde.

1.

Der Begriff der „Sünde" setzt nicht nur eine selbstbewußte, freie Willenstätigkeit, sondern zudem die Erkenntnis eines höheren, überirdischen Lebenszweckes und die Rücksichtnahme auf denselben bei den einzelnen Handlungen und Unterlassungen voraus. Damit ist von selbst ein weiteres Verhältnis wesentlich verbunden, nämlich jenes zu einer höheren, diesen Lebenszweck bestimmenden Macht, indem die bewußte Erkenntnis der Sünde dem Verlangen nach Erkenntnis des ihr zugrunde liegenden tieferen Grundes und insbesondere der wahren Bestimmung des Menschen Raum gewährt. So knüpft sich an das zuerst erwachte sittliche Empfinden alsbald der Drang nach religiöser Wahrheit und Erkenntnis. In Ermanglung einer bewußten sittlichen Erkenntnis können wir nur von einer Unterscheidung des Erlaubten und des Unerlaubten, nicht aber von dem Gegensatze zwischen sittlich Gutem und sittlich Bösem sprechen.

Dem Naturforscher ist der Begriff der Sünde vom Standpunkte seiner engeren Fachwissenschaft aus natürlich unverständlich, zumal, wenn er sich zur Anschauung bekennt, daß alle Geschehnisse der Welt in rein mechanischen Ursachen und Wirkungen ihre Erklärung finden. Selbst Du Bois-Reymond ließ sich nicht abhalten, den Menschen als ein „sprechendes, werkzeugmachendes Tier" zu bezeichnen, „welches sich des Feuers bedient, in dessen Nähe lebt und diesem Umstand seine geschwärzte, blauschwarze Lunge verdankt, welche man bei keinem anderen Tiere trifft". Und doch hat er bei einem anderen Anlasse die Grenzen des Naturerkennens in Bezug auf die geistige Seite des Menschen unumwunden einbekannt. Es geschah dies im nachstehenden treffenden Beispiele:

„Stellen wir uns vor, auf einem anderen Planeten hätten wir Wesen, wie uns, welche auch Zoologie trieben und dergleichen. Wären wir nun mit diesen in Verbindung und schickten wir ihnen in Spiritus einen Affen und einen Menschen zugleich hinauf, so würde es ihren Naturforschern unmöglich sein, zu erkennen, daß das eine Wesen höher begabt sei, als das andere. Die Anatomie vermag also keinen Unterschied zu machen!"

Von dieser Erwägung ausgehend, suchte nun Du Bois-Reymond den Unterschied anderweitig zu ergründen und fand, daß die Tiere zwar Leidenschaften, wie die Menschen, besäßen, so auch Zorn, Trauer, Freude, Lust und Unlust, Rachsucht, daß sie auch Gedächtnis, ja bis zu einem gewissen Grade selbst Überlegung aufwiesen. Der wesentliche Unterschied liege aber in der Sprache, welche den Tieren mangle. Der Hund wisse wohl, daß der Herr auszugehen beabsichtige, wenn er den Hut aufsetzt, den Begriff „Hut" vermöge er aber nicht zu bilden. Der Ursprung der Sprache sei aber zweifelhaft, man könne ihn unter die Welträtsel einreihen, die Sprache bilde den Rubikon, dessen Überschreitung den Tieren ein für allemal verwehrt sei, die bestimmte Grenze zwischen diesen und dem Menschen.

Damit stimmen auch unsere früheren, diesfälligen Ausführungen im wesentlichen überein, die wahre, unübersteigbare Scheidewand, welche die Menschheit von der Tierwelt trennt, liegt

aber auf einem anderen Gebiete. Es ist dies die ewige, überirdische Zweckbestimmung des Menschen, welche der Naturwissenschaft als solcher selbstredend unbegreiflich und unerforschlich bleiben muß. Die sittliche Bestimmung des Einzelnen bildet wieder ein organisches Glied in der die ganze Schöpfung umfassenden sittlichen Weltordnung, welcher sich der Einzelne anzupassen und einzufügen hat. Daraus entwickelt sich eine Reihe von Rechten und Pflichten, welche teils allgemeiner Natur und daher für alle Menschen ohne Unterschied ihrer Lebensstellung bindend sind, teils den eigenartigen Verhältnissen der einzelnen Persönlichkeit entspringen und demnach auch nur für diese allein von maßgebender Bedeutung sind.

Die Erfüllung dieser Pflichten bildet die Quelle sittlich guter Handlungen, eine Übertretung oder Unterlassung derselben begründet eine sittlich böse Handlung oder Unterlassung. Dabei ergibt sich aus der verschiedenartigen Tragweite und Bedeutung der einzelnen Handlungen und Unterlassungen eine unermeßliche Fülle von Zwischenstufen in deren sittlicher Bewertung. Diese setzt aber unter allen Umständen die Möglichkeit einer freien Willensbetätigung voraus. Ohne diese gibt es keine sittlich zurechenbare Handlung, sei es nun im guten oder bösen Sinne. Die Tatsache der Willensfreiheit bildet einen Gegenstand unserer inneren Erfahrung und läßt sich auch bei anderen Menschen aus den ihre Handlungen begleitenden Umständen ersehen. Schwieriger ist es jedoch, deren Grenzen festzustellen. Die Statistik hat nämlich mit einer jeden Zweifel ausschließenden Sicherheit dargetan, daß auch die Äußerungen freier Willenstätigkeit ganz bestimmten Gesetzen unterliegen, und daß auch auf diesem Gebiete die Regel gilt, daß unter gleichen Verhältnissen im ganzen und großen dieselben Erscheinungen zutage treten. Diese Erfahrung dürfte wohl darin ihren Grund finden, daß sich die Menschen im allgemeinen, also von besonders willensstarken Naturen abgesehen, bei gleichen Voraussetzungen zu gleichen Handlungen bestimmen lassen. An der Tatsache der Willensfreiheit selbst kann dies jedoch nichts ändern. Es kann uns nur veranlassen, auf die Art der Willensentschließungen dadurch Einfluß zu nehmen, daß wir in erster

Linie auf deren Voraussetzungen einwirken, sei es nun durch Verbesserungen auf dem Gebiete der sozialen Ordnung oder durch entsprechende Maßnahmen zur Hebung der allgemeinen, insbesondere auch der wirtschaftlichen Wohlfahrt.

2.

In welchem Augenblicke sich zum erstenmale ein menschliches Wesen bis zum Bewußtsein seiner sittlichen Verantwortlichkeit durchgerungen hat, wird uns wohl ebensowenig jemals bekannt werden, als dem einzelnen Menschen der genaue Zeitpunkt der von ihm erreichten Zurechnungsfähigkeit. Wir werden uns daher begnügen müssen, ungefähr die Umstände zu erforschen, unter welchen dieses weltgeschichtliche Ereignis in die Erscheinung trat.

Zu diesem Behufe müssen wir uns in jene dunkle Vorzeit zurückversetzen, da unter den Tausenden von menschlichen Lebewesen eben zwei von verschiedenem Geschlechte mit dem göttlichen Funken der Selbsterkenntnis begnadet worden waren. Wie aus einem schweren Traum erwacht, wird Adam seiner eigenen selbständigen Persönlichkeit und seiner Abhängigkeit von einer höheren, über ihm waltenden, aber unsichtbaren Macht bewußt und findet in Eva eine ihm ebenbürtige Genossin. Beide fühlen ihre über alle anderen Wesen erhabene Stellung und erkennen es als ihre Aufgabe, die auf niedrigerer Stufe verbliebenen Mitmenschen zu der ihnen selbst verliehenen höheren Erkenntnis emporzuheben. Dabei gebietet ihnen eine innere Stimme, der gegenseitigen geschlechtlichen Gemeinschaft zu entsagen. Im übrigen soll ihnen die ganze, weite Welt ohne alle Beschränkung offen stehen.

Zum erstenmale stehen die beiden vor der freien, bewußten Wahl zwischen zwei sich ihnen darbietenden Möglichkeiten. Damit ist aber ein Widerstreit der mit denselben verbundenen gegnerischen Triebe von selbst gegeben. Der eine derselben befürwortet die der höheren Macht gefällige und dem überirdischen Lebenszwecke entsprechende Handlungsweise. Für ihn macht sich die Stimme des Gewissens, die Sprache des göttlichen Geistes, laut vernehmbar. Auf der anderen Seite verlangen die rein irdischen, sinnlichen Begierden mit ungestümer Aufdringlichkeit nach Befriedigung der

von ihnen geltend gemachten Ansprüche. In dem Manne herrscht das geistige Element, in dem Weibe das sinnliche vor. Adam entscheidet sich für die Stimme des Gewissens, Eva für die Reize ihrer sinnlichen Natur. Es gelingt ihr, Adam für sich zu gewinnen, und die erste Sünde ist vollbracht.

Soweit die biblische Erzählung. Prüfen wir dieselbe nach dem Gesichtspunkte der inneren Glaubwürdigkeit, so müssen wir bekennen, daß dieselbe keine geringe ist. Spielt doch die Befriedigung des geschlechtlichen Triebes im Leben des Menschen auch heute noch eine dasselbe vielfach entscheidend beeinflussende Rolle. Es ist daher gar nicht unwahrscheinlich, daß eben dieser Drang auch bei der ersten entscheidenden schicksalsschweren Prüfung der zu sittlicher Zurechnungsfähigkeit erwachten Menschen von ausschlaggebender Bedeutung gewesen ist.

Die biblische Erzählung läßt uns dies wenigstens vermuten. Wir erfahren in dieser auch die näheren Umstände, unter welchen die ersten Menschen zum Opfer der Versuchung wurden. Eva ging zuerst mit sich zu Rate, ob der von Gott für den Fall des Genusses der verbotenen Frucht angedrohte Tod auch wirklich zu gewärtigen sei. Ihre sündhafte Gier, welche durch die bei den Morgenländern wegen ihres listigen Auftretens besonders gefürchtete und gehaßte Schlange verkörpert wird, verrät ihr das Gegenteil. So greift sie endlich ohne weiteres Bedenken nach der verbotenen Frucht und verleitet Adam, diese mit ihr zu teilen. Die Tat ist kaum vollbracht und schon gehen den beiden die Augen auf; sie werden ihrer Blößen gewahr, die sie nun voll Scham verhüllen.

Warum mochte aber die Stimme des Gewissens diesem geschlechtlichen Verkehre widerraten haben? Finden wir derlei auch in unseren Tagen? Ohne Zweifel! Man denke nur an die unerschöpfliche Fülle der traurigsten Erfahrungen, welche Tag für Tag im Bereiche der Gelehrten- und Künstlerehen gemacht werden. Dies läßt uns darauf schließen, daß die Natur nicht nur gegen die geschlechtliche Gemeinschaft von nahen Blutsverwandten, sondern auch gegen jene von geistig nahestehenden Personen, wie gegen eine geistige Inzucht, also einen frevelhaften Eingriff in die

unentbehrlichen Grundlagen der organischen Entwicklung Widerspruch erhebt. Adam und Eva — wenn wir schon an diesen Benennungen für die beiden für uns in Betracht kommenden „ersten Menschen" festhalten wollen — dürfen wir so als zwei einander geistig nahestehende, vermutlich blutsverwandte Wesen annehmen, die möglicherweise sogar Geschwister waren. Nach der Bibel waren es überhaupt die einzigen Lebewesen, die sich bis zur Höhe des Selbstbewußtseins und der Selbsterkenntnis emporgerungen hatten und nun in ihrem Innern die mahnende Stimme vernahmen, welche sie vom gegenseitigen Austausch sinnlicher Genüsse abzuhalten und dem höheren Lebensberufe, ihre Mitmenschen auf die ihnen selbst zuteil gewordene Stufe der Erkenntnis hinaufzuheben, dienstbar zu machen suchte.

Was auf die eben besprochene Schilderung in der Genesis weiter folgt, trägt nicht mehr den Charakter einer schlichten, einfachen Erzählung, sondern vielmehr eines Versuches an sich, aus dem ersten menschlichen Sündenfall alle Sorgen und alles Elend des ganzen Menschengeschlechtes abzuleiten. Um dieser einzigen Sünde willen sollte der Mann künftighin mit Kummer und Sorge sein Feld bebauen und im Schweiße des Angesichts sein Brot verdienen; das Weib aber sollte die Leiden der Schwangerschaft ertragen, ihre Kinder mit Schmerzen gebären und ihrem Manne untertan sein. Adam und Eva selbst büßen ihre Schuld zunächst an den Kindern. Kain erschlägt seinen Zwillingsbruder Abel. Hiedurch hätte man wohl die Sünde ihrer Eltern als getilgt betrachten mögen und wäre sonach vom Standpunkt der ausgleichenden Gerechtigkeit nichts im Wege gestanden, von weiteren nachteiligen Folgen jenes ersten Fehltrittes Umgang zu nehmen. Ja, wir müssen uns nach dem biblischen Standpunkte überhaupt fragen, wie sich denn die weitere Vermehrung des Menschengeschlechtes ohne den als sündhaft angenommenen Verkehr der ersten Menschen hätte gestalten sollen, da ja nach Abels Ermordung außer Adam und Eva nur noch Kain am Leben war.

An Stelle einer Antwort werden wie darüber belehrt, daß sich Adam und Eva durch ihre erste Sünde mit einem so schweren Makel belastet hätten, daß hiedurch nicht nur sie selbst, sondern

auch alle ihre Nachkommen der göttlichen Gnade beraubt und dem Fluche der Sünde, wie des Todes, verfallen seien. So darf es uns denn nicht wundernehmen, wenn wir am Schlusse des vierten Kapitels des Buches Genesis, welches in seinem Eingange von der Geburt Kains und Abels und im weiteren von Kains Brudermord handelt, ohne jedes Bedenken davon unterrichtet werden, daß „Adam sein Weib abermals erkannte" und diese ihm einen Sohn, namens Seth gebar. Wir können diesem Kapitel auch entnehmen, daß „Kain sein Weib erkannte" und diese ihm einen Sohn schenkte, den er Henoch nannte. Woher Kain sein Weib nahm, erfahren wir nicht. Im fünften Kapitel der Genesis berichtet uns eine andere Quelle, daß Adam im Alter von 130 Jahren den Seth erzeugt und danach achthundert Jahre hindurch gelebt und Söhne und Töchter erzeugt habe. Von Seth führt dann der Stammbaum bis auf Noe und dessen drei Söhne Sem, Cham und Japhet herab. Von Kain und Abel ist hier keine Rede.

Wie wir sehen, ist die biblische Erzählung über die ersten Anfänge der Menschheit voll von inneren Widersprüchen und ebenso unklar, wie die daraufgebaute kirchliche Lehre von der Erbsünde, welche dem wahren Begriff der Sünde nicht minder fremd ist, wie jenem der ausgleichenden göttlichen Gerechtigkeit. Gewiß mag die erste Sünde für die daran unmittelbar Beteiligten und deren Nachkommen von unheilvollen Folgen begleitet gewesen sein. Solche pflegen sich ja auch heute noch bei jedem sündhaften Fehltritt im größeren oder geringeren Maße einzustellen. Die ausnahmsweise Bedeutung der *ersten* Sünde konnte somit nur darin bestehen, daß mit ihr der Grundstein zum weiteren sündhaften Aufbau der Menschheit gelegt und damit ein neues Element zur Wirksamkeit gekommen war, das fürderhin neben den im Wesen der Materie begründeten Naturgesetzen dem unbehinderten Walten des göttlichen Geistes in die Wege treten sollte. Es war dies die zum Bösen geneigte Willensäußerung des Menschen.

Bis zu diesem Zeitpunkte werden wir uns den Menschen so zu denken haben, daß in ihm die guten und die bösen Triebe einander im labilen Gleichgewichte gegenüberstanden. So konnte sich der

Wille nach der einen und der anderen Seite hin ohne Überwindung eines besonderen Gegengewichtes frei bewegen. Mit der ersten Sünde änderte sich dieses bisher gleichwertige Kräfteverhältnis zuungunsten der guten und zugunsten der bösen Neigungen, welche nun schon einmal das Übergewicht erlangt hatten. Dieses letztere wuchs naturgemäß in dem Grade, als die sündhaften Triebe auch in der Folgezeit vorherrschten und so auch im Vererbungswege ihren überwiegenden, verderblichen Einfluß geltend machen konnten. Nur so war es möglich, daß der zunehmenden geistigen Entwicklung der Menschheit deren sittliche Rückbildung zur Seite ging, welche in letzter Linie auf den ersten Sündenfall zurückführte. In diesem beschränkten Sinne dürfen wir allerdings diesen mit dem Begriffe einer „Erbsünde" in Verbindung bringen.

Die kirchliche Auffassung geht aber viel weiter und lehrt unter Berufung auf die Bibel, daß die erste Sünde nicht nur die Vertreibung der Menschen aus dem Paradiese, also den Verlust ihrer sorgenlosen Wohlfahrt, sondern auch den Verlust der Unsterblichkeit zur Folge gehabt habe. Dies wird mit der Drohung Gottes begründet, daß dem unerlaubten Genusse eines Apfels vom Baume der Erkenntnis der Tod als Strafe folgen solle. Ohne diese Erklärung wußte man eben auf die Frage nach der Ursache der irdischen Vergänglichkeit keine befriedigende Antwort zu geben. Wir haben schon früher hervorgehoben, daß der menschliche Tod einem unerläßlichen Gebote der göttlichen Gerechtigkeit entspringe und können uns daher um so leichter gegen die eben besprochene kirchliche Auffassung wenden, welche ihn als Strafe für die erste menschliche Sünde hinstellt.

Hiemit glauben wir unseren Standpunkt zur Genüge klargelegt zu haben, und werden wir demnach im folgenden neben den im Wesen der Materie begründeten unabänderlichen Gesetzen der Natur auch die der freien menschlichen Willensarbeit entspringenden sündhaften Lebensäußerungen als dem göttlichen Geiste widerstrebende und sein Wirken vielfach behindernde Elemente auffassen dürfen.

Entstehung und Entwicklung der Religion.

1.

Mit dem Erwachen des Menschen zu selbstbewußter freier Willenstätigkeit wurde er, wie wir eben gesehen haben, auch der Folgen gewahr, welche ein Abweichen von der in ihm nach Geltung ringenden inneren Stimme des Gewissens mit sich brachte. Er mußte sich daher mit unabweisbarer Notwendigkeit die Frage stellen: „Woher kommt diese Stimme? Wessen Willen gebietet sie?" So suchte er vom ersten Augenblicke seiner geistigen und sittlichen Mündigkeit an unablässig nach jener ihm unsichtbaren Macht, deren Wirken und Walten ihm auf Schritt und Tritt entgegentrat. Er fühlte ihren Zauber im liebkosenden Fächeln säuselnder Winde nicht minder, als im rauschenden Rollen des Donners und im feurigen Zucken der Blitze, er gewahrte deren lebendige Kraft im Leben und Weben der ihn umgebenden Tier- und Pflanzenwelt, wie auch in der verborgensten Tiefe seines eigenen Innern. „Woher kommt all' diese Pracht der Schöpfung, wer hat sie denn gemacht, wer lenkt sie, wer leitet sie, wer lenkt mich, wer leitet mich selbst?" mochte er wohl neuerlich fragen. Daraus erwuchs von selbst das Bedürfnis, diese unerforschliche Macht dem eigenen Denken und Fühlen näher zu bringen und sich mit ihr vertraut zu machen.

Dabei führten ihn alle Spuren auf ein allmächtiges, allgütiges, allweises höchstes Wesen, das aber seinen Blicken unnahbar verborgen blieb. Da machte sich im Menschen der dem Kinde eigene Trieb, alle Gegenstände, mit denen es in Berührung kommt, sich als belebt vorzustellen, geltend. Wie das Kind mit dem einfachsten Klötzchen stundenlang spielt, mit seiner Puppe spricht, sie liebkost, sie tadelt, mit ihr schmollt, so mag wohl auch der Mensch in seinem jugendlichen Zeitalter die Gebilde der ihn umgebenden Natur, die er besonders zu bewundern Gelegenheit hatte, als Erscheinungen der von ihm gesuchten höchsten Macht betrachtet und verehrt haben.

Es trat so jene Form der Religion in den Vordergrund, welche in der Verehrung der Natur ihren Mittelpunkt sucht.

Diese blieb aber wieder die Auskunft auf die Frage schuldig: „Wohin kommt der Mensch, wenn er seinem irdischen Leben durch den Tod entrückt wird?“ Diese Frage ergab sich aus der Wahrnehmung der geistigleiblichen Natur des Menschen, welche den Verfall des Körpers mit sich bringt, den Verbleib des Geistes aber unseren Sinnen entrückt. Der Versuch einer befriedigenden Antwort führte zur Begründung des Seelen- und Ahnenkultus, dessen Wesen Leopold von Schroeder in einer Abhandlung über „Wesen und Ursprung der Religion, ihre Wurzeln und deren Entfaltung“ in nachfolgender Weise kennzeichnet:*)

„Wie die Naturverehrung auf der großen Tatsache des Lebens, so ruht Seelenglaube und Seelenkult auf der großen, ewigalten und doch immer auf's neue den Menschen schreckenden und erschütternden Tatsache des Todes. Leben sah der Mensch ringsum in der Natur, aber auch Tod und immer wieder Tod! Und diese beiden großen, beständig miteinander ringenden, scheinbar unversöhnlich feindlichen Mächte wurden beide zu Wurzeln der Religion, — der Naturverehrung hier und des Seelenkultus da. Das schreckende Rätsel des Todes, vor dem auch das Tier zurückschaudert, drängte die Phantasie des Menschen in eine andere Richtung, als das freundlichere Rätsel des Lebens, — trieb den Spieltrieb des Geistes in andere Bahnen.“

„Der Tote, der noch gestern als ein Lebendiger umherging, sprach und handelte, liegt jetzt kalt und regungslos da, sieht, hört, fühlt, atmet nicht mehr, Bewußtsein und Willensregungen sind dahin. Es ist offenbar ein Teil seines Selbst von ihm gewichen, der wichtigste Teil, der Träger des Lebens, des Bewußtseins, der Willensregungen. Als solcher Träger des Lebens erscheint dem Naturmenschen vornehmlich der warme Hauch, der Atem, der sinnlichste Teil dessen, was entschwunden ist, — der Atem, mit dessen Aussetzen das Leben abreißt. Aus dem Begriff des Atems, des Lebenshauches, der sichtlich irgendwohin entflohen ist, entwickelt

*) Enthalten in: „Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion.“ München 1905.

sich daher ganz naturgemäß der Begriff der Seele, welche vielfach auch in höher kultivierten Sprachen noch mit demselben Worte, das Atem bedeutet, bezeichnet wird. Als ein Hauch oder auch ein Wölkchen, eine Art Rauch oder Dampf, wird die Seele gefaßt — letzteres vermutlich in Anlehnung an die bei kälterer Luft sichtbare Erscheinung des Atems. Auch als Schatten denkt man sie sich, — immer als ein dünnes, körperloses Gebilde, das, den Augen erscheinend, dem Verstorbenen gleicht, ohne ihm doch wirklich gleich zu sein. Traumerscheinungen und Visionen, die auch bei primitiven Völkern nichts seltenes sind, unterstützen und stärken den Glauben an die Seele und ihr selbständiges Fortleben. Da aber auch ein lebender Mensch dem andern im Traume erscheinen kann, entwickelt sich zugleich der Glaube, daß die Seele oder ein Teil der Seele auch den Körper des lebenden Menschen zeitweilig verlassen und frei umherschweifen könne."

„Die aus der Welt der Lebendigen geschiedene Seele denkt man sich zunächst meist betrübt und unmutig. Man denkt sie sich zugleich von dem Leichnam noch eine Zeitlang in gewisser Weise abhängig. Sie weilt in seiner Nähe, kehrt öfters zu ihm zurück. Um die Seele zu versöhnen, zu beruhigen, wird der Leichnam sorgsam geborgen, wird Speise und Trank in seiner Nähe hingestellt oder ausgegossen, damit sich die Seele daran labe. Das warme feuchte Blut, mit dessen Herausströmen das Leben, die Seele entweicht, gilt in besonderer Weise als Lebenssaft und den Seelen besonders erwünscht. Die befriedigten, getränkten und gespeisten Seelen denkt man sich versöhnt und freundlich. Man betet zu ihnen, man bittet sie um Schutz. Hier haben wir Opfer und Gebet, die wichtigsten Elemente des Kultus."

„Doch an den Leichnam bleiben die Seelen nicht dauernd gebunden. Sie schweifen umher, sie begleiten schützend die Kinder ihres Stammes, sie fahren in Wind und Sturm daher, hausen im Erdenschoß, in Quellen, Flüssen und Seen, in Bergen und Felshöhlen oder schwingen sich gar zu den Gestirnen auf und mischen sich in ihre Schar. Sie wählen sich Bäume und Pflanzen oder auch Tiere zum Aufenthalt, aber auch Steine oder sonst irgendwelche leblose Gegenstände."

„Man denkt sich also die abgeschiedenen Seelen über alle Reiche der Natur hin verbreitet, in den verschiedensten Naturerscheinungen wohnend, in ihnen vielfach wirkend, z. B. Fruchtbarkeit und Gedeihen schaffend. So können aus den abgeschiedenen Seelen der Vorfahren in der Natur wirkende Kräfte, waltende Geister und Götter werden, und es liegt auf der Hand, daß diese Seelen sich mit den Seelen der von vornherein als belebt gefaßten Naturerscheinungen vermischen mußten, so daß sich eine feste Grenze zwischen beiden gar nicht ziehen läßt. Es folgt daraus nicht, daß die Naturverehrung aus dem Seelenglauben abzuleiten ist, wohl aber dürfte sie durch denselben wesentlich beeinflußt worden sein. Lebendige Mächte, von denen er sich abhängig fühlt, waren die Naturerscheinungen für den Menschen von vornherein und unmittelbar. Aber es waren geistleibliche Mächte, nicht geistige Wesen, die wir als die charakteristischen Verehrungsobjekte in allen Religionen kennen. Durch den Seelen- und Geisterglauben wurde das Seelische und Geistige als etwas Selbständiges, vom Körper mehr oder minder Unabhängiges erfaßt, und nun mochte auch Seele und Geist der Naturerscheinungen sich von diesen mehr und mehr frei und unabhängig machen, mochte zum geistigen Wesen werden, das die Naturerscheinung lenkt und regiert, zum Naturdämon, zum Naturgott. So hat die Vorstellung von den Seelen die Vorstellung von den Urhebern und Lenkern der verschiedenen Naturerscheinungen entscheidend beeinflußt und sich angeähnlicht. Wir erkennen zwei große, gleichberechtigte Wurzeln der Religion: Die lebendige Anschauung eines allumfassenden Lebens, die Naturanschauung, aus welcher die Naturverehrung folgt; und die Erkenntnis, daß alles sichtbare Leben aus zwei Teilen besteht, einem leiblichen und einem geistigen, die sich trennen können und im Tode sich sichtlich trennen, wo dann der geistige Teil selbständig weiterlebt: das ist der Seelenglaube. Das eine ist ebenso fundamental und ebenso alt, wie das andere."

Als „Wurzeln" der Religion möchten wir die Naturverehrung ebensowenig kennzeichnen, als den Seelenkult. Beide führen vielmehr immer wieder auf die Erkenntnis einer höchsten unerfaßlichen Macht zurück, welche Schroeder in der eben bezogenen Abhandlung

als „höchstes gutes Wesen" neben Naturverehrung und Seelenkult als dritte, den beiden letzteren gleichwertige Wurzel der Religion an die Seite stellt. Bei der grundlegenden Bedeutung dieser Frage wollen wir auch hierin zunächst seinem Gedankengange folgen.

Schroeder weist vor allem darauf hin, daß die meisten Forscher der Gegenwart in Naturverehrung und Seelenkult die einzigen Wurzeln der Religion erblicken, wobei die einen beide Wurzeln als durchaus selbständige annehmen, während die anderen nur eine von beiden als alleinige Wurzel der Religion gelten lassen wollen und erklärt, seinerseits noch eine dritte Wurzel anerkennen zu müssen. In diesem Sinne führt er aus:

„Wenn wir die Religionen der primitiven und primitivsten Völker näher betrachten, tritt uns eine merkwürdige Tatsache entgegen, die sich mit den herrschenden Theorien vom Ursprunge der Religion aus dem Seelenkult oder der Naturverehrung allein schlechterdings nicht in Einklang bringen läßt. Es ist dies der gerade unter ihnen weit verbreitete, wenn nicht allgemeine Glaube an ein höchstes gutes Wesen, das meist schöpferisch gedacht wird, das selbst gut ist und auch von den Menschen fordert, daß sie gut, gerecht, moralisch, in mancher Beziehung selbstlos und aufopfernd handeln. Es wacht über den Handlungen der Menschen und wird oft, wenn auch nicht immer, das Böse bestrafend, das Gute belohnend gedacht. Dies höchste Wesen erscheint unter verschiedenen Eigennamen, wird aber auch oft allgemein der Vater, der Alte des Himmels, der Macher des Alls, der Schöpfer, der Gute, der große Freund, der große Geist oder dem ähnlich benannt. Es war da, ehe die Welt und die Menschen da waren, ehe der Tod da war, und schon darum kann es nicht die Seele eines abgeschiedenen Menschen sein, so wenig wie irgend eine Naturerscheinung, wenn dies höchste Wesen auch nicht selten mit dem Himmel in Beziehung gebracht, in ihm wohnend und von dort aus wachend und herrschend gedacht wird. Der Tod kam nach den Sagen vieler primitiver Völker erst durch irgend ein Versehen, ein Unrecht, in die Welt. Das höchste Wesen aber ist nie gestorben und kann nie sterben, es ist über den Tod

erhaben. Über seine Natur, ob es ursprünglich geistleiblicher oder geistiger Art ist, läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Diese Unterscheidung war für die primitiven Menschen, welche zuerst diese Gestalt konzipierten, wohl auch nicht von wesentlicher Bedeutung und wurde vielleicht gar nicht klar erfaßt."

„Dieses stets gütig und wohlwollend gedachte höchste Wesen wird bei den primitiven Völkern meist nicht durch Opfer und Spenden, Gebete und Lieder geehrt. Man ehrt es, indem man seinen Willen tut, indem man gut und recht handelt und denkt, jenem Wesen ähnlich. Wo ihm Opfer dargebracht werden, da wird dies wohl mit Recht als eine Übertragung vom Seelenkult her angesehen. Gerade dieser Umstand, daß das höchste Wesen keinen eigentlichen Kult hat, während ganze Scharen von gierigen, hungrigen und durstigen Geistern daneben die verschiedensten Darbringungen erhalten, deutet darauf hin, daß wir es hier mit einer total und fundamental verschiedenen religiösen Konzeption zu tun haben. Man hat aber nur ganz unrichtigerweise aus diesem Umstande den Schluß gezogen, daß dieses höchste Wesen wenig oder gar nichts bedeute, gegenüber den oft übelwollenden Seelen und Geistern. Man hat wohl geglaubt, ein solches Wesen, welches jenen Völkern selbst so wenig bedeute, daß man ihm nicht einmal opfere, sei wohl auch nicht wert, von der Forschung viel beachtet zu werden. Mehr noch standen seiner richtigen Wertung und Anerkennung aber die herrschenden wissenschaftlichen Vorurteile im Wege."

„Und doch ist gerade dieser Glaube eine Tatsache von der höchsten religionsgeschichtlichen Bedeutung, und dies um so mehr, als er sich gerade bei den kulturell am niedrigsten stehenden Völkern und Rassen relativ rein, deutlich und kräftig vorfindet. Diesen Glauben aus dem Seelenkult und der aus ihm hervorgewachsenen Ahnenverehrung ableiten zu wollen, ist ein vergebliches Bemühen. Er findet sich bei Völkern, die noch gar keine Ahnenverehrung, keinen Heroendienst entwickelt haben, wie z. B. den Australiern, den Andamanesen, den Feuerländern und Buschmännern, — Völkern, die den Seelenkult nur in der primitivsten Form kennen, die nur den Seelen unlängst verstorbener Menschen opfern und

die Gestalten hervorragender Personen früherer Zeiten überhaupt nicht im Gedächtnis behalten haben."

„Es handelt sich hier um eine höchst einfache, aber zugleich freilich eminent wichtige Bildung, — um den primitiven Gedanken: Es ist Einer da, es muß Einer da sein, der alles gemacht hat; es muß Einer da sein, der da will, daß ich so und so handle, dies und das unterlasse usw."

„Der Glaube an ein höchstes gutes Wesen bildet neben Naturverehrung und Seelenkult eine dritte mächtige Wurzel der Religion. Der Kern derselben ist unlöslich mit der Moral, der Idee des Guten, verbunden. Mag das höchste Wesen mehr kräftig, energisch, aktiv oder mehr blaß und passiv erscheinen, stets ist es durchaus gut gedacht, liebt, wünscht und will das Gute. Weder die Naturerscheinungen, noch auch die abgeschiedenen Seelen haben zur Moral von Hause aus irgend welche Beziehung, das höchste gute Wesen aber wäre ohne diese Beziehung nichts, sie ist ihm absolut wesentlich, sie ist es, die das höchste gute Wesen spezifisch von jenen unterscheidet. Güte, Wohlwollen, Freundlichkeit, Selbstverleugnung, Liebe bilden das Wesen dieses Wesens, sein Sein und sein Wollen. Welche Variationen sich sonst auch finden mögen, dieser Kern seiner Natur ist überall als solcher erkennbar. Von ihm müssen wir daher ausgehen. Wir finden gerade bei den allerprimitivsten Völkern, wie Australiern, Andamanesen, Feuerländern u. a. den festen Glauben, daß die Gebote der Moral den Willen dieses höchsten Wesens darstellen, seine Gebote und Forderungen sind. Bei anderen Völkern ist dieser Glaube durch den überwuchernden Geisterkult oder auch die Naturverehrung beeinträchtigt, zurückgedrängt und abgeblaßt. Doch bezeugt die Tatsache der überall verbreiteten Gottesurteile, daß an eine höhere Macht geglaubt wird, welche die Guten und Unschuldigen beschützt, die Bösen der Strafe überliefert. Endlich wird das höchste Wesen meist auch als Schöpfer der Welt und der Menschen gedacht."

Anknüpfend hieran erörtert Schroeder im weiteren Verlaufe die Frage, wie der Mensch, der Urmensch schon, zu solchem Glauben gekommen sei. Als Anhänger der Abstammungslehre

wirft er hiebei zunächst seinen Blick auf die Verhältnisse im Tierreich und sagt:

„Tief und fest aber ruhen im Tierreich schon die Wurzeln der Ethik, als Instinkt der Liebe, der gegenseitigen Hilfe, der Unterordnung unter gemeinsame Zwecke, als Instinkt der Selbstverläugnung, der Selbstaufopferung des Individuums im Interesse der Gattung. Der übermächtige Fortpflanzungstrieb läßt das Individuum im gegebenen Falle unweigerlich in den Tod gehen. Es stirbt, um sein Geschlecht zu erhalten, wenn auch dessen nicht bewußt. Der Instinkt der Mutterliebe läßt das Muttertier sich für seine Jungen opfern. Der Vogel fliegt in sein brennendes Nest, um noch sterbend mit seinen Flügeln die sterbenden Jungen zu decken. Die angegriffenen Ameisen retten nicht sich, sondern die junge Brut ihres Stammes, die sie nicht einmal selbst gezeugt und geboren haben. Die Mitglieder tierischer Gemeinschaften verteidigen todesmutig, selbstaufopfernd ihre Herde, ihren Stamm, ihren Staat, ihre gemeinsame Wohnstätte. Wir sehen sie oft den gemeinsamen Besitz friedlich und gerecht untereinander verteilen. Selbst eine geregelte Verteilung des Geschlechtslebens findet sich bei gewissen Tieren, und viele müssen im Interesse der Gattung auf die sexuellen Freuden verzichten. Neben dem roh-egoistischen Triebe der Selbsterhaltung, selbst auf Kosten anderer, steht dieser mächtige Trieb der Selbstaufopferung im Interesse andrer, im Interesse der Gattung, der altruistische Trieb, als eine ebenso sichere Tatsache unerschütterlich fest, schon für das Tierreich. Wo dieser Trieb herstammt, das haben wir hier im Augenblick nicht zu untersuchen. Doch, daß er da ist und mächtig waltet, steht zweifellos fest."

Auf die Menschen selbst zu sprechen kommend, bemerkt S c h r o e d e r:

„Wenn nun jene Untermenschen, aus tierischer Dumpfheit zum Denken erwachend, Menschen werdend, diesen Trieb an sich und anderen wahrnahmen, wenn sie dessen inne wurden, wie sehr derselbe dem Interesse des Individuums widerstreitet, und wenn sie ihn dennoch mit der ganzen Macht und Unfehlbarkeit eines noch tierischen Instinktes in ihrem Innern wirken fühlten, da mochten sie sich wohl wundern, da mochten sie fragen: Warum

tun wir so? Warum müssen wir so tun? Und die einfache Antwort, die sie sich gaben und geben mußten, da kein äußerer Zwang sich entdecken ließ, war diese: Es ist Einer da, es muß Einer da sein, der da will, daß wir so handeln! Er ist nicht zu sehen, doch es muß ein Großer, ein Mächtiger sein, der Größte und Höchste wohl, da alle seinem Willen folgen müssen, auch ohne ihn zu sehen oder zu hören. Und wenn sie, die Welt und sich selber betrachtend, den ebenso einfachen Gedanken faßten: Es ist Einer da, es muß Einer da sein, der alles gemacht hat, die Sonne mit ihrer wohltuenden Wärme, den Wald mit seinen Früchten und Tieren usw., — auch dieser darum der Größte, der Mächtigste, der Höchste, und gut und freundlich, weil er so viel Gutes für uns gemacht hat — da lag der Gedanke nahe: Der Eine, der dies alles gemacht, der Höchste, der Gute, der ist es auch, nach dessen Willen wir so und so handeln müssen: den Alten gehorchen, mit den Freunden teilen, sie nicht verletzen, die Unsrigen tapfer verteidigen usw. Das war das höchste gute Wesen, der Urquell des guten, selbstverleugnenden Handelns, der Wächter über das Tun der Menschen. Als unsre Ahnen, vielleicht in langsam vorschreitender Entwicklung, vielleicht plötzlich erleuchtet durch Geistesblitze höher beanlagter, vorgeschrittener Individuen, diesen Gedanken des einen höchsten, guten, das Gute wollenden und fordernden Wesens faßten, das war die große Geburtsstunde der Menschheit als Menschheit, die eigentliche Geburtsstunde der Religion, und mit eins auch die der Moral, im menschlichen Verstande des Wortes. Denn, was ist die Moral, zum Unterschied von Sitte und Recht, anders, als diejenige Summe von Lebensnormen, welche als Forderung eines höheren, übermenschlichen Willens gelten? Wenn heutzutage so oft behauptet wird, die Religion sei in ihren Anfängen ganz unabhängig von der Moral und keineswegs mit ihr untrennbar eng verbunden, so ist das wahr und falsch zugleich. Wahr, — denn Naturverehrung und Seelenkult haben in der Tat ursprünglich gar keine Beziehung zur Moral und gewinnen solche allenfalls erst später auf sekundärem Wege. Falsch, — denn der Glaube an ein höchstes gutes Wesen ist mit der Moral, dem Phänomen des Altruismus, von

Haus aus engstens verbunden, ja aus ihr und mit ihr erwachsen und gar nicht von ihr zu trennen."

„Naturverehrung und Seelenkult ruhen auf den großen Tatsachen von Leben und Tod in Natur und Menschengeschlecht, und ziehen aus denselben fort und fort ihre Nahrung. Ein ganz anderes Gebiet ist es, in welchem die dritte, die wichtigste und vornehmste Wurzel der Religion, der Glaube an ein höchstes, gutes, über der Moral wachendes Wesen, ihren Ursprung nimmt. Es war der Blick in das eigene Innere, in die Tiefen des eigenen Wesens, welcher den Menschen zu diesem Glauben gelangen ließ. Hier gewahrte er neben dem egoistischen den altruistischen Trieb, mit jenem streitend, als einen fremden Willen. Das Bedürfnis, diesen Trieb zu begreifen, ließ den Glauben an ein höchstes, gutes Wesen erwachsen. Noch erstreckte sich der altruistische Trieb keineswegs auf alle Menschen, geschweige denn auf alle lebenden Wesen, sondern nur auf die Glieder der Familie, des Geschlechts und Stammes, die ‚Freunde'. Es war wirklich nur Nächstenliebe, aber es war doch schon Liebe, die die eigenen Interessen, ja das eigene Leben den andern zum Opfer zu bringen fähig war. Der egoistische Trieb war den Menschen unmittelbar verständlich und bedurfte keiner Erklärung, der altruistische dagegen war etwas Seltsames, Wunderbares. Es war nicht der eigene Wille, es mußte der Wille eines höheren mächtigen Wesens sein, das ihn als Gebot und Gesetz in das Herz des Menschen gepflanzt hatte, oder wie man nun auch bald annehmen mochte, den Vätern, den Alten verkündigt und eingeschärft hatte. So ist die Moral, die schon im Tierreich wurzelt, der Altruismus, die Nächstenliebe, die schon der Untermensch kannte, der Boden, aus welchem der Glaube an ein höchstes moralisches Wesen, diese mächtige Wurzel der Religion aufsproßte. Wenn Kant die Religion definierte als die Erkenntnis aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote, so hat er damit sehr klar und bestimmt den Finger auf diese wichtigste Wurzel der Religion gelegt, ohne daß damit gesagt wäre, daß diejenigen unrecht haben, welche die Wurzel der Religion in der Naturanschauung und Naturverehrung oder im Seelenglauben und Seelenkult suchen. Alle drei sind mächtige, große Wurzeln der

Religion selbständigen Ursprungs, doch sich vielfach verschlingend und zusammenwachsend."

„Jene Wahrnehmung der beiden, oft feindlich miteinander streitenden Triebe im Innern des Menschen, des egoistischen und altruistischen, ist sich gleich geblieben durch die ganze Entwicklungsgeschichte der Menschheit, bis auf den heutigen Tag, und bildet fort und fort die Quelle derselben Gedanken, desselben Glaubens. Mochte die Nächstenliebe der Urzeit sich zur allgemeinen Menschenliebe erweitern, zur Liebe sogar gegen alle lebenden Wesen, sie blieb im Grunde dieselbe, nur höher entwickelt."

„Wenn aber der Gegensatz des Egoistischen und Altruistischen schon im Tierreich wirkt und waltet, so unterscheidet sich doch der Mensch vom Tiere und erhob sich über dasselbe dadurch, daß ihm dieser Gegensatz zum vollen Bewußtsein kam, und daß er den altruistischen Trieb als den Willen einer außer ihm stehenden, höheren Macht, eines höchsten Wesens erkannte und glaubte. Und es war das der Anfang einer gewaltigen Entwicklung."

„Aus den großen Phänomenen Leben, Tod und Liebe oder Altruismus erwachsen, sehen wir die drei Wurzeln der Religion, Naturverehrung, Seelenkult und Glaube an ein höchstes gutes Wesen, überall auf der Erde nebeneinander und miteinander sich entwickeln und wirken, sehen sie sich in mannigfaltigster Weise verbinden, sich verschlingen, assimilieren, verwachsen und auf solchem Wege die verschiedenartigsten Religionsgebilde, seltsame, wunderliche und schreckende, aber auch große, schöne, ja herrlich schöne entstehen lassen. Geschichte und Gegenwart zeugen davon. Offene Augen müssen es sehen."

„In allen Religionen der Welt, wie verschieden sie auch aussehen mögen, lassen sich doch immer wieder bei näherer Betrachtung diese drei Wurzeln der Religion herauserkennen und nachweisen. Ihre Verschiedenheit beruht zum größten Teil auf der verschieden starken und verschieden gearteten Entwicklung jener drei Wurzeln, auf der verschiedenen Art, wie sich dieselben miteinander verbinden, verwachsen, gegenseitig ausgleichen, oder aber eine die andere bekämpfen und unterdrücken. Das Vorwalten der einen oder der anderen Wurzel gibt den einzelnen Religionen vornehmlich ihr charakteristisches Gepräge."

„Die Dreifältigkeit der Religionswurzeln dürfte tief im Wesen des Menschen begründet sein. Dieses Wesen ist längst als ein dreifach zusammengesetztes erkannt, als sinnliches, geistiges und sittliches. Sehen wir daraufhin die drei Wurzeln der Religion an, so entspricht offenbar die Naturverehrung dem sinnlichen, der Seelen- und Geisterkult dem geistigen, der Glaube an ein höchstes, gutes, das Gute forderndes Wesen dem sittlichen Teile der Menschennatur. Alle drei vereinigt entsprechen der Gesamtheit des menschlichen Wesens und befriedigen dasselbe in seinem Streben über sich selbst hinaus. In dem Universalen dieser Vereinigung liegt seine Macht und Bedeutung für das Menschengeschlecht begründet."

„Die Dreifältigkeit der Religionswurzeln ist aber augenscheinlich auch der Grund oder doch ein wesentlicher Grund dafür, daß manche und insbesondere die arischen Völker ein Streben zeigen, Gottheiten zu dritt zu vereinigen, sich eine Götterdreiheit, ja Dreieinigkeit zu konstruieren, oder auch mehrere solche. Oft entsprechen die drei ganz den drei großen Wurzeln der Religion, wie sich das z. B. für die Dreiheit Brahma-Vischnu-Çiva deutlich zeigen läßt. Bisweilen aber bewegt sich das offenbar tiefbegründete Streben nach einer Dreiheit oder Dreifachheit auch in anderen Richtungen."

„Ob eine von den drei Wurzeln der Religion älter, eine jünger, als die andern ist, halte ich für eine kaum zu beantwortende Frage. Tatsache ist, daß sie sich alle drei schon bei den primitivsten Völkern vorfinden, und daß sie alle drei mannigfach verschlungen fortleben und fortwirken bis in die Gegenwart. Und mit dieser Tatsache werden wir uns wohl begnügen müssen."

2.

Den vorstehend gekennzeichneten Standpunkt können wir nicht teilen. Wir haben ja schon früher bemerkt, daß wir in Naturverehrung und Seelenkult keine Wurzel, sondern nur einen Ausfluß der Religion erblicken können.

Um diesen Gedanken weiter auszuführen, müssen wir zunächst unsere Stellungnahme zum Begriffe der „Religion" überhaupt näher kennzeichnen. Nach Schroeder ist Religion „der Glaube

an geistige, außer und über der Sphäre des Menschen waltende Wesen oder Mächte, das Gefühl der Abhängigkeit von denselben und das Bedürfnis, sich mit ihnen in Einklang zu setzen." Diese Bildung des Religionsbegriffes scheint uns ganz verfehlt. Wir können in Religion nur ein Band, ein Verhältnis, oder sagen wir einen Inbegriff aller Beziehungen erblicken, welche zwischen dem Menschen einerseits und der von ihm als vorhanden anerkannten, aber unerforschten, höheren Macht bestehen, der er sein Dasein verdankt und die sein ganzes Tun und Lassen regelt. Die Erkenntnis einer solchen Macht, welche allerdings vorerst ihre Stütze in dem Glauben sucht, erzeugt von selbst das Gefühl der Abhängigkeit von derselben und das Bedürfnis, sich mit ihr in möglichsten Einklang zu bringen.

Der Urgrund aller Religion liegt indes unzweifelhaft in dieser Erkenntnis selbst und allein enthalten. Sie dürfen wir daher auch als den Ausgangspunkt alles menschlichen Suchens und Forschens nach dem Aufenthalte des geheimnisvollen höchsten Wesens, seiner Gestalt, seinen Eigenschaften erblicken.

Je nach dem Ergebnisse dieser fortgesetzten Mühen ist auch die Religion, das Verhältnis der einzelnen Menschen und Völker zu dieser überall erkennbaren und doch nirgends erfaßbaren Macht verschieden. Es hängt, wie die Erkenntnisfähigkeit des einzelnen Menschen und des einzelnen Volkes, wesentlich von deren augenblicklichen Bildungsstufe ab, so daß man die religiösen Anschauungen auch als Gradmesser für die jeweilige Kultur einer einzelnen Persönlichkeit, wie auch einer ganzen Volksgemeinschaft betrachten kann. Dabei macht sich allerdings überall die religiöse Entwicklung als das konservativste Element in der allgemeinen Fortbildung bemerkbar. Die nähere Behandlung dieser Frage gehört in das besondere Gebiet der Religionsgeschichte und müssen wir an dieser Stelle darauf verzichten.

Nur das eine sei hier bemerkt, daß wir mit allem Grund annehmen können, daß die ersten Beziehungen des Menschen zu dem von ihm erkannten höchsten Wesen freundliche gewesen seien, wie jene des noch unschuldigen Kindes zu seinen es betreuenden, liebenden Eltern. Wie sich aber bei dem Kinde zu der Elternliebe

alsbald die Elternfurcht, die Ehrfurcht gegen dieselben, gesellt, wenn sie dessen Ungehorsam mit strafender Hand zu ahnden beginnen, mag sich wohl auch beim Menschen das bisherige freundliche Bild des höchsten guten Wesens bald in den düsteren Farben eines zürnenden, strafenden Wesens widergespiegelt haben. Dazu bot jener Augenblick den ersten Anlaß, da der Mensch mit der Erlangung seiner geistigen und sittlichen Mündigkeit die volle Verantwortung für seine Handlungen und Unterlassungen übernommen hatte. Mit dem ersten Fehltritte gelangte so das sündhafte Menschenpaar zur bitteren Erkenntnis, daß das bisher so unendlich gute und liebevolle höchste Wesen auch unendlich strenge, gerecht und rächend sich bewähren könne. Die zunehmende Sündhaftigkeit mußte diese Seite des höchsten Wesens naturgemäß immer mehr in den Vordergrund rücken.

Die Menschen scheuten sich anfangs wohl, diese bisher so unendlich gütige Macht für das sie treffende Unheil verantwortlich zu machen. Sie suchten daher nach einer näher liegenden Quelle und fanden diese einerseits in den sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen der äußeren Natur und ihren mannigfachen Gebilden, anderseits aber auch in der unermeßlichen Welt der Geister, welche in hastiger Unruhe nach der Wiedervereinigung mit ihrem verfallenen Körper begehrten. Daraus entwickelte sich von selbst der Drang, sich mit diesen gefahrdrohenden und unheilbringenden Mächten ins Einvernehmen zu setzen, sie zu besänftigen, zu beruhigen, zu versöhnen. Dieses Ziel glaubte man wieder durch Naturverehrung, wie durch Seelenkult am besten zu erreichen. So entstanden diese beiden und wurden ihrem besonderen Zwecke durch reiche Opfer und Gaben dienstbar gemacht. Daneben machte sich allmählich der Gedanke geltend, daß es auch wohltätige und segenbringende Natur- und Geisteskräfte gebe und daher auch solche in den Kreis der religiösen Verehrung einzubeziehen seien. So entstand jene reichgegliederte Welt von Göttern, Geistern und Dämonen, welche in allen nur erdenklichen Formen zum Gegenstand des religiösen Kultus wurde, und den ursprünglich so natürlichen und einfachen Gedanken eines höchsten guten Wesens bis zur Unkenntlichkeit verdunkelte.

Am reinsten hat sich dieser noch im Judentum erhalten, obwohl wir auch hier schon in den ersten Anfängen die Eigenschaften der göttlichen Güte und Barmherzigkeit gegen jene der strafenden Gerechtigkeit in den Hintergrund treten sehen.

So begegnet uns der Schöpfer des Himmels und der Erde gleich in den einleitenden Kapiteln der Biblischen Geschichte und in der Erzählung vom ersten Sündenfall, wie auch in jener von der Sintflut als ein den Menschen zürnendes und ihre Fehltritte bestrafendes höchstes Wesen. Wir erfahren von der Austreibung der Menschen aus dem Paradiese und ihrer Belastung mit dem göttlichen Fluche, wir entnehmen dem Berichte über die der Sintflut vorangehenden Ereignisse, daß Gott, als er der Menschen Bosheit sah und gewahrte, daß alles Dichten und Trachten ihrer Herzen nur böse sei, darüber Reue empfand, daß er die Menschen überhaupt ins Leben gerufen habe. Deshalb werden ihm die Worte in den Mund gelegt: „Ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, von der Erde vertilgen, aber nicht nur die Menschen, auch die Würmer und die Vögel unter dem Himmel, denn es reut mich, daß ich sie gemacht habe!“ Dieser Vorsatz wurde nach der Bibel, wenige Menschen und Tiere ausgenommen, zur Tat. Auch in deren weiteren Erzählungen von der Sprachenverwirrung zu Babel und von dem Untergange von Sodoma und Gomorrha kehrt der Grundgedanke eines strafenden obersten Wesens wieder. Nicht minder bildet er den roten Faden in der wechselvollen Geschichte des jüdischen Volkes, die sich ja vornehmlich um dessen Beziehungen zum gerechten, strengen und alle anderen Götter an Macht und Ansehen überragenden Gotte Israels dreht. Die Vorstellung eines unendlich gütigen, wohlwollenden höchsten Wesens verblaßte dabei immer mehr. Wir finden sie erst im Christentum wieder. In ihm gelangt die edelste und erhabenste Wurzel der Religion, die Erkenntnis eines höchsten allgütigen Wesens wieder zum Siege. Mit dieser Erkenntnis vereint sich aber auch jene der aus diesem göttlichen Wesen entspringenden, das Verhältnis des Menschen zu Gott und zu den Mitmenschen regelnden Pflichten.

Die Stammväter des Volkes Israel.

Die ersten Anfänge des israelitischen Volkes führen uns in eine Zeit, da an den Ufern des Euphrat und Tigris die Reiche der Protochaldäer in Babylonien mit den Hauptstätten Uru, Uruk, Babilu und anderen entstanden waren. Dort hatten sich bis zum Jahre 3000 v. Ch. auch semitische Eindringlinge festgesetzt. Woher diese gekommen waren, ist noch nicht geschichtlich aufgeklärt. Doch lassen der spätere Drang nach dem Süden und neuere Forschungen die Annahme einer afrikanischen Herkunft nicht ganz unbegründet erscheinen. Um 2250 v. Chr. herrschte bekanntlich Hammurabi in dem heute so viel besprochenen Babel, der Hauptstadt von Chaldäa. Einige Jahrhunderte später, etwa um 1900, dürfte Assur gegründet worden sein. Wir bemerken dies nur, um neuerlich darauf hinzuweisen, daß die biblische Schöpfungsgeschichte, die Erzählung vom ersten Sündenfall, die Schilderung der Sintflut und der Vorgänge beim Turmbau zu Babel wohl jenen Gegenden ihren Ursprung verdanken dürften.

Von ebendort, nämlich von Uru (Ur) in Chaldäa, soll ja auch Abraham, der erste Stammvater des auserwählten Volkes, mit seinen Angehörigen nach Hebron im Lande Kanaan gezogen sein. Gott hatte ihm nach der Bibel diesen Weg befohlen und ihm hiefür versprochen, daß er zum Stammvater eines großen Volkes werden solle, in dem alle Geschlechter der Erde ihren Segen finden würden. Auf Abraham führen auch die Ismaeliten ihren Stammbaum zurück, weil derselbe mit Hagar, seiner ägyptischen Sklavin, auf Anraten Sarai's, seiner rechtmäßigen Ehegattin, einen Sohn erzeugt haben soll, der den Namen Ismael erhielt. Erst später wurde Abraham nach der biblischen Überlieferung von Sarai, die seit der Verheißung ihrer Fruchtbarkeit den Namen Sara führte, einen Sohn, namens Isaak geboren. Abraham selbst, der früher den Namen Abram geführt hatte, trug seinen neuen Namen auch erst vom Zeitpunkte seines „Bundes" mit Gott, welcher die Einführung der Beschneidung zum Gegenstand hatte.

Der durch die Beschneidung angestrebte Zweck wird in der Bibel deutlich zu erkennen gegeben. Es sollte hiedurch die Fruchtbarkeit des Volkes Israel und damit auch die zunehmende Vermehrung seiner Zahl auf's äußerste gesteigert werden. Es war dies für den Erwerb des „ganzen Landes Kanaan zu ewiger Besitzung", wie ihn Gott als Lohn für die getreue Einhaltung seines „Bundes" zugesichert hatte, offenbar von ausschlaggebender Bedeutung. Die Vorschrift der Beschneidung brachte die Verpflichtung mit sich, daß alles, was unter dem Volke männlich war, selbst das Gesinde fremden Stammes, beschnitten werden solle. „Und wo ein Mannsbild nicht wird beschnitten an der Vorhaut seines Fleisches, des Seele soll ausgerottet werden aus seinem Volk, darum, daß es meinen Bund unterlassen hat!"

Dieser Bund hat, wie die Geschichte lehrt, seine reichen Früchte getragen. Ohne ihn wäre das Volk Israel wohl nie zu einer solchen Menschenzahl und damit auch zu keiner solchen Machtstellung gekommen, wie es tatsächlich der Fall war. Die Beschneidung ist übrigens keineswegs eine ausschließlich israelitische Einrichtung, sondern von alters her bis auf den heutigen Tag auch bei anderen orientalischen Völkern in Brauch gewesen.

War so für die tunlichste Vermehrung des Volkes Sorge getragen, so mußte anderseits durch das Verbot der Menschenopfer, welche einem entsetzlichen religiösen Wahn entsprungen waren, das Leben der in der Regel kräftigen erstgeborenen Kinder vor seiner Vernichtung bewahrt werden. Abraham konnte sich zu diesem Zweck auf die wunderbare Errettung seines einzigen Sohnes berufen, für dessen Opfer Gott ja selbst die Schlachtung eines Widders in Tausch genommen hatte. Damit war die religiöse Grundlage für den Ersatz der Menschenopfer durch Tieropfer geschaffen. Dies ist der wahre Kern der biblischen Erzählung von der beabsichtigten Opferung des eingebornen Isaak, wenn das Verbot der Menschenopfer mit derselben auch nicht ausdrücklich in Verbindung gebracht wurde. Die Auffindung des Widders sollte offenbar den göttlichen Willen zum Ausdruck bringen, daß fürderhin die Opfer von Tieren an Stelle jener von Menschen genügen sollten. Abraham opferte ja den Widder „zum Brandopfer" an

seines Sohnes statt. Und Gott sah gnädig auf das Opfer und verkündete Abraham: „Ich habe bei mir selbst geschworen, dieweil du solches getan hast und hast deines einzigen Sohnes nicht verschonet, daß ich deinen Samen segnen und mehren will, wie die Sterne am Himmel und den Sand am Ufer des Meeres. Und dein Same soll besitzen die Tore seiner Feinde und durch deinen Samen sollen gesegnet werden alle Völker der Erde darum, daß du meiner Stimme gehorcht hast!"

Diese beiden wichtigen Momente, Einführung der Beschneidung und Verbot der Menschenopfer, pflegen bei Betrachtung der Person Abrahams in der Regel nur sehr flüchtig behandelt zu werden. Man glaubt eben vielfach, der geschichtlichen Kritik mehr zu dienen, wenn man ohne jeden triftigen Grund die in jeder Beziehung glaubwürdige Persönlichkeit Abrahams oder wenigstens seine besondere Glaubensstärke ableugnet, anstatt dieser keineswegs der „Urzeit", sondern einer schon sehr greifbaren geschichtlichen Zeit angehörigen Erscheinung näher zu treten und ihr das richtige Verständnis abzugewinnen. Man darf doch nicht vergessen, daß damals Syrien infolge der gleichzeitigen Einwirkung babylonischer und ägyptischer Kultur bereits auf einer hohen Stufe kultureller Blüte stand und demnach gar kein Anlaß vorliegt, eine geschichtlich so bedeutsame Gestalt ohne weiteres in das sagenhafte Gebiet der „Urzeit" zu verweisen.

Wenn so der erste Stammvater des israelitischen Volkes zwei gewaltige Marksteine für dessen weitere religiöse und völkische Entwicklung aufgerichtet hatte, schuf er überdies in dem von ihm mit Jahve abgeschlossenen „Bund", welcher diesen mit dem israelitischen Volke in ein besonderes bevorzugtes Vertrauensverhältnis brachte, ein Band, welches für die innere Einigung dieses Volkes von unschätzbarer Bedeutung war.

Neben diesem für sein Volk so segenbringenden Schaffen begegnen wir in Abraham bereits den Grundzügen der dem jüdischen Volke bis auf den heutigen Tag eigentümlich verbliebenen moralischen Schwäche auf dem Gebiete von Treu und Glauben. Wir erfahren zunächst, daß Abraham unbedenklich sein Weib Sarai als seine Schwester ausgibt, um sein vermeintlich sonst gefährdetes

Leben dadurch zu erhalten. So lesen wir im 12. Kapitel des 1. Buches Mose, Vers 10—20*):

10. „Es kam aber eine Teurung in das Land. Da zog Abram hinab gen Ägypten, daß er sich daselbst als ein Fremdling aufhielte, denn die Teurung war groß im Lande.

11. Und da er nahe an Ägypten kam, sprach er zu seinem Weibe Sarai: Siehe, ich weiß, daß du ein schön Weib von Angesicht bist.

12. Wenn dich nun die Ägypter sehen werden, so werden sie sagen: Das ist sein Weib; und werden mich erwürgen und dich leben lassen.

13. So sage doch, du seiest meine Schwester, auf daß mir's wohl gehe um deinetwillen, und meine Seele bei dem Leben bleibe um deinetwillen.

14. Als nun Abram nach Ägypten kam, sahen die Ägypter das Weib, daß sie sehr schön war.

15. Und die Fürsten des Pharao sahen sie und priesen sie vor ihm. Da ward sie in des Pharao Haus gebracht.

16. Und er tat Abram Gutes um ihretwillen. Und er hatte Schafe, Rinder, Esel, Knechte und Mägde, Eselinnen und Kamele.

17. Aber der Herr plagte den Pharao mit großen Plagen und sein Haus um Sarai's, Abrams Weibes, willen.

18. Da rief Pharao Abram zu sich und sprach zu ihm: Warum hast du mir das getan? Warum sagtest du mir's nicht, daß es dein Weib wäre?

19. Warum sprachst du denn, sie wäre deine Schwester, derhalben ich sie mir zum Weibe nehmen wollte? Und nun siehe, da hast du dein Weib, nimm sie, und ziehe hin!

20. Und Pharao befahl seinen Leuten über ihm, daß sie ihn geleiteten und sein Weib und alles, was er hatte."

Einen ähnlichen Bericht finden wir im 20. Kapitel:

1. „Abraham aber zog von dannen ins Land gegen Mittag, und wohnete zwischen Kades und Sur, und ward ein Fremdling zu Gerar.

*) Wir folgen hier und im folgenden der von Luther besorgten deutschen Bibelübersetzung, insoweit nicht eine andere Übersetzung ausdrücklich angegeben wird.

2. Und sprach von seinem Weibe Sara: Es ist meine Schwester. Da sandte Abimelech, der König zu Gerar, nach ihr, und ließ sie holen.

3. Aber Gott kam zu Abimelech des Nachts im Traum, und sprach zu ihm: Siehe da, du bist des Todes um des Weibes willen, das du genommen hast; denn sie ist eines Mannes Eheweib.

4. Abimelech aber hatte sie nicht berühret und sprach: Herr, willst du denn auch ein gerecht Volk erwürgen?

5. Hat er nicht zu mir gesagt: Sie ist meine Schwester? Und sie hat auch gesagt: Er ist mein Bruder? Hab ich doch das gethan mit einfältigem Herzen und unschuldigen Händen.

6. Und Gott sprach zu ihm im Traum: Ich weiß auch, daß du mit einfältigem Herzen das gethan hast. Darum hab ich dich auch behütet, daß du nicht wider mich sündigtest, und habe es dir nicht zugegeben, daß du sie berührtest.

7. So gieb nun dem Mann sein Weib wieder, denn er ist ein Prophet; und laß ihn für dich bitten, so wirst du lebendig bleiben. Wo du sie aber nicht wiedergiebst, so wisse, daß du des Todes sterben mußt und alles, was dein ist.

8. Da stund Abimelech des Morgens frühe auf und rief allen seinen Knechten und sagte ihnen dieses alles vor ihren Ohren. Und die Leute fürchteten sich sehr.

9. Und Abimelech rief Abraham auch und sprach zu ihm: Warum hast du uns das gethan? Und was habe ich an dir gesündiget, daß du so eine große Sünde wolltest auf mich und mein Reich bringen? Du hast mit mir gehandelt, nicht wie man handeln soll.

10. Und Abimelech sprach weiter zu Abraham: Was hast du gesehen, daß du solches gethan hast?

11. Abraham sprach: Ich dachte, vielleicht ist keine Gottesfurcht an diesem Orte, und werden mich um meines Weibes willen erwürgen.

12. Auch ist sie wahrhaftig meine Schwester; denn sie ist meines Vaters Tochter, aber nicht meiner Mutter Tochter, und ist mein Weib worden.

13. Da mich aber Gott außer meines Vaters Hause wandern hieß, sprach ich zu ihr: Die Barmherzigkeit thu' an mir, daß, wo wir hinkommen, du von mir sagest, ich sei dein Bruder.

14. Da nahm Abimelech Schafe und Rinder, Knechte und Mägde, und gab sie Abraham und gab ihm wieder sein Weib Sara.

15. Und sprach: Siehe da, mein Land stehet dir offen; wohne, wo dir's wohlgefällt.

16. Und sprach zu Sara: Siehe da, ich habe deinem Bruder tausend Silberlinge gegeben; siehe, das soll dir eine Decke der Augen sein vor allen, die bei dir sind, und allenthalben. Und damit war ihr Recht verschafft.

17. Abraham aber betete zu Gott; da heilete Gott Abimelech und sein Weib und seine Mägde, daß sie Kinder gebaren."

Es dürfte sich hiebei wohl in beiden Fällen um denselben Vorfall handeln, welchem wir auch in der Geschichte Isaak's, des zweiten Stammvaters, begegnen. Das 26. Kapitel des Buches Mose berichtet hierüber:

„1. Es kam aber eine Teurung ins Land über die vorige, so zu Abrahams Zeiten war. Und Isaak zog zu Abimelech, der Philister König, gen Gerar.

2. Da erschien ihm der Herr und sprach: Zeuch nicht hinab gen Ägypten, sondern bleibe in dem Lande, das ich dir sage.

3. Sei ein Fremdling in diesem Lande und ich will mit dir sein und dich segnen; denn dir und deinem Samen will ich alle diese Länder geben und will meinen Eid bestätigen, den ich deinem Vater Abraham geschworen habe;

4. Und will deinen Samen mehren, wie die Sterne am Himmel, und will deinem Samen alle diese Länder geben. Und durch deinen Samen sollen alle Völker auf Erden gesegnet werden,

5. Darum, daß Abraham meiner Stimme gehorsam gewesen ist und hat gehalten meine Rechte, meine Gebote, meine Weise und mein Gesetz.

6. Also wohnte Isaak zu Gerar.

7. Und, wenn die Leute am selben Ort fragten von seinem Weibe, so sprach er: Sie ist meine Schwester. Denn er fürchtete sich, zu sagen: Sie ist mein Weib; sie möchten mich erwürgen um Rebekka's willen, denn sie war schön von Angesicht.

8. Als er nun eine Zeit lang da war, sah Abimelech, der Philister König, durch's Fenster und ward gewahr, daß Isaak scherzte mit seinem Weibe Rebekka.

9. Da rief Abimelech dem Isaak und sprach: Siehe, es ist dein Weib. Wie hast du denn gesagt: Sie ist meine Schwester? Isaak antwortete ihm: Ich gedachte, ich möchte vielleicht sterben müssen um ihretwillen.

10. Abimelech sprach: Warum hast du denn uns das gethan? Es wäre leicht geschehen, daß jemand vom Volk sich zu deinem Weibe gelegt hätte und hättest also eine Schuld auf uns gebracht.

11. Da gebot Abimelech allem Volk und sprach: Wer diesen Mann oder sein Weib antastet, der soll des Todes sterben.

12. Und Isaak säete in dem Lande und erntete desselben Jahres hundertfältig; denn der Herr segnete ihn.

13. Und er ward ein großer Mann und nahm immer mehr zu, bis er sehr groß ward,

14. Daß er viel Guts hatte an kleinem und großem Vieh und ein groß Gesinde. Darum neideten ihn die Philister,

15. Und verstopften alle Brunnen, die seines Vaters Knechte gegraben hatten zur Zeit Abrahams, seines Vaters, und fülleten sie mit Erde;

16. Daß auch Abimelech zu ihm sprach: Zieh von uns, denn du bist uns zu mächtig worden."

Isaak zog tatsächlich von dannen und kam gegen Beer-Seba, wo ihm der Herr im Traum erschien und sprach (Vers 24):

„Ich bin deines Vaters Abraham Gott. Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir und will dich segnen und deinen Samen mehren um meines Knechtes Abraham willen!"

Da erbaute Abraham dortselbst einen Altar und predigte von dem Namen des Herrn. Bald darauf erschien Abimelech, um mit ihm einen Freundschaftsbund abzuschließen.

Die in diesen drei Berichten niedergelegte Denkungsweise ist sehr bezeichnend. Diese und nicht die Frage nach dem tatsächlichen Vorgange, welcher wohl in allen drei Erzählungen eine gemeinsame Grundlage vermuten läßt, ist es, welche denselben ihre besondere Bedeutung verleiht. Wenn sowohl die jahvistischen Schriftsteller im ersten und dritten Berichte, als auch die elohistischen, denen der zweite zugeschrieben wird, in der Schilderung eines auch vom Standpunkte jener Zeit aus gewiß verwerflichen Vorganges über-

einstimmen, ohne denselben irgendwie zu verurteilen, müssen wir annehmen, daß sie ihrerseits darin gar nichts Besonderes, gar nichts sittlich Anstößiges erblickten und daher die ihnen vorliegende Überlieferung ohne jedes Bedenken in das geheiligte Buch ihres Volkes übertrugen. Ja noch mehr! Wir finden das betrügerische Vorgehen der beiden ersten Stammväter geradezu unter besonderen göttlichen Schutz gestellt, indem in Verbindung damit von Abrahams und Isaaks zunehmender Wohlfahrt und deren neuerlichem göttlichen Segen berichtet wird. Abrahams Versuch einer sittlichen Bemäntelung, da ja Sara auch seine Schwester sei, kann nicht ernst genommen werden, weil es sich unter den gegebenen Umständen nicht um die Beziehungen natürlicher Verwandtschaft, sondern um die Frage handelte, ob zwischen den beiden ein den fremden geschlechtlichen Verkehr ausschließendes Verhältnis bestehe oder nicht.

Diese Erzählungen waren demnach nicht nur ungeeignet, dem späteren Judentum einen auch nur sehr bescheidenen sittlichen Halt zu bieten; ihre Aufnahme in das geheiligte Buch des Volkes Israel mußte vielmehr dieses in der Überzeugung bestärken, daß die Erzielung eines möglichst großen Vermögensvorteiles ohne jedes Bedenken auf Kosten von Treu und Ehrlichkeit erfolgen dürfe.

Was die in den einzelnen Berichten hervorgehobenen namhaften Vermögensvorteile anbelangt, so sei diesfalls auf nachstehende Stellen verwiesen: In der ersten Erzählung wird ganz besonders betont, daß Pharao Abraham Gutes tat um Sara's willen. „Und er hatte Schafe, Rinder, Esel, Knechte und Mägde, Eselinnen und Kamele." Unmittelbar darauf erfahren wir im 13. Kapitel (Vers 2) sogar, daß Abraham „sehr reich an Vieh, Silber und Gold war". Auch im zweiten Falle geschieht von seiner reichlichen Beschenkung durch Abimelech Erwähnung, der ihm nicht nur Schafe und Rinder, Knechte und Mägde schenkte, sondern zudem noch 1000 Silberlinge für die ihm von Sara erwiesenen Dienste auszahlte. Die Zahlung wird damit begründet, daß hiedurch Sara „Recht verschafft" werden sollte! Von Isaak wird endlich im Zusammenhange mit der von ihm an Abimelech verübten Irreführung erzählt, daß er in demselben Jahre „hundertfältig erntete"

und vom Herrn so reich gesegnet wurde, daß er ein „großer Mann“ wurde und immer mehr zunahm.

Auf Abraham und Isaak folgte als dritter Erzvater der Sohn des letzteren, namens Jakob. Dessen Charakterbild tritt uns gleich von allem Anfange an in den dunkelsten Farben entgegen. Nicht genug, daß er den erschöpften Zustand seines erstgebornen Bruders Esau dazu benützt, um diesem das Recht der Erstgeburt gegen ein Linsengericht abzuschachern, scheut er sich nicht, auf Anraten und mit Beihilfe seiner Mutter dem erblindeten Vater auf listige Weise den Segen der Erstgeburt zu entlocken. Jakob ist sich dabei seiner Handlungsweise voll bewußt. Er erwidert seiner Mutter, die ihn zur betrügerischen Handlungsweise zu verleiten sucht: „So möchte vielleicht mein Vater mich begreifen und würde vor ihm geachtet, als ob ich ihn betrügen wollte, und brächte über mich einen Fluch und nicht einen Segen!“ Er gibt aber schließlich seiner Mutter doch nach und läßt sich von dieser bestimmen, seinen greisen Vater zu belügen und zu betrügen. Ja, er geht so weit, seinen Betrug mit einem Kusse zu bekräftigen. Und nun kommt das Befremdendste an der ganzen Geschichte. Obwohl Jakob so den Segen seines Vaters nur mit List erlangt hatte, weigert sich dieser dennoch, von Esau über seine Irreführung aufgeklärt, seinen bereits dem Jakob erteilten Erstgeburtssegen zu widerrufen und spricht zu dem über diese List empörten Esau (Kap. 27, V. 37): „Ich habe ihn zum Herrn über dich gesetzt und alle seine Brüder hab' ich ihm zu Knechten gemacht, mit Korn und Wein hab' ich ihn versehen. Was soll ich doch dir nun tun, mein Sohn?“

Auf dessen Vorstellung, ob Isaak denn nur einen Segen habe, verweigert dieser ihm den Segen und verkündet ihm im Gegenteil, daß er eine Wohnung ohne die Fettigkeit der Erde und ohne den Tau des Himmels haben, sich vom Schwerte ernähren und seinem Bruder dienen müsse. Nur den einen Trost gewährt er ihm, daß er auch dereinst sein eigener Herr werden und das Joch seines Bruders abschütteln werde.

Diesen entläßt aber Isaak, da er vor dem Grimme seines Bruders Esau nach Mesopotamien entflieht, mit den Abschiedsworten (Kap. 28, V. 3): „Der allmächtige Gott segne dich und

mache dich fruchtbar und mehre dich, daß du werdest ein Haufen Völker und gebe dir den Segen Abrahams, dir und deinem Samen mit dir, daß du besitzest das Land, da du Fremdling innen bist, das Gott Abraham gegeben hat!" Dieser Segen erhielt noch während der Reise seine besondere Weihe durch einen Traum, in welchem Jakob eine Leiter auf der Erde stehen sah, welche mit der Spitze den Himmel berührte. Auf dieser stiegen die Engel Gottes auf und nieder und der Herr stand obenauf und sprach zu Jakob (Kap. 28, V. 13—15):

„Ich bin der Herr Abrahams, deines Vaters Gott und Isaaks Gott. Das Land, das du aufliegest, will ich dir und deinem Samen geben. Und dein Same soll werden, wie der Staub auf Erden und du sollst ausgebreitet werden gegen Abend, Morgen, Mitternacht und Mittag. Und durch dich und deinen Samen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden! Und siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hinzeuchst und will dich wieder herbringen in dieses Land. Denn ich will dich nicht lassen, bis daß ich thue alles, was ich dir geredet habe!"

Vom Schlafe erwacht, gelobt Jakob dem Herrn, wenn er ihn auf dem Wege behüte, mit Speisen und Kleidern versehe und ihn in Frieden wieder zum Vater zurückbringe — also sehr bedingungsweise —, daß er Jahve als Gott anerkennen und diesem alles, was er von ihm erhalte, getreulich verzehnten werde. Von einer Reue über das dem Bruder angetane schwere Unrecht oder einer Genugtuung für dasselbe ist mit keinem Worte die Rede.

Das Leben und Wirken der drei ersten Stammväter ist so, vom Standpunkte der Moral betrachtet, in tiefe Schatten gehüllt. Dabei bleibt zu deren Gunsten allerdings die Frage offen, wie viel von den in der Bibel enthaltenen Berichten auf Rechnung der tatsächlichen Vorkommnisse und wie viel auf Rechnung der Geschichtsschreiber und späteren Redaktoren gesetzt werden muß.

Moses.

Verfolgen wir den weiteren Verlauf der Biblischen Geschichte, so begegnen wir zunächst Jakobs Söhnen, deren Charakteranlage durch den an ihrem Bruder Joseph begangenen Verrat und seinen

Verkauf an Sklavenhändler aus Ägypten gekennzeichnet wird. Dieser herzlose, schmutzige Handel, mit Lug und Trug am eigenen, hochbetagten Vater vermischt, führte später bekanntlich auch die Angehörigen des so treulos verlassenen Bruders in das Land der Pharaonen. Sie fanden dort eine freundliche Aufnahme und ließen sich im Lande Gosen nieder. Das Schicksal ihrer Nachkommen wurde mit ihrer übermäßigen Vermehrung immer schlechter, so daß es endlich unerträglich wurde.

Da entstand dem hartbedrängten Volke in Moses ein Erretter, der es mit klugem Geschick seiner Freiheit und Selbständigkeit wiedergab. Die Gewalt seines Geistes, die unbeugsame Kraft seines ehernen Willens und sein in heiligem Zorn aufflammendes nationales Fühlen schufen ihn, wie keinen anderen, zum bahnbrechenden Führer im großen Befreiungswerke seines Volkes.

Nach der elohistischen biblischen Darstellung war Moses der Sohn eines Leviten mit einer Tochter aus dem Stamme Levi. Die Priesterschrift nennt Amram als seinen Vater und dessen Muhme Jochebed als seine Mutter. Aaron erscheint darin als der ältere Bruder aufgeführt. In Wirklichkeit scheint Moses dem verbotenen Verhältnis Amrams mit einer angesehenen Ägypterin, vielleicht gar einer Pharaonentochter, entsprossen zu sein, die ihn einige Monate nach der Geburt verborgen hielt und dann Amrams Frau gegen Lohn zum Säugen übergab. Diese mochte zuvor mit Aaron gesegnet worden sein. Nur so gewinnt die biblische Erzählung an Glaubwürdigkeit, wonach die ägyptische Königstochter den zum Knaben herangewachsenen, angeblich hebräischen Findling, als ihren Sohn annahm, ihn selbst Moses benannte und einer ägyptischen Erziehung teilhaft werden ließ. Aber auch die hervorstechendsten Grundzüge des zum Manne herangereiften Moses sprechen für diese Annahme. Sein starkes religiöses Empfinden, die unbeugsame Kraft seines Willens, und die Liebe zum hebräischen Volke lassen die väterliche Seite seiner Abstammung erkennen. Seine, eine alte Kultur verratenden Geistesanlagen, der stark entwickelte Sinn für soziale Ordnung, seine fremdenfreundlichen Anschauungen und die Vorliebe für Zauberkünste aller Art deuten auf die Herkunft von einer ägyptischen Mutter.

Gewiß ist jedenfalls, daß Moses alle Eigenschaften in sich vereinigte, die zur Führung eines Volkes erforderlich erscheinen. Nur eines fehlte ihm: die Rednergabe. Ja, er stotterte sogar. Moses weist gelegentlich seiner Berufung durch Jahve selbst auf diesen Umstand hin, indem er klagt, daß er eine „schwere Sprache und eine schwere Zunge" habe, und von „unbeschnittenen Lippen" sei, das heißt wohl der Sprache nach eher ein Ägypter, als ein Hebräer. Deshalb wird auch Aaron für ihn von Jahve zum Sprecher bestimmt, wogegen Moses selbst den Verkehr mit Jahve zu vermitteln hat. (2. Buch Mose, Kap. 4, V. 10 und Kap. 6, V. 12.)

Dieser Hinweis ist nicht ohne Wichtigkeit, weil Moses, der in der religiösen Überlieferung der Masai, eines im nordwestlichen Teile von Deutsch-Ostafrika wohnhaften ursemitischen Nomadenvolkes, unter dem Namen „Musana" erscheint, der einen Vater mit dem Beinamen „Eramram", d. i. der „Stotterer" hatte, welcher Ausdruck wohl dem biblischen Namen „Amram" gleichkommt.

Moses fand bald Gelegenheit, sein starkes nationales Empfinden als Hebräer zu bekunden. In wildem Grimme erbebend, streckt er einen Ägypter nieder, der einen seiner hebräischen Volksgenossen mit Schlägen mißhandelt. Wie er aber gewahr wird, daß seine Tat bekannt geworden und der ägyptische Herrscher ihm nach dem Leben stellt, flüchtet er sich in das Land der Midianiter, deren Oberpriester ihm gastliche Aufnahme gewährt und eine seiner Töchter zum Weibe gibt. Von dort folgt Moses nach dem Ableben des ihm feindlichen ägyptischen Königs dem göttlichen Rufe und kehrt nach Ägypten zurück, um das hebräische Volk von seinen Peinigern zu befreien. Die göttliche Sendung war nach der Bibel (2. Buch Mose, Kap. 3, V. 20—22) von der Zusicherung begleitet:

„Ich werde meine Hand ausstrecken und Ägypten schlagen mit allerlei Wundern, die ich drinnen tun werde. Darnach wird euch der König ziehen lassen und ich will diesem Volke Gnade geben vor den Ägyptern, daß, wenn ihr ausziehet, ihr nicht leer ausziehet, sondern ein jeglich Weib soll von ihrer Nachbarin und Hausgenossin silberne und goldene Gefäße und Kleider fordern. Die sollt ihr auf euere Söhne und Töchter legen und von den

Ägyptern zur Beute nehmen!" Diese aus dem später geschilderten Verlaufe des Auszuges erklärliche „Verheißung" sollte offenbar die beispiellose Habsucht des israelitischen Volkes beschönigen, das nicht einmal einen so geheiligten Augenblick, wie jenen der endlichen Befreiung aus fremder Knechtschaft, vorübergehen lassen konnte, ohne sich im Wege der Erpressung mit fremdem Gute zu bereichern, und diese Handlungsweise im religiösen Lichte als keineswegs verboten und verwerflich erscheinen lassen.

Auch ein anderer Tatumstand, dessen die Erzählung über den an Moses ergangenen göttlichen Ruf Erwähnung tut, darf nicht unbeachtet bleiben. Es ist die scheinbar ganz natürliche und naheliegende, in Wirklichkeit aber sehr bedeutungsvolle Vorstellung, mit der sich Moses an den Herrn wendet (Kap. 4, V. 1):

„Siehe, sie werden mir nicht glauben, noch meine Stimme hören, sondern werden sagen: Der Herr ist dir nicht erschienen!"

In diesen wenigen Worten liegt die Begründung für die im Reiche des Glaubens unentbehrliche Kraft der Wunder. Was für die Wissenschaft der Versuch bedeutet, ist für den Glauben das Wunder. Es bildet einen Prüfstein für die angeblich von Gott herrührende und in seinem Namen geoffenbarte Wahrheit.

Das Wesen des Wunders wird in der Regel ganz verkannt. Es besteht keineswegs in einer den Gesetzen der Natur zuwiderlaufenden Erscheinung, wir müssen eine solche Auffassung im Gegenteil als eine die Allmacht und Allweisheit Gottes durchaus verkennende Geringschätzung betrachten. Gunkel hat vollkommen recht, wenn er in seiner Abhandlung über das „Alte Testament im Lichte der modernen Forschung"*) es mit einer höheren Gottesanschauung unvereinbar findet, daß Gott zuweilen am Weltbau geflickt und die von ihm selbst geschaffenen Ordnungen durchbrochen habe.

Wir müssen demnach daran festhalten, daß die sämtlichen, der Wirklichkeit entsprechenden Wunder durchwegs an die allgemeinen Gesetze der Natur gebunden sind und daher unter allen

*) „Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion." München 1905, Seite 44.

Umständen eine an sich natürliche, wenn auch im einzelnen Falle unseren Sinnen entrückte oder unserem Geiste unfaßbare Erscheinung (oder auch eine Fülle solcher Erscheinungen) vorstellen. Das Wunderbare liegt somit entweder in der Unfaßbarkeit und Unerklärlichkeit oder, wenn auch diese mangelt, darin, daß das betreffende, an sich erklärliche Ereignis, mit den Erlebnissen des einzelnen oder eines ganzen Volkes in eine solche Beziehung tritt, welche uns zwingt, eine höhere göttliche Fügung als vorhanden anzunehmen.

Diejenigen „Wunder", mit welchen Moses nach der Bibel auf seine Vorstellung hin ausgerüstet wurde, können wir demnach nicht als wahre Wunder anerkennen, sondern lediglich als in Ägypten erlernte oder von Moses selbst erfundene — also nach dem biblischen Sprachgebrauche ihm von Gott geoffenbarte — Zauberkünste. Mit diesen scheint es Moses übrigens nicht weit gebracht zu haben, da die vom Könige berufenen Zauberer sich ebenfalls als fähig erachteten, diese Künste nachzumachen. Für die endliche Nachgiebigkeit des ägyptischen Herrschers war vielmehr die immer fühlbarer zutage tretende Erscheinung maßgebend, daß jeder neuerlichen Weigerung, die Hebräer ziehen zu lassen, immer wieder eine neue, allerdings in der dortigen Gegend auch sonst auftretende Landplage folgte und dabei von Fall zu Fall eine Verschärfung der damit verbundenen Übel zu beobachten war, die sich schließlich bis zur Unerträglichkeit steigerte. Nicht in dem Auftreten der einzelnen Landplagen an sich war also das Wunderbare dieser Erscheinungen gelegen, sondern in der immer offenkundigeren Beziehung derselben zu den fruchtlosen Versuchen um Freigabe des israelitischen Volkes. Wir dürfen daher den ganzen Verlauf dieser Ereignisse in dem von uns gekennzeichneten Sinne als eine wunderbare Beglaubigung der dem Moses zuteil gewordenen göttlichen Sendung anerkennen.

Die Durchführung dieser Sendung bildet eine der glänzendsten Leistungen in der Geschichte aller Völker. Moses führte sein Volk zunächst in einem an Mühen und Entbehrungen aller Art überreichen Zuge an den Fuß des Berges Sinai, wo ein längerer Halt gemacht wurde. Hier scheint es seine erste Sorge gewesen

zu sein, die noch lose zusammenhängenden Volksglieder fester zu knüpfen und insbesondere das so unentbehrliche Mittelglied zwischen Geschlecht und Volk, die Stammesgemeinschaft, zur Grundlage der späteren Volkseinheit zu machen. Die Erreichung dieses Zieles setzte aber unbedingt die Schaffung eines einheitlichen religiösen und kultischen Bandes voraus. So fand die auf den zehn Geboten Gottes fußende Gesetzgebung vom Berge Sinai ihre Entstehung, welche auf dem Gedanken des einigen, das Volk Israel besonders schützenden Volksgottes Jahve beruhte, und in der ganzen weiteren Entwicklung dieses Volkes sich als dessen feste, ja unerschütterliche Grundlage bewährte.

Bei allen diesen Bestrebungen scheint Moses aber auf eine Reihe unermeßlicher Schwierigkeiten gestoßen zu sein, die ihm wiederholt den Mut zu weiterer Schaffensarbeit zu benehmen drohten. Vor allem war es die von Moses unnachsichtlich bekämpfte Vielgötterei, die unter seinen Volksgenossen viele Anhänger fand, wie wir dem Berichte über die Anbetung des goldenen Kalbes (dem ägyptischen Stiere gleichend) entnehmen können. Für den größten Teil der dem Lande der Pharaonen entronnenen Hebräer mochte eben Jahve nur einen besonders zu verehrenden israelitischen Volksgott neben anderen minderwertigen, fremden Göttern, keineswegs aber ein allein zu verehrendes höchstes Wesen bedeuten. Dieser sehr bedenklichen fremdländischen Richtung sollte offenbar das erste unter den zehn Geboten entgegentreten, welches ausdrücklich bestimmt, daß neben Jahve keine anderen, fremden Götter verehrt und in geschnitzten Bildern dargestellt werden dürfen.

In neuester Zeit ist die Frage rege geworden, in welcher Beziehung die mosaischen Gesetze mit jenen des babylonischen Königs Hammurabi stünden, welche ungefähr 1000 Jahre früher geschaffen wurden, als die vom Berge Sinai. Wir haben keinen Anlaß, uns an dieser Stelle mit dieser Frage näher zu beschäftigen, und können uns daher damit begnügen, auf die Tatsache zu verweisen, daß die Grundlagen, auf welchen die babylonische Gesetzgebung ruht, wesentlich von jenen abweichen, auf welchen Moses bei seinem Gesetzeswerke aufbauen mußte. Es ist, um es kurz zu sagen, der Gegensatz zwischen einem bereits hoch entwickelten

Staatswesen und einem auf den niedersten Stufen seiner kulturellen Entwicklung stehenden, lockeren Volksgefüge, der den Unterschied in den beiderseitigen Grundbedingungen kennzeichnet. Dies will allerdings noch nicht besagen, daß die in den Gesetzen des Königs Hammurabi niedergelegten Vorschriften dem Moses unbekannt geblieben sein mußten. Jedenfalls war die von ihm im Namen Jahves verkündete und zur Annahme gebrachte Gesetzgebung sein eigenstes, tief durchdachtes und mühsam errungenes Werk, für dessen Durchführung er mit unerschütterlicher Ausdauer und nie erlahmender Tatkraft bis zu seinem Lebensende Sorge trug. Zu diesem Behufe setzte er auch nach ägyptischem Muster eine eigene Priesterkaste ein; die im Pentateuch enthaltenen genauen Opfervorschriften scheinen indes erst der nachexilischen Zeit anzugehören. Gewiß ist, daß Moses im ganzen und großen seiner bedeutungsvollen Lebensaufgabe gerecht wurde, was bei dem fortgesetzten Widerwillen und dem groben Undank seines Volkes keine leichte Arbeit war. Tauchten doch bei jedem neuen Mißgeschicke immer wieder die einst so verschrieenen Fleischtöpfe von Ägypten und der dortige Götzendienst vor den Augen der betörten Volksgenossen auf, welche bald der bitteren Pein vergessen hatten, die ihnen im Lande der Pharaonen zuteil geworden war.

Es mag so für den greisen Moses ein erhebendes Gefühl freudiger Genugtuung gewesen sein, als er am Abend seines sturmbewegten Lebens vom Berge Nebo aus die herrlichen Gefilde sah, in denen seinem heißgeliebten Volke einst die Verheißung seiner Väter in Erfüllung gehen sollte. Der Übergang über den Jordan blieb indes erst seinem Nachfolger Josua vorbehalten, welchem Moses vor seinem Ableben die Führung übertragen hatte.

Die weitere israelitische Geschichte.

1.

Es folgte zunächst die Eroberung von Jericho und die allmähliche Festsetzung der israelitischen Stämme inmitten der Kanaaniter. Dabei soll eine förmliche Verteilung des eroberten Landes

unter die einzelnen Stämme stattgefunden haben. Mit dieser Festsetzung war aber auch die für die religiöse und nationale Eigenart der Israeliten höchst gefährliche Vermischung mit den heidnischen Ureinwohnern des Landes in die Wege geleitet. Der bald eintretende Verfall des von Moses unter so vielen Mühen begründeten Jahvedienstes war die nächste Folge. Mit der zunehmenden Lockerung dieses wichtigsten aller nationalen Bindemittel ging auch die für die Wahrung der gewonnenen Machtfülle unerläßliche Einigkeit unter den einzelnen Stämmen in die Brüche.

So ließ sich deren Unterjochung durch die eingebornen und benachbarten fremden Völker nicht verwehren und blieben auch alle Bemühungen, das fremde Joch wieder abzuschütteln, unter solchen Umständen ohne einen dauernden Erfolg. Ja, schließlich soll sogar das geheiligte Wahrzeichen des in Jahve geeinigten israelitischen Volkes, die Bundeslade, in die Hände der Philister gefallen, von ihnen aber später zurückgestellt worden sein. Es war dies in der sogenannten „Zeit der Richter“, welche übrigens noch ihrer geschichtlichen Aufklärung harrt.

Die Not der Verhältnisse forderte immer gebieterischer die Wiedergewinnung eines festen nationalen Haltes, den man zunächst im Königtum zu finden meinte. Dieses kam über priesterlichen Vorschlag und unter priesterlichen Auspizien zustande. Samuel, der Priester und Seher, salbte nämlich den im Kriege erprobten Saul aus dem Stamme Benjamin auf Verlangen des Volkes zum König. Dieser blieb wohl anfangs gegen seine Feinde siegreich, schließlich gelang es aber doch den Philistern, wieder die Oberhand zu gewinnen und das ganze Westjordanland von sich abhängig zu machen.

Erst David, der anfangs nur als König von Juda und höchst wahrscheinlich auch als Vasall der Philister zu Hebron herrschte, gelang es, nach der Ermordung seines Gegners Eschbaal, des Sohnes Sauls, von den Vornehmen des Volkes zum König von Israel ausgerufen und als solcher gesalbt, die in fortgesetzter Fehde zueinander liegenden Stämme zu einem einheitlichen staatlichen Ganzen zu vereinigen. Er eroberte die bis dahin kanaa-

nitische Jebusiterburg auf dem Berge Zion, erhob Jerusalem zu seinem Herrschersitze und ließ dahin auch die heilige Lade bringen. So war endlich der so lange vermißte und erstrebte nationale und religiöse Einigungspunkt wiedergefunden. Der in der letzten Zeit arg vernachlässigte Jahvedienst wurde zu neuem Leben erweckt und fand in den vielen siegreichen Feldzügen Davids, die ja alle im Dienste Jahves ihren religiösen Hintergrund fanden, eine wirksame Förderung und Stütze. Schließlich fiel aber der gegen seine Feinde übermächtigte König seiner großen Sinnlichkeit zum Opfer und mußte sich zuletzt sogar gegen seine eigenen Söhne zur Wehr setzen.

Salomo, sein Sohn und Nachfolger, bemühte sich besonders um den inneren Ausbau des neuen Reiches, dessen Hauptstadt er durch eine verschwenderisch ausgestattete Burg und einen ebensolchen Tempel auf dem Berge Zion schmücken ließ. Behufs Aufbringung der zu diesen Bauten — deren Pracht von neueren Forschern ernstlich bestritten wird — nötigen Mittel trat Salomo mit dem benachbarten Herrscher von Tyrus in freundschaftliche Beziehungen, welche den dortigen religiösen Anschauungen im israelitischen Volke zum Schaden seines eigenen nationalen Kultes Eingang verschafften. Zudem kostete ihm diese „Freundschaft" zwanzig Ortschaften in Galiläa, welche dem fremden Herrscher an Stelle einer Zahlung abgetreten werden mußten. Anderseits machte sich auch der ägyptische Einfluß am Hofe zu Jerusalem stark bemerkbar. Salomo hatte nämlich die Tochter eines Pharaonen, wahrscheinlich des Har Pisebchanu II., des letzten Königs der 21. (tanitischen) Dynastie, zum Weibe genommen und fand nun eine besondere Vorliebe an ägyptischen Rossen und Wagen, die er einführen und in den Handel bringen ließ. Daß sich dieser fremde Einfluß mit der Zeit auch im nationalen und religiösen Leben merklich fühlbar machte, darf wohl nicht bezweifelt werden.

Trotz allen äußeren Glanzes vermochte aber Salomo nicht, den Nachbarvölkern gegenüber dasselbe Ansehen zu bewahren, wie es seinem Vorgänger beschieden gewesen, ja es gelang einigen derselben sogar, die israelitische Oberhoheit wieder abzuschütteln. Zudem wuchs die durch übergroße Arbeits- und Steuerleistungen

angefachte Unzufriedenheit des Volkes immer mehr und mehr und wurde so zum Keim für aufständische Bewegungen.

Hätte Salomo die königliche Burg und den Tempel in einfacheren, den gegebenen Verhältnissen entsprechenderen Formen aufgeführt und sich dafür ernstlicher um die Förderung der sittlichen und wirtschaftlichen Wohlfahrt seines Volkes bemüht, so würde ihm der Beiname eines „Weisen" wohl mit größerem Rechte zukommen, als es heute der Fall ist. Die Erbauung der königlichen Burg und des dem Jahve geweihten Tempels an sich waren aber immerhin Werke von weittragender Bedeutung, indem sich in diesen beiden Bauten die mit schweren Mühen und Kämpfen errungene politische und religiöse Einheit des israelitischen Volkes verkörperte. Besonders die im Tempel neu geschaffene Wohnstätte des den Blicken seines Volkes entrückten Gottes wäre in unvergleichlicher Weise geeignet gewesen, zum einigenden Mittelpunkt des sich nun wieder in inneren Kämpfen zerfleischenden israelitischen Volkes zu werden. Aber alles vergeblich!

Dem gleichzeitigen verderblichen Einflusse der phönizischen und ägyptischen Kultur, welche beide auf der heidnischen Vielgötterei beruhten, vermochten die Israeliten auf die Dauer nicht zu widerstehen. So trat nach Salomo's Tode neuerlich ein Verfall des einheitlichen Jahvedienstes ein, dem bald die nationale Spaltung folgte. Diese führte schon unter Rehabeam, Salomo's Sohn, im Jahre 933 v. Chr. zur Ausscheidung der Stämme Simon und Juda aus dem gemeinsamen Staatsverbande und zur Gründung eines selbständigen Reiches Juda. Die übrigen zehn Stämme blieben im Reiche Israel mit der Hauptstadt Sichem, später Samaria, vereint. Jerusalem sank so zur Hauptstadt des Reiches Juda herab.

Im israelitischen Nordreiche machte sich der fremde Einfluß ganz besonders stark bemerkbar, und zwar zunächst von Ägypten her, da der erste König Jerobeam I. (933—912) vor der Übernahme seiner Regierung in Ägypten geweilt hatte und so mit der dortigen Kultur in unmittelbare Berührung gekommen war. Daraus erklärt sich leicht, daß unter seiner Herrschaft in Dan und Bethel goldene Stiere, gegen deren Anbetung sich bekanntlich

Moses in der Wüste auf das äußerste gewehrt hatte, als Sinnbilder Jahve's zur Verehrung kamen. Noch schlimmer wurden die Verhältnisse unter König Ahab (876—854), der sich die berüchtigte Isebeel, eine Tochter des Königs Ethbaal von Tyrus zur Frau nahm und mit dieser dem dortigen Baalsdienste Tür und Tor öffnete.

Im Reiche Juda scheint das fremde Element von oben her weniger gefördert worden zu sein, wir erfahren wenigstens, daß sich König Asa (913—873) zu Maßnahmen gegen den Götzendienst herbeiließ, ja, daß König Josaphat (873—849) sogar ein eifriger Jahveverehrer war. Immerhin mögen die religiösen Verhältnisse auch hier schlecht genug gestanden haben.

2.

In dieser Zeit allgemeiner Verwirrung und Zerrüttung standen im israelitischen Volke Männer auf, die durch ihre ungewöhnlichen Geistesgaben, wie auch durch außerordentliche Charakterstärke über ihre Volksgenossen emporragten und den göttlichen Beruf in sich fühlten, den in ihnen lebenden Ideen auch den erforderlichen mannhaften Ausdruck zu verleihen. Ja, sie waren selbst bereit, für dieselben, wenn nötig, mit dem eigenen Leben einzutreten. Es waren dies die Propheten. Der Erfolg blieb indes in der Regel nur ein vereinzelter oder vorübergehender. Die innere Fäulnis hatte eben den Kern ihres Volkes schon zu weit ergriffen, um derselben dauernd Einhalt gebieten zu können.

So wurde wohl im nördlichen Reiche mit der Ausrottung des Geschlechtes Ahabs dem von ihm eingeführten Baalsdienst ein Ende bereitet, doch trat bald an die Stelle des phönizischen der nicht minder verderbliche assyrische Einfluß, welcher durch die Einnahme von Samaria und Zerstörung des Reiches Israel im Jahre 722 v. Chr. in den zu demselben gehörig gewesenen Gebieten fortan zum herrschenden wurde. Ein Teil des Volkes wurde sogar nach Assyrien und Medien geschleppt und ihr Land durch dortige Ansiedler wieder bevölkert. So entstand das Mischvolk der Samaritaner, dessen auch im Neuen Testamente Erwähnung getan wird.

Einer ähnlichen Entwicklung begegnen wir im Reiche Juda. Auch hier wird der in Jerusalem von der Königin Athalja eingeführte Baalsdienst unter Joas (836—797) wieder ausgerottet, ja unter König Hiskia (727—699) sogar die von Moses herrührende eherne Schlange als anstößig befunden und aus dem Tempel entfernt. Der Siegeszug Sanheribs durch Palästina auf dem Wege nach Ägypten (701), wobei er Juda verheeren ließ, 46 Städte eroberte und selbst Jerusalem bedrohte, scheint dem fremdländischen Götzendienst wieder neue Nahrung zugeführt zu haben, so daß wir unter Manasse (698—643) sogar dem religiösen Kult der Kinderopfer begegnen.

Gegen diesen immer mehr überhand nehmenden Abfall vom wahren Jahveglauben scheint sich die von König Josia von Juda (640—609) im Jahre 623 durchgeführte Verpflichtung seines ganzen Volkes auf das vom Oberpriester Hilkia angeblich im Tempel gefundene Gesetzbuch (das 5. Buch Mose in seiner ursprünglichen Gestalt) gerichtet zu haben. Auf Grund dieses Gesetzes wurde zunächst eine gründliche Reinigung des von mannigfachen heidnischen Gebräuchen durchsetzten Opferkultus vorgenommen. Aber auch diese Maßregel konnte den nahenden Zusammenbruch nicht mehr aufhalten. Die ägyptische Oberhoheit machte jener der Chaldäer Platz, welche die an ihnen begangene Treulosigkeit im Jahre 597 mit der Plünderung des Tempels und Palastes von Jerusalem und der Wegführung zahlreicher Vornehmer und Priester samt 7000 wehrfähigen Einwohnern, und bald darauf, im Jahre 586 mit der Einäscherung der Stadt und des Tempels, wie auch der Fortschleppung des größten Teiles der Bewohner samt allen Kunstschätzen und Tempelgeräten beantworteten. In diese Zeit fallen die donnernden Warnungsrufe des Propheten Jeremias, der den nahenden Untergang des Reiches und das Schicksal seines verblendeten Volkes voraussieht.

War dem jüdischen Volke durch den Fall von Jerusalem der letzte Rest seiner nationalen Selbständigkeit genommen, so mußte es jetzt um so mehr auf die Rettung der ihm von den Vorfahren überkommenen religiösen Schätze bedacht sein. Damit trat die schriftstellerische Arbeit in den Vordergrund. Man machte sich

mit regem Eifer an die gründliche Bearbeitung und Verarbeitung des vorhandenen religiösen Schriftstoffes und der jetzt besonders treu gepflegten mündlichen Überlieferung. So entstand insbesondere der um das Jahr 500 v. Chr. in Babylonien abgefaßte sogenannte „Priesterkodex", welcher später teilweise mit dem „Heiligkeitsgesetze" zur Verschmelzung kam. Auch die Sammlung und Aufzeichnung gottesdienstlicher Lieder wurde in Angriff genommen.

Schon vor Fertigstellung dieser Schriften, im Jahre 538 hatte den in der Verbannung weilenden, im übrigen aber nicht schlecht behandelten Juden die Stunde der Erlösung geschlagen. Cyrus gestattete ihnen mit königlichem Edikte die Rückkehr in die Heimat. So machten sich zunächst gegen 43000 Juden mit ungefähr 7500 Leibeigenen auf den Weg, um unter Führung des Davididen Serubabel und des Priesters Josua das Land ihrer Väter und der Verheißung wiederzugewinnen. Dort wurde ihnen ihr jammervolles Elend erst recht zum klaren Bewußtsein gebracht. Von dem ihnen durch die Propheten verkündeten „neuen Reiche" war keine Spur zu sehen. Außerstande, ein solches in absehbarer Zeit zu begründen, suchten sie in der Wiederaufrichtung des ihnen in der Verbannung als einigender Leuchtstern erschienenen Jahvedienstes eine sichere Grundlage für ihre neuerliche nationale Einigung und Wiedergeburt zu schaffen. Dieses Band war um so unerläßlicher geworden, als die von politischem und nationalem Elend tiefgebeugten Juden in der Fremde nicht einmal die Kraft behalten hatten, ihre Muttersprache zu behaupten, sondern die dort herrschende aramäische Sprache angenommen hatten. So war dem jüdischen Volke von aller seiner Eigenart nur noch *eine* letzte Spur, nämlich sein Jahvedienst, erhalten geblieben. Dieser wurde denn auch nunmehr in einer früher nicht gekannten Strenge und Ausschließlichkeit zum Mittelpunkt des ganzen Volkslebens erhoben. Die im „Gesetz" enthaltenen Vorschriften und die Liturgie bedeuteten fortan alles und behinderten schließlich jede freie, wahrhaft religiöse Sinnesart.

Die leitende Stellung im Volke nahm fortan der *Hohepriester* von Jerusalem ein, welcher das Haupt der religiösen Gemeinde

bildete. Dem neuen Kulte wurden neben der altüberlieferten Volksreligion und den Lehren der Propheten vorzugsweise die neueren, wohl teilweise nachträglich dem Pentateuch einverleibten Kultusvorschriften zugrunde gelegt. Diese traten immer mehr in den Vordergrund und wurden in ihrer von allerlei heidnischen Zutaten gereinigten Form ebenso streng als Gottes Gebot behandelt, wie die eigentlich religiös-sittlichen Vorschriften. Diese Richtung fand vornehmlich in den Schriftgelehrten und Pharisäern ihre Vertretung, denen gegenüber die wahrhaft religiös empfindenden Frommen zusehends an Macht und Einfluß verloren. Die Zahl der unbedingten Gesetzesanhänger wuchs so immer mehr und mehr und ließ schließlich ein kleines Häuflein dem lebendigen Glauben Treugebliebener zurück, welche das Feuer wahrer Religiosität bewachten.

Der im Jahre 516 fertiggestellte neue Tempelbau bildete die kräftigste Grundlage des neuen Kultes. Dieser forderte mit unbeugsamer Strenge die Lösung aller, mit der nationalen Eigenart unvereinbaren gemischten Ehen und wurde so zur Quelle schwerster innerer Zerwürfnisse und auch feindlicher Beziehungen zu den Nachbarvölkern. Die letzteren hatten sogar die Zerstörung der Mauern von Jerusalem zur Folge. Diese wurden indes im Jahre 445 von Nehemia, Mundschenk Artaxerxes I. zu Susa, der mit königlichen Vollmachten als Statthalter nach Jerusalem gesandt worden war, wieder aufgebaut. Im darauffolgenden Jahre fand die Veröffentlichung des von dem Priester und Schriftgelehrten Esra aus der Verbannung mitgebrachten „Gesetzbuches Moses" statt, welches den durch andere Stücke erweiterten Priesterkodex enthielt. Nach dessen Vorschriften wurde das nächste Laubhüttenfest zum erstenmal gefeiert und das Volk mit Unterschrift auf das neue „Gesetz" verpflichtet. Bald darauf (um 400) erfolgte die Fertigstellung des Pentateuchs, welcher nunmehr auch von den Samaritanern angenommen und nach Erbauung eines eigenen Tempels auf dem Berge Garizim ihrem Kulte zugrunde gelegt wurde. Dadurch fanden aber die alten Eifersüchteleien zwischen den beiden kultischen Hochburgen von Jerusalem und Samaria wieder neue Nahrung.

Dieser Umstand wurde für die weitere religiöse Entwicklung des jüdischen Volkes um so verhängnisvoller, als mit dessen Unterwerfung unter die griechische und später die ägyptische und syrische Herrschaft der fremde Einfluß wieder mächtig fühlbar wurde. Ganz besonders gilt dies vom griechischen Geiste, der damals auf der Gelehrtenschule von Alexandrien seine Triumphe feierte. Ihm danken wir die griechische Übersetzung des Pentateuch, welche den Grundstock für die spätere „Septuaginta" bildete. Dabei wurde indes die nationale hebräische Sprache noch nicht ganz außeracht gelassen, vielmehr der zweite Teil des hebräischen Kanons um jene Zeit zum Abschluß gebracht. Auch die um 180 v. Chr. abgefaßte „Weisheit Jesu Sirachs" erschien zuerst in hebräischer Sprache und wurde erst später durch den Enkel des Verfassers in die griechische übertragen. Die ruhige literarische Entwicklung erfuhr aber bald eine jähe Unterbrechung. Antiochus IV. Epiphanes (175—164) ging mit barbarischer Strenge daran, die jüdische Religion und die jüdische Sitte auszurotten, um dem Hellenismus die Alleinherrschaft zu verschaffen. Die Einhaltung des Beschneidungsgebotes, die Feier des Sabbates, ja selbst der Besitz des „Gesetzes" wurden mit dem Tode bestraft, die Mauern von Jerusalem geschleift und die stark befestigte Burg mit einer syrischen Besatzung versehen. Allenthalben wurden die Juden gezwungen, den heidnischen Göttern zu opfern, ja selbst die geheiligte Opferstätte im Tempel von Jerusalem wurde durch den Dienst des olympischen Zeus entweiht.

Die Erbitterung des in seinen religiösen Gefühlen tief verletzten und geradezu verhöhnten Volkes ließ sich nicht mehr länger zurückhalten. Der Priester Matthatias tötete einen Beamten des Antiochus und leitete mit seinen fünf Söhnen den Widerstand gegen die gewalttätige Fremdherrschaft ein. Die heidnischen Altäre wurden zerstört und die abtrünnigen Juden getötet. Aber erst Matthatias' Sohne, Judas, dem „Makkabäer", gelang es, nach wiederholten Siegen über die syrischen Feldherrn, Jerusalem (außer der Burg) zu besetzen und im Winter des Jahres 165 den von seinen heidnischen Zutaten gereinigten Tempel dem Dienste Jahve's wiederzugeben. Unter dem Makkabäer Simon (145 bis

135 v. Chr.) und seinen Nachfolgern wurde sogar durch Vereinigung der Würde eines erblichen Hohenpriesters, Feldherrn und Volksfürsten in einer Person die so lange vergeblich erträumte Freiheit und Selbständigkeit des jüdischen Volkes auf kurze Zeit zur Wirklichkeit. Johannes Hyrkanus I. (135—105 v. Chr.) wußte aber die in seiner Hand vereinigte politische, militärische und religiöse Gewalt nicht besser zu verwerten, als daß er dieselbe dazu benützte, dem unauslöschlichen Hasse der Judäer gegen die benachbarten Samaritaner Luft zu machen. Er überzog dieselben mit Krieg und machte sie dem jüdischen Reiche (um 120 v. Chr.) untertan. Der Tempel auf dem Berge Garizim fiel dabei der Zerstörung anheim.

Das wieder gewonnene Selbstvertrauen der Juden wuchs schließlich in dem Maße, daß sie unter Aristobal I. (um 106 v. Chr.) sogar zur Aufrichtung des mit dem Hohenpriestertum verbundenen Königtums schritten. Dieses konnte indes der fortgesetzten inneren Zerwürfnisse, welche sich hauptsächlich um den Kampf der Pharisäer mit den Sadducäern drehten, nicht mehr Herr werden. So machte Pompeius, von den Pharisäern zu Hilfe gerufen, im Jahre 63 v. Chr. der jüdischen Selbständigkeit ein Ende. Die Juden wurden dem römischen Reiche zinspflichtig und Herodes der Große, ein Sohn des Idumäers Antipater, war bereits ein vom römischen Senate anerkannter und von ihm abhängiger König von Judäa (40—4 v. Ch.). Nach der kurzen Regierung eines Sohnes des Herodes treffen wir bereits einige Jahre nach Christi Geburt Judäa und Samaria als Teile der römischen Provinz Syrien, während sich in Peräa noch bis zum Jahre 34 n. Chr. und in Galiläa bis zum Jahre 39 n. Chr. eigene Vierfürsten erhielten. Alle diese Gebiete wurden in den Jahren 41 bis 44 noch einmal unter Herodes Agrippa I., einem Enkel Herodes des Großen, zu einem von den römischen Kaisern abhängigen Königreich vereinigt, dann aber mit Ausnahme eines kleinen Teiles, der Herodes Agrippa II. belassen wurde, dem römischen Reiche einverleibt.

Der von den Juden dagegen angezettelte Aufstand wurde im Jahre 70 n. Chr. durch Titus blutig niedergeworfen, wobei der

mit großer Pracht neuerbaute Tempel von Jerusalem und die Stadt selbst zerstört und viele Tausende, die dem Hungertode entronnen waren, in die Gefangenschaft fortgeschleppt wurden. Ein letztes Aufflackern der selbstbewußten jüdischen Volkskraft gelegentlich der Anlegung der Kolonie Aelia Capitolina an Stelle des zerstörten Jerusalem (132—135 n. Chr.) hatte bis in unsere Tage die Erstickung aller weiteren Selbständigkeitsgelüste und die Zerstreuung des jüdischen Volkes zur Folge.

Judentum und Buddhismus.

Bei der geschilderten Entwicklung ist das Judentum seither stehen geblieben. So erscheint es wieder in nationaler Hinsicht auf dasjenige Band beschränkt, welches sich im ganzen Verlaufe seiner wechselvollen Geschichte, wie bei keinem anderen Volke, als die einzige, wahrhaft dauernde, ja unverwüstliche Grundlage seines Volkslebens bewährt hat, auf seine Religion. Aber gerade dieses außerordentlich starke Hervortreten des religiösen Empfindens hat in der auf dem Jahvedienste aufbauenden Religion ein anderes, nicht minder wichtiges Element, das moralische Empfinden, in den Hintergrund treten lassen.

Damit steht das Judentum in schroffem Gegensatz zu dem ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt begründeten Buddhismus, welchen Schroeder in seiner von uns früher bezogenen Abhandlung über „Wesen und Ursprung der Religion" in nachstehender Weise charakterisiert:

„Wir finden zwar auch im Buddhismus den Glauben an geistige Wesen aller Art — Seelen, Gespenster, Dämonen, Götter in großer Zahl. Buddha selbst glaubte an ihre Existenz, es fiel ihm nicht ein, sie zu leugnen oder gar seinen Anhängern solchen Glauben zu verbieten. Aber er fühlte sich nicht abhängig von diesen Göttern und Geistern, das ist das Wesentliche — weder er, noch seine Anhänger — und eben darum mangelt diesem seinem Glauben das Charakteristikum des Religiösen. Er fürchtet sie nicht, er erwartet nichts von ihnen, er verehrt sie nicht, er dient ihnen

nicht. Er richtet sich nach einem höheren Prinzip, dem auch Götter und Geister untertan sind. Abhängig fühlte sich freilich auch Buddha, fühlen sich seine Anhänger alle, — abhängig aber nur von der moralischen Weltordnung, an welche hier so fest und unerschütterlich geglaubt wird, wie in wenigen anderen Religionen. Ohne diesen großen und tiefgegründeten Glauben hätte der Buddhismus wohl auch nie und nimmer die Weltreligion werden können, die er tatsächlich geworden ist. Und mit dieser gewaltigen geistigen Macht der moralischen Weltordnung ist der Buddhist eifrig bemüht, sich in Einklang zu setzen. Er könnte sonst nimmer das Heil, die Erlösung zu erreichen hoffen. Woher sie stammt, diese Macht, das weiß man nicht, darnach fragt man auch nicht, so wenig wie nach dem Ursprung Gottes in theistischen Religionen. Sie ist da und sie wird geglaubt, unerschütterlich fest geglaubt. Es ist eine unpersönliche Macht, daher verehrt man sie nicht, weiht ihr keinen Kult. Aber man fühlt sich abhängig von ihr und sucht sich mit ihr in Einklang zu setzen, wie der Gottgläubige mit dem Willen Gottes. Und es ist eine geistige Macht, wenn auch gewiß kein geistiges Wesen — eine unbeschränkt und unfehlbar durch alle Ewigkeit über aller Welt waltende geistige Macht."

Ob in dem auf den Grundgedanken von Entsagung und Mitleid aufbauenden Buddhismus die Vorstellung eines persönlichen höchsten Wesens wirklich so weit in den Hintergrund getreten sei, möchten wir sehr bezweifeln. Gewiß ist aber, daß in ihm das moralische Element eine ebenso hervorragende Rolle spielt, wie im Judentum der religiöse Gedanke. Beide Elemente finden wir im Christentum harmonisch vereinigt und gegenseitig ausgeglichen.

Zweiter Teil.

Jesus von Nazareth.

Kehren wir wieder in das gelobte Land während der ersten Zeit der Römerherrschaft zurück. Wo immer dort die Blicke des jüdischen Volkes nach Rettung ausschauten, nirgends auf der weiten Welt war eine solche zu finden. Sollten nicht alle Weissagungen der Propheten als eitel Gaukelspiel erscheinen, dazu bestimmt, ihr armes, vielgeprüftes Volk für neue Qualen und neue Prüfungen vorzubereiten, so mußte diese Hilfe anderwärts gesucht und auch gefunden werden. Das so heiß ersehnte Gottesreich konnte nicht auf den trügerischen Grundlagen dieser Welt aufgebaut werden, der verheißene Messias konnte nicht zur Herrschaft über diese bis in ihr innerstes Mark verkommene Welt berufen sein. So gewann die Idee eines erst in einer anderen Welt zu gewärtigenden Gottesreiches immer mehr an Boden, erhielt indes ihre feste, bestimmte Gestalt erst durch den größten aller Propheten, die das Judentum hervorgebracht, durch Jesus von Nazareth.

Über die Geburt und die Lebensschicksale dieses unvergleichlichen Heilverkünders, wie auch über sein Sterben und die Ereignisse nach seinem Tode sind wir vorzugsweise durch die Evangelien des Matthäus, Markus und Lukas unterrichtet. Das sogenannte Johannesevangelium ist in Wirklichkeit kein Evangelium, sondern eine philosophische Bearbeitung der in den erwähnten drei und wohl auch noch in anderen, uns nicht erhaltenen Evangelien vorkommenden Angaben und daher für die Lebensgeschichte Jesu nur insoweit von Bedeutung, als es wohl an einigen Stellen auf Erzählungen Bezug nimmt und deren Inhalt wiedergibt, welche

in den uns erhaltenen drei Evangelien keine Aufnahme gefunden haben und vielleicht in der Tat von Johannes, dem angeblichen Lieblingsjünger Jesu, herrühren, dessen Namen das Evangelium trägt und den es als seinen Verfasser angibt. Die Evangelien des Matthäus, Markus und Lukas enthalten allerdings auch keine geschichtlich unbedingt glaubwürdigen Berichte, sie stellen vielmehr ein Gemisch von Tatsachen und persönlicher Auffassung der einzelnen Evangelisten und wohl auch der ihnen nahestehenden Zeitgenossen auf Grund der vorhandenen mündlichen und schriftlichen Überlieferung vor. Hiedurch erklären sich auch die in den verschiedenen Evangelien wahrnehmbaren Abweichungen und der fortgesetzte Austausch von Wahrheit und frommer Sage, deren strenge Sonderung selbst dem kritisch geübten Leser nicht immer leicht fällt. Bezüglich einer Frage kann jedoch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus kein irgendwie begründeter Zweifel obwalten. Diese betrifft die Wunderberichte, welche wir ebenso, wie im Alten Testamente, auch im Neuen in das Gebiet der frommen Sage verweisen müssen, wenn sie Erscheinungen und Ereignisse zum Gegenstande haben, die mit den unabänderlichen, in dem Wesen der Materie begründeten Gesetzen der Natur unvereinbar sind. Geben sie dagegen Vorkommnisse wieder, die bei der damaligen geringen Bildungsstufe der großen Masse dieser mit Recht als Wunder erscheinen mochten oder, die in der Tat eine unmittelbare göttliche Fügung annehmen lassen, welche zwar auf natürliche Weise nicht erklärbar ist, mit den Gesetzen der Natur aber auch nicht in Widerspruch steht, so dürfen wir diese Berichte nicht ohne weiteres als unglaubwürdig von uns weisen.

Über die Zeit der Abfassung der einzelnen Evangelien gehen die Meinungen auseinander. Für unsern Zweck genügt die Feststellung der Tatsache, daß das Lukas-Evangelium in der uns vorliegenden griechischen Fassung keineswegs vor der Zerstörung von Jerusalem (70 n. Chr.) entstanden sein kann, weil es auf diese Zerstörung Bezug nimmt, und daß weiter das Johannes-Evangelium seinem von uns bereits gekennzeichneten Charakter nach jedenfalls einen noch späteren Ursprung aufweist. Wir werden hierauf übrigens noch später eingehender zu sprechen kommen.

Außer den eben besprochenen biblischen Quellen kommen noch die allerdings sehr spärlichen jüdischen Zeugnisse in Betracht, deren Glaubwürdigkeit aber durch den unversöhnlichen Haß ihrer Urheber gegen Jesus und ihren mangelhaften geschichtlichen Sinn wesentlich beeinträchtigt wird.

Jesu Herkunft.

1.

Über die Geburt Jesu und deren Begleitumstände werden wir in den Evangelien nur von Matthäus und Lukas unterrichtet. Bei beiden macht sich das Bestreben geltend, seine zukünftige Stellung als Messias, als Christus, schon durch die geheimnisvollen Vorgänge bei den ersten Anfängen seines irdischen Daseins hervortreten zu lassen. Zu diesem Behufe mußte vor allem auf die alttestamentlichen Verheißungen zurückgegriffen werden, nach welchen der erwartete Heiland dem königlichen Hause Davids entstammen sollte. Dieser Gedanke verrät sich uns ganz deutlich im Evangelium des Johannes (Kap. 7), worin es heißt:

V. 40. „Viele nun vom Volke, die diese Rede (Jesu) hörten, sprachen: Dieser ist wahrlich der Prophet.

41. Andere sprachen: Er ist Christus. Etliche aber sprachen: Soll Christus aus Galiläa kommen?

42. Spricht nicht die Schrift: Von dem Samen Davids und aus dem Flecken Bethlehem, da David war, soll Christus kommen.

43. Also ward eine Zwietracht unter dem Volke über ihn."

Unter dieser „Schrift" sind sebstredend die alttestamentlichen Schriften zu verstehen. In diesen finden wir zunächst im 2. Buche Samuels, Kap. 7, die nachstehenden, später auf den Messias bezogenen Verheißungen:

V. 12. „Wenn nun deine Zeit hin ist, daß du mit deinen Vätern schlafen liegst, will ich deinen Samen nach dir erwecken, der von deinem Leibe kommen soll. Dem will ich sein Reich bestätigen.

13. Der soll meinem Namen ein Haus bauen und ich will den Stuhl seines Königreiches bestätigen ewiglich.

14. Ich will sein Vater sein und er soll mein Sohn sein. Wenn er eine Missetat tut, will ich ihn mit Menschenruten und mit der Menschenkinder Schlägen strafen.

15. Aber meine Barmherzigkeit soll nicht von ihm entwendet werden, wie ich sie entwendet habe von Saul, den ich vor dir habe weggenommen.

16. Aber dein Haus und dein Königreich soll beständig sein, ewiglich vor dir und dein Stuhl soll ewiglich bestehen."

Beim Propheten Micha, Kap. 5, lesen wir im ersten Verse über denselben Gegenstand:

„Und du Bethlehem Ephratha, die du klein bist unter den Tausenden in Juda, aus dir soll mir der kommen, der in Israel Herr sei, welches Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist!"

Daß alle diese Stellen ihrem ganzen Zusammenhange nach lediglich die Aufrichtung des erwarteten jüdischen Weltreiches, die Besiegung und Ausrottung der Feinde durch dessen gottbegnadeten König, den Messias, zum Gegenstande haben, tat beim Mangel jedes kritischen Verständnisses nichts zur Sache. So mußte Jesus, wenn er wirklich der erhoffte Messias, der Christus sein sollte, in Bethlehem geboren sein und dem davidischen Königsgeschlechte entstammen, da ja sonst die prophetische Verheißung auf ihn nicht anwendbar gewesen wäre. In diesem Lichte betrachtet, steht es keineswegs fest, daß Jesus wirklich, wie wir in den Evangelien des Matthäus und Lukas berichtet finden, in Bethlehem geboren wurde. Unmöglich ist das gewiß nicht, aber das viele wunderbare Beiwerk, mit dem die Erzählung von der Geburt Jesu ausgestattet ist, läßt dieselbe auch im Kern der Sache selbst als zweifelhaft erscheinen. Gegenüber der Behauptung, daß Jesus ein Sohn Davids sei, hat dieser übrigens selbst den Pharisäern gegenüber in ganz unzweideutiger Weise Stellung genommen. Er äußerte sich diesfalls nach Matthäus, Kapitel 22, wie folgt:

V. 42. „Wie dünkt euch um Christus? Wessen Sohn ist er? Sie sprachen: Davids.

43. Er sprach zu ihnen: Wie nennt ihn denn David im Geiste einen Herrn, da er sagt:

44. Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich lege deine Feinde zum Schemel deiner Füße?

45. So nun David ihn einen Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn?"

Im Verse 46 wird hiezu bemerkt:

„Und niemand konnte ihm ein Wort antworten und wagte auch niemand, von dem Tag an hinfort ihn zu fragen."

Übereinstimmend hiemit lauten die entsprechenden Stellen bei Markus und Lukas. Johannes kommt auf diese Äußerung Jesu nicht zu sprechen. Damit wird der in der Einleitung zum Matthäus-Evangelium (V. 1—17) und im 3. Kapitel des Evangeliums Lukas (V. 23—38) gemachte Versuch, Jesus als Sprossen Davids hinzustellen, auf seinen wahren Wert zurückgeführt.

Neben den beiden ebenerwähnten Momenten machte sich später noch ein drittes, Jesu Auffassung als Gottessohn entspringendes, bemerkbar. War Jesus wirklich Gottessohn, hatte er also Gott zum Vater, so konnte er naturnotwendig nicht von einem Menschen erzeugt worden sein, es mußte vielmehr seine Mutter ihre gnadenvolle Befruchtung von dem göttlichen Geiste selbst empfangen haben. Diese Vorstellung, welche der von Jesus immer und immer wieder betonten Eigenschaft als „Menschensohn" durchaus widerspricht, hat sicherlich erst nach seinem Tode ihren Ursprung und eine weitere Verbreitung gefunden. Sie kommt auch in den beiden Berichten, die wir bei Matthäus und Lukas über die Geburt Jesu und die ihr vorangegangenen Ereignisse finden, noch nicht voll zum Ausdruck.

Matthäus enthält hierüber im ersten Kapitel folgende Ausführungen:

V. 18. „Die Geburt Christi war aber also getan. Als Maria, seine Mutter, dem Joseph vertrauet war, ehe er sie heimholte, erfand sich's, daß sie schwanger war von dem heiligen Geist.

19. Joseph aber, ihr Mann, war fromm, und wollte sie nicht in Schande bringen, gedachte aber, sie heimlich zu verlassen.

20. Indem er aber also gedachte, siehe, da erschien ihm ein Engel des Herrn im Traum, und sprach: Joseph, du Sohn

Davids, fürchte dich nicht, Maria, dein Gemahl, zu dir zu nehmen; denn das in ihr geboren ist, das ist von dem heiligen Geist.

21. Und sie wird einen Sohn gebären, des Namen sollst du Jesus heißen; denn er wird sein Volk selig machen von ihren Sünden.

22. Das ist aber alles geschehen, auf daß erfüllet würde, das der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht:

23. Siehe, eine Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären und sie werden seinen Namen Immanuel heißen, das ist verdolmetschet: Gott mit uns!

24. Da nun Joseph vom Schlaf erwachte, tat er, wie ihm des Herrn Engel befohlen hatte und nahm sein Gemahl zu sich;

25. Und erkannte sie nicht, bis sie ihren ersten Sohn gebar; und hieß seinen Namen Jesus!"

Die griechische Fassung lautet:

V. 18. „*Τοῦ δὲ Ἰησοῦ Χριστοῦ ἡ γέννησις οὕτως ἦν. μνηστευθείσης γὰρ*
τῆς μητρὸς αὐτοῦ Μαρίας τῷ Ἰωσὴφ, πρὶν ἢ συνελθεῖν αὐτούς,
19. *εὑρέθη ἐν γαστρὶ ἔχουσα ἐκ Πνεύματος Ἁγίου. Ἰωσὴφ δὲ ὁ ἀνὴρ*
αὐτῆς, δίκαιος ὢν, καὶ μὴ θέλων αὐτὴν παραδειγματίσαι, ἐβουλήθη
20. *λάθρα ἀπολῦσαι αὐτήν. ταῦτα δὲ αὐτοῦ ἐνθυμηθέντος, ἰδοὺ, ἄγγελος*
Κυρίου κατ' ὄναρ ἐφάνη αὐτῷ, λέγων, Ἰωσὴφ, υἱὸς Δαβὶδ, μὴ φο-
βηθῇς παραλαβεῖν Μαριὰμ τὴν γυναῖκά σου· τὸ γὰρ ἐν αὐτῇ γεννη-
21. *θὲν ἐκ Πνεύματός ἐστιν Ἁγίου. τέξεται δὲ υἱὸν, καὶ καλέσεις τὸ*
ὄνομα αὐτοῦ Ἰησοῦν· αὐτὸς γὰρ σώσει τὸν λαὸν αὐτοῦ ἀπὸ τῶν
22. *ἁμαρτιῶν αὐτῶν. Τοῦτο δὲ ὅλον γέγονεν, ἵνα πληρωθῇ τὸ ῥηθὲν*
23. *ὑπὸ τοῦ Κυρίου διὰ τοῦ προφήτου, λέγοντος, "Ἰδοὺ, ἡ παρθένος ἐν*
γαστρὶ ἕξει καὶ τέξεται υἱὸν, καὶ καλέσουσι τὸ ὄνομα αὐτοῦ Ἐμ-
24. *μανουὴλ,' ὅ ἐστι μεθερμηνευόμενον 'Μεθ' ἡμῶν ὁ Θεός'. Διεγερθεὶς*
δὲ ὁ Ἰωσὴφ ἀπὸ τοῦ ὕπνου ἐποίησεν ὡς προσέταξεν αὐτῷ ὁ ἄγ-
25. *γελος Κυρίου· καὶ παρέλαβε τὴν γυναῖκα αὐτοῦ, καὶ οὐκ ἐγίνωσκεν*
αὐτὴν, ἕως οὗ ἔτεκε τὸν υἱὸν αὐτῆς τον πρωτότοκον· καὶ ἐκάλεσε
τὸ ὄνομα αὐτοῦ ἸΗΣΟΥΝ."

Hievon bringt die katholische Vulgata nachstehende lateinische Übersetzung:

18. „Christi autem generatio sic erat: Cum esset desponsata mater ejus Maria Joseph, antequam convenirent, inventa est in utero habens de Spiritu sancto.

19. Joseph autem, vir ejus, cum esset justus, et nollet eam traducere, voluit occulte dimittere eam.

20. Hæc autem eo cogitante, ecce Angelus Domini apparuit in somnis ei, dicens: Joseph, fili David, noli timere accipere Mariam conjugem tuam, quod enim in ea natum est, de Spiritu sancto est:

21. Pariet autem filium, et vocabis nomen ejus Jesum: ipse enim salvum faciet populum suum a peccatis eorum.

22. Hoc autem totum factum est, ut adimpleretur, quod dictum est a Domino per Prophetam dicentem:

23. Ecce, **virgo** in utero habebit: et pariet filium, et vocabunt nomen ejus Emmanuel, quod est interpretatum: Vobiscum Deus.

24. Exsurgens autem Joseph a somno fecit, sicut præcepit ei Angelus Domini et accepit conjugem suam.

25. Et non cognoscebat eam, donec peperit filium suum primogenitum; et vocavit nomen ejus Jesum."

Die sinngemäße Übersetzung der Verse 18, 19, 24 und 25 schiene uns die nachstehende zu sein:

18. „Die Geburt Jesu Christi geschah also: Als seine Mutter Maria dem Joseph ehelich zugesprochen war, wurde Maria, ehevor sie zusammenkamen, als schwanger befunden aus heiligem Geiste.

19. Joseph aber, ihr Mann, ein gerechter Mann, wollte sie nicht der öffentlichen Schande preisgeben und beabsichtigte daher, von ihr heimlich abzustehen.

20. Während er dieses überdachte, siehe, da erschien ihm ein Engel des Herrn im Traume und sprach zu ihm: „Joseph, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria dein Weib, zu dir zu nehmen, denn was in ihr erzeuget ist, das ist aus heiligem Geiste empfangen.

21. Sie wird aber einen Sohn gebären und du sollst seinen Namen Jesus nennen, denn er wird sein Volk erretten von seinen Sünden."

Die Verse 22 bis 25 sind von Luther im allgemeinen richtig wiedergegeben, nur soll es im Verse 23 heißen: „Siehe, **ein junges Weib** wird schwanger sein," denn diese Stelle ist dem Propheten Jesaias (Kap. 7, V. 14) entnommen, woselbst für das griechische Wort παρθένος, welches Matthäus gebraucht, das hebräische „alma" steht, das überhaupt ein jugendliches Weib ohne Rücksicht darauf, ob es noch Jungfrau ist oder nicht, bedeutet, nach **Kautzsch**

etwa unserem „Frauenzimmer" vergleichbar. Ebenso kommt das griechische παρθένος sowohl für „Jungfrau", als auch für „junge Frau" in Verwendung.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß nach Matthäus Maria vor ihrer Niederkunft mit Joseph keinen geschlechtlichen Verkehr pflog, sondern über Antrieb des heiligen Geistes ihren erstgeborenen Sohn von anderer Seite empfangen hatte. Die Vorstellung einer unbefleckten Empfängnis ist hier nach Sinn und Wortlaut nicht begründet.

2.

Lukas bezeichnet wohl auch Jesus als Mariä erstgebornen Sohn, stimmt aber in seiner übrigen Darstellung mit Matthäus nicht überein. Er schreibt die geheimnisvolle Empfängnis Jesu in noch weitergehendem Maße dem Einflusse des heiligen Geistes zu, scheint dieselbe aber in die Zeit nach der Verehelichung Mariä zu verlegen, indem er zu erkennen gibt, daß diese sich dem Joseph gegenüber als unfruchtbar erwiesen und daher von ihm keines weiteren ehelichen Verkehres mehr würdig erachtet worden sei. Eine unbefleckte Empfängnis läßt sich jedoch aus seiner Darstellung ebenfalls nicht entnehmen. Hier kommen die nachstehenden Verse des ersten Kapitels in Betracht:

V. 26. „Und im sechsten Monat ward der Engel Gabriel gesandt von Gott in eine Stadt in Galiläa, die heißt Nazareth.

27. Zu einer Jungfrau, die vertrauet war einem Manne, mit Namen Joseph vom Hause David; und die Jungfrau hieß Maria.

28. Und der Engel kam zu ihr hinein und sprach: Gegrüßet seist du, Holdselige! Der Herr ist mit dir, du Gebenedeite unter den Weibern!

29. Da sie aber ihn sah, erschrack sie über seiner Rede und gedachte: Welch ein Gruß ist das?

30. Und der Engel sprach zu ihr: Fürchte dich nicht, Maria; du hast Gnade bei Gott gefunden.

31. Siehe, du wirst schwanger werden im Leibe und einen Sohn gebären, des Namen sollst du Jesus heißen.

32. Der wird groß und ein Sohn des Höchsten genannt werden; und Gott der Herr wird ihm den Stuhl seines Vaters David geben;

33. Und er wird ein König sein über das Haus Jakob ewiglich und seines Königreichs wird kein Ende sein.

34. Da sprach Maria zu dem Engel: Wie soll das zugehen, sintemal ich von keinem Manne weiß?

35. Der Engel antwortete und sprach zu ihr: Der heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten; darum auch das Heilige, das von dir geboren wird, wird Gottes Sohn genannt werden.

36. Und siehe, Elisabeth, deine Gefreundte, ist auch schwanger mit einem Sohn in ihrem Alter und gehet jetzt im sechsten Mond, die im Geschrei ist, daß sie unfruchtbar sei.

37. Denn bei Gott ist kein Ding unmöglich.

38. Maria aber sprach: Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast. Und der Engel schied von ihr."

Die griechische Fassung lautet:

V. 26. „'ΕΝ δὲ τῷ μηνὶ τῷ ἕκτῳ ἀπεστάλη ὁ ἄγγελος Γαβριὴλ ὑπὸ τοῦ
27. Θεοῦ εἰς πόλιν τῆς Γαλιλαίας ᾗ ὄνομα Ναζαρὲτ, πρὸς παρθένον
μεμνηστευμένην ἀνδρὶ, ᾧ ὄνομα Ἰωσὴφ ἐξ οἴκου Δαβίδ. καὶ τὸ
28. ὄνομα τῆς παρθένου Μαριάμ. καὶ εἰσελθὼν ὁ ἄγγελος πρὸς αὐτὴν
εἶπε, Χαῖρε, κεχαριτωμένη· ὁ Κύριος μετὰ σοῦ· εὐλογημένη σὺ ἐν
29. γυναιξίν. ἡ δὲ ἰδοῦσα διεταράχθη ἐπὶ τῷ λόγῳ αὐτοῦ, καὶ διελογί-
30. ζετο ποταπὸς εἴη ὁ ἀσπασμὸς οὗτος. Καὶ εἶπεν ὁ ἄγγελος αὐτῇ,
31. Μὴ φοβοῦ, Μαριάμ· εὗρες γὰρ χάριν παρὰ τῷ Θεῷ. καὶ ἰδοὺ, συλ-
λήψῃ ἐν γαστρὶ, καὶ τέξῃ υἱὸν, καὶ καλέσεις τὸ ὄνομα αὐτοῦ Ἰη-
32. σοῦν. οὗτος ἔσται μέγας, καὶ υἱὸς ὑψίστου κληθήσεται· καὶ δώσει
33. αὐτῷ Κύριος ὁ Θεὸς τὸν θρόνον Δαβὶδ τοῦ πατρὸς αὐτοῦ, καὶ βα-
σιλεύσει ἐπὶ τὸν οἶκον Ἰακὼβ εἰς τοὺς αἰῶνας, καὶ τῆς βασιλείας
34. αὐτοῦ οὐκ ἔσται τέλος. Εἶπε δὲ Μαριὰμ πρὸς τὸν ἄγγελον, Πῶς
35. ἔσται τοῦτο, ἐπεὶ ἄνδρα οὐ γινώσκω; καὶ ἀποκριθεὶς ὁ ἄγγελος
εἶπεν αὐτῇ, Πνεῦμα Ἅγιον ἐπελεύσεται ἐπὶ σὲ, καὶ δύναμις ὑψίστου
ἐπισκιάσει σοι· διὸ καὶ τὸ γεννώμενον ἅγιον κληθήσεται Υἱὸς Θεοῦ.
36. καὶ ἰδοὺ, Ἐλισάβετ ἡ συγγενής σου, καὶ αὐτὴ συνειληφυῖα υἱὸν ἐν
γήρᾳ αὐτῆς· καὶ οὗτος μὴν ἕκτος ἐστὶν αὐτῇ τῇ καλουμένῃ στείρᾳ·
37. ὅτι οὐκ-ἀδυνατήσει παρὰ τῷ Θεῷ πᾶν ῥῆμα. εἶπε δὲ Μαριὰμ, Ἰδοὺ
38. ἡ δούλη Κυρίου· γένοιτό μοι κατὰ τὸ ῥῆμά σου. καὶ ἀπῆλθεν ἀπ'
αὐτῆς ὁ ἄγγελος."

Die Vulgata übersetzt diese Erzählung, wie folgt:

V. 26. „In mense autem sexto missus est Angelus Gabriel a Deo in civitatem Galilææ, cui nomen Nazareth.

27. Ad virginem desponsatam viro, cui nomen erat Joseph, de domo David; et nomen virginis Maria.

28. Et ingressus Angelus ad eam dixit: Ave, gratia plena: Dominus tecum, benedicta tu in mulieribus.

29. Quæ cum audisset, turbata est in sermone ejus et cogitabat, qualis esset ista salutatio.

30. Et ait Angelus ei: Ne timeas, Maria, invenisti enim gratiam apud Deum:

31. Ecce, concipies in utero et paries filium et vocabis nomen ejus Jesum.

32. Hic erit magnus et Filius Altissimi vocabitur, et dabit illi Dominus Deus sedem David, patris ejus, et regnabit in domo Jacob in æternum:

33. Et regni ejus non erit finis.

34. Dixit autem Maria ad Angelum: Quomodo fiet istud, quoniam virum non cognosco?

35. Et respondens Angelus dixit ei: Spiritus sanctus superveniet in te, et virtus Altissimi obumbrabit tibi. Ideoque et, quod nascetur ex te Sanctum, vocabitur Filius Dei.

36. Et ecce, Elisabeth, cognata tua, et ipsa concepit filium in senectute sua: et hic mensis sextus est illi, quæ vocatur sterilis,

37. Quia non erit impossibile apud Deum omne verbum.

38. Dixit autem Maria: Ecce, ancilla Domini: fiat mihi secundum verbum tuum. Et discessit ab illa Angelus."

Den richtigen Sinn dürfte wohl nachstehende deutsche Übersetzung wiedergeben:

V. 26. „In dem sechsten Monate (der Schwangerschaft Elisabeths, der Verwandten Marias) wurde der Engel Gabriel von Gott in eine Stadt von Galiläa, namens Nazareth, gesandt,

27. Zu einem jungen Weibe, das einem Manne angetraut war, des Namen Joseph hieß, aus dem Hause Davids und der Name dieser Frau war Maria.

28. Und der Engel kam zu ihr und sprach: Heil dir, du Gnadenvolle! Der Herr ist mit dir, du bist gesegnet unter den Weibern!

29. Als sie ihn sah, erschrack sie ob seines Wortes und überlegte, was dies für eine Begrüßung wäre.

30. Und der Engel sprach zu ihr: Fürchte dich nicht, Maria! Denn du hast Gnade bei Gott gefunden!

31. Siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären. Denn sollst du Jesus nennen.

32. Dieser wird groß sein und ein Sohn des Allerhöchsten genannt werden und Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben.

33. Und er wird herrschen über das Haus Jakob bis in Ewigkeit und seiner Herrschaft wird kein Ende sein!

34. Es sprach aber Maria zum Engel: Wie soll dies sein, da ich ja nichts von einem Manne weiß?

35. Und der Engel sprach zu ihr: Der heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten. Darum wird auch das von dir zur Welt gebrachte Heilige Sohn Gottes genannt werden.

36. Sieh' nur, selbst Elisabeth, deine Verwandte, geht mit einem Sohn im sechsten Monate schwanger, obwohl sie doch ehedem als unfruchtbar gegolten hatte.

37. Bei Gott ist eben kein Ding unmöglich!

38. Es sprach aber Maria: Siehe, ich bin eine Magd des Herrn! Es geschehe mir nach deinem Worte! Und der Engel wich von ihr."

Daß im Verse 27 das griechische Wort „μεμνηστευμένην" durch „angetraut" zu übersetzen ist, ergibt sich nicht nur aus dem ganzen Zusammenhange, sondern auch aus Kap. 2, V. 5, wo Maria als: „μεμνηστευμένη γυνή" bezeichnet wird und das Wort doch nur mit „angetraut" übersetzt werden kann. Der Unterschied zwischen der „μεμνηστευμένη παρθένος" und der „μεμνηστευμένη γυνή" besteht hienach offenkundig darin, daß in den bezogenen Bibelstellen unter „παρθένος" die noch nicht als fruchtbar erwiesene, also sozusagen jungfräuliche Ehefrau, unter „γυνή" dagegen die bereits schwanger gewordene, ja schon geburtsreife Frau verstanden wird.

Zur Begründung unserer Auffassung sei zunächst auf Vers 21 des 2. Kapitels verwiesen, welcher lautet:

„Und da acht Tage um waren, daß das Kind beschnitten würde, da ward sein Name genannt Jesus, welcher genannt war von dem Engel, ehe denn er im Mutterleibe empfangen ward."

Es ist also die Empfängnis Mariä erst nach der Verkündigung durch den Engel erfolgt. Daß diese während der Zeit ihrer Ehe stattfand und daß Maria von ihrem Mann unfruchtbar befunden und daher von ihm keines weiteren ehelichen Verkehrs mehr gewürdigt worden war, läßt sich allerdings erst aus dem Inhalte des Lobgesanges entnehmen, den Maria gelegentlich ihres Besuches bei Elisabeth anstimmt, nachdem ihr eben die Verheißung ihrer Fruchtbarkeit durch den Engel zuteil geworden war. Dieser enthält die nachfolgenden Stellen (Lukas, Kap. 1):

47. „Und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes.

48. Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen. Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinder."

Dieser jubelvolle Freudenausbruch wird erst dann vollkommen verständlich, wenn man bedenkt, daß die Unfruchtbarkeit eines Weibes bei den Juden als Schande galt und ein solches Weib von ihrem Manne mißachtet und wohl auch wie eine Sklavin behandelt wurde. Wir verweisen diesfalls nur auf Rahel, die auch anfangs unfruchtbar gewesen und endlich von Gott erhört wurde, der ihr den Segen der Fruchtbarkeit gab. Diese ruft, nachdem sie schwanger geworden und einen Sohn geboren hatte, freuderfüllt aus (1. Mose, Kap. 30, V. 23): „Gott hat meine Schmach von mir genommen!"

Demselben Gedanken begegnen wir auch bei Lukas, da er über die Verheißung einer Nachkommenschaft an Zacharias berichtet (Kap. 1):

V. 11. „Es erschien ihm aber der Engel des Herrn und stund zur rechten Hand am Räucheraltar.

12. Und als Zacharias ihn sah, erschrack er und es kam ihn eine Furcht an.

13. Aber der Engel sprach zu ihm: „Fürchte dich nicht, Zacharias, denn dein Gebet ist erhöret; und dein Weib Elisabeth wird dir einen Sohn gebären, des Namen sollst du Johannes heißen.

14. Und du wirst des Freude und Wonne haben und viele werden sich seiner Geburt freuen.

15. Denn er wird groß sein vor dem Herrn; Wein und stark Getränke wird er nicht trinken; und wird noch im Mutterleibe erfüllet werden mit dem heiligen Geist.

16. Und er wird der Kinder von Israel viel zu Gott, ihrem Herrn, bekehren.

17. Und er wird vor ihm hergehen im Geist und Kraft des Elias, zu bekehren die Herzen der Väter zu den Kindern und die Ungläubigen zu der Klugheit der Gerechten, zuzurichten dem Herrn ein bereitet Volk.

18. Und Zacharias sprach zu dem Engel: Wobei soll ich das erkennen? Denn ich bin alt und mein Weib ist betaget.

19. Der Engel antwortete und sprach zu ihm: Ich bin Gabriel, der vor Gott stehet, und bin gesandt, mit dir zu reden, daß ich dir solches verkündigte.

20. Und siehe, du wirst erstummen und nicht reden können bis auf den Tag, da dies geschehen wird, darum, daß du meinen Worten nicht geglaubet hast, welche sollen erfüllet werden zu ihrer Zeit.

21. Und das Volk wartete auf Zacharias und verwunderte sich, daß er so lange im Tempel verzog.

22. Und da er herausging, konnte er nicht mit ihnen reden; und sie merkten, daß er ein Gesicht gesehen hatte im Tempel. Und er winkte ihnen und blieb stumm.

23. Und es begab sich, da die Zeit seines Amts aus war, ging er heim in sein Haus.

24. Und nach den Tagen ward sein Weib Elisabeth schwanger und verbarg sich fünf Monate und sprach:

25. Also hat mir der Herr getan in den Tagen, da er mich angesehen hat, daß er meine Schmach unter den Menschen von mir nähme."

Man vergleiche hiemit die im 13. Kapitel des Buches der Richter enthaltene Erzählung über die Ereignisse, welche der Geburt Simsons vorangingen. Wir vernehmen hierüber:

V. 1. „Und die Kinder Israel taten fürder übel vor dem Herrn; und der Herr gab sie in die Hände der Philister vierzig Jahre.

2. Es war aber ein Mann zu Zora von einem Geschlecht der Daniter, mit Namen Manoah; und sein Weib war unfruchtbar und gebar nicht.

3. Und der Engel des Herrn erschien dem Weibe und sprach zu ihr: Siehe, du bist unfruchtbar und gebierst nicht; aber du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären.

4. So hüte dich nun, daß du nicht Wein, noch stark Getränke trinkest und nichts Unreines essest;

5. Denn du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären, dem kein Schermesser soll aufs Haupt kommen. Denn der Knabe wird ein Verlobter Gottes sein vom Mutterleibe; und er wird anfangen, Israel zu erlösen aus der Philister Hand.

6. Da kam das Weib und sagte es ihrem Manne an und sprach: Es kam ein Mann Gottes zu mir und seine Gestalt war anzusehen, wie ein Engel Gottes, gar erschrecklich, daß ich ihn nicht fragte, woher oder wohin; und er sagte mir nicht, wie er hieße.

7. Er sprach aber zu mir: Siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären. So trinke nun keinen Wein, noch stark Getränke, und iß nichts Unreines; denn der Knabe soll ein Verlobter Gottes sein vom Mutterleibe an bis in seinen Tod.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

24. Und das Weib gebar einen Sohn und hieß ihn Simson. Und der Knabe wuchs und der Herr segnete ihn.

25. Und der Geist des Herrn fing an, ihn zu treiben im Lager Dan, zwischen Zora und Esthaol."

Alle diese Hinweise dürften wohl genügen, um die bei Matthäus und Lukas vorfindlichen Angaben über Jesu Herkunft ein für allemal in das richtige Licht zu stellen. Sie verfolgen

offenbar den Zweck, Jesu Eigenschaft als Gottessohn und verheißener Messias schon von seinen ersten Anfängen an zu erweisen und bauen anscheinend auf Tatsachen auf, denen wir in der jüdischen Überlieferung, allerdings in einem ganz anderen Lichte, begegnen.

3.

Für die Juden steht bis zum heutigen Tage die Tatsache fest, daß Jesu Mutter Mirjam hieß und dieser einem unzüchtigen Verhältnisse derselben seine Entstehung verdankt.

In den näheren Einzelheiten herrscht dagegen in der jüdischen Überlieferung keine Übereinstimmung. Diese finden wir zunächst bei dem heidnischen Schriftsteller Celsus wiedergegeben, dessen Worte uns allerdings nur aus der Gegenschrift des Origenes bekannt sind. Die hier in Betracht kommende Stelle ist in der um das Jahr 178 n. Chr. verfaßten Streitschrift gegen das Christentum, „Sermo verus“ betitelt, enthalten und lautet:

„Von ihrem Gatten, einem Zimmermann seiner Profession nach, wurde Maria ausgetrieben, nachdem sie als Ehebrecherin überwiesen worden. Vom Manne verstoßen und ehrlos herumirrend, gebar sie dann in der Dunkelheit von einem gewissen Soldaten Panthera den Jesus.“

Wir halten diesen kurzen Hinweis auf die jüdische Überlieferung, Jesu Herkunft betreffend, für ein sehr bedeutungsvolles Zeugnis einer Zeit, in welcher noch die Enkelkinder der Zeitgenossen Jesu am Leben weilen konnten. Dazu kommt noch der Umstand, daß Celsus als geborener Heide gar kein besonderes Interesse daran haben konnte, die ihm zugekommene Überlieferung nach irgend einer Richtung hin zu verdunkeln oder zu verfälschen, da es für seine Zwecke gar nicht nötig war. Er wollte ja an dieser Stelle nur auf die Unhaltbarkeit der Lehre von der Fleischwerdung Gottes hinweisen und dazu hätte ihm eine andere Form der Überlieferung gewiß ebenso gut genügt, wie die vorliegende. Wir werden daher wohl in der von Celsus überlieferten Fassung den Kern der um die Mitte des zweiten Jahrhundert n. Chr. geltenden jüdischen Anschauung über Jesu Herkunft zu erblicken haben.

Gegen diese entehrende Darstellung wandten sich nun die in den Evangelien des Matthäus und Lukas enthaltenen Ausführungen. Beide Evangelisten gestehen unumwunden zu, daß Jesus nicht dem zwischen Joseph und Maria eingegangenen Ehebunde seine Entstehung verdanke. Nach Matthäus fand aber Joseph seine Gattin schon von anderer Seite geschwängert vor, ehe er mit ihr in ehelichen Verkehr trat. Diese Schwängerung sei aber nicht einer unzüchtigen, sondern vielmehr einer heiligmäßigen Sinnesart Maria's zuzuschreiben gewesen. Joseph habe seine Frau allerdings in der ersten Aufwallung sittlicher Erregung verstoßen wollen, sei aber hievon infolge eines Traumgesichtes abgestanden, das ihm gebot, Maria als sein Eheweib bei sich zu behalten.

Nach Lukas wurde Maria von ihrem Ehegatten gröblich vernachlässigt und erhielt nach bangen Tagen demütigender Behandlung endlich durch eine himmlische Erscheinung die freudige Gewißheit, daß sie berufen sei, die Mutter des verheißenen Messias zu werden. Darin habe sie die Berechtigung erblickt, die Bande ihres ehelichen Zwanges zu durchbrechen, und so des ihr bisher zu ihrer Schande vorenthaltenen Mutterglückes teilhaft zu werden. Von einer auch nur beabsichtigten Verstoßung Mariä ist hier überhaupt nicht die Rede.

Die von der katholischen Kirche bekanntlich zum Dogma erhobene Vorstellung einer unbefleckten Empfängnis durch den heiligen Geist hat so wohl diesen Evangelisten ferngestanden und dürfte erst später hervorgetreten sein, als die Lehre vom fleischgewordenen Logos immer mehr an Geltung gewann und besonders im Johannes-Evangelium ihre feste Grundlage erhielt. Da mochte sich dann von selbst der Gedanke an eine unbefleckte Empfängnis Mariä aufdrängen, ohne daß man dabei gerade an ägyptische Vorbilder anknüpfen mußte. Diese wären allerdings bei dem Umstande, als um jene Zeit die alexandrinische Schule in der christlichen Lehrbildung eine maßgebende Stellung einnahm, nicht sehr ferneliegend gewesen. Schon der durch die Erforschung der Apisgräber in der Nekropolis von Memphis bekannt gewordene französische Altertumsforscher August Mariette hat in einer im Jahre 1856 veröffentlichten Abhandlung „Mémoire

sur la mère d'Apis" darauf hingewiesen, daß auch der ägyptische Stiergott Apis als durch Einwirkung des Logos unbefleckt empfangen gedacht wurde. Die Mutter dieses Gottes sei hiebei als Kuh dargestellt.

Was Mariä Verkündigung betrifft, so glaubte Fallmerayer dazu auch ein ägyptisches Gegenstück entdeckt zu haben. Er schreibt nämlich auf der ägyptischen Reise am 10. März 1832 zu Karnak-Theben in sein Tagebuch:

„Ammonis creatoris ingens phallus . . . . Bild der Incarnation einer Gottheit in der linken Seitenkapelle des Ptolemäertempels daselbst. Ein männliches Wesen mit Flügeln, Vogelfüßen, Menschenkopf mit der Mitra und stehendem Phallus steigt auf eine ausgestreckt auf dem Rücken liegende weibliche Figur herab. C'est curieux! Voilà le saint Esprit des Egyptiens, voilà Mariä Verkündigung des Pharaonenvolkes!" . . . .

„Römische Priester, eilt, zerstört, vernichtet alle Reste des Altertums in dieser alten Wiege der Priesterherrschaft!"

Fallmerayer täuscht sich, wenn er hier das Bild einer unbefleckten Empfängnis durch den „heiligen Geist der Ägypter" und eine ägyptische Form der Verkündigung Mariä gefunden haben will. Das Bild stellt lediglich die Befruchtung eines menschlichen Weibes durch eine Gottheit dar, eine Vorstellung, die ja auch im Alten Testament (im 1. Buche Mose, Kapitel 6) zum Ausdruck kommt (nach der Kautz'schen Übersetzung):

V. 1. „Als nun die Menschen anfingen, sich zu vermehren auf der Erde, und ihnen Töchter geboren wurden,

2. Da sahen die Gottessöhne, daß die Töchter der Menschen gar schön waren, und nahmen sich zu Weibern, welche ihnen irgend gefielen.

3. Da sprach Jahve: Mein Geist soll nicht ewig im Menschen walten (oder: erniedrigt werden), er ist Fleisch und seine Lebensdauer (fortan) 120 Jahre!

4. Zu jener Zeit waren die Riesen auf Erden; und auch nach der Zeit, wo sich die Gottessöhne zu den Töchtern der Menschen gesellten und diese ihnen gebaren — das sind die Recken, die in grauer Vorzeit hochgefeiert waren."

Auf ein ähnliches Verhältnis des Gottes Ammon zu einem menschlichen Weibe kann das von Fallmerayer beschriebene Bildnis wohl Bezug haben, den Gedanken einer unbefleckten Empfängnis oder der Verkündigung einer solchen vermögen wir indes in demselben nicht zu erkennen.

4.

So beschränkt der Raum ist, welchen die thalmudischen Schriften der Persönlichkeit Jesu widmen, um so giftgeschwollener sind die Auslassungen, welche sich mit diesem verhaßtesten aller jemals erstandenen Gegner des Judentums beschäftigen. Unfähig, seiner erhabenen Lehre mit Erfolg zu widersprechen, suchten die jüdischen Geistesgrößen von jeher, dieselbe mit der ihnen, wie allen Orientalen, ganz besonders geläufigen Waffe von Hohn und Spott als widersinnig, ja geradezu als gotteslästerisch hinzustellen. Zu diesem Zweck empfahl es sich, vor allem an der Herkunft Jesu die allerschärfste Kritik zu üben und hiebei am guten Rufe seiner Mutter nicht ein Härchen breit zu lassen.

In diesem Sinne sind die nachfolgenden thalmudischen Stellen bemerkenswert:

In Sabbath 104b finden wir über Jesu Herkunft folgende Erörterung:

„Sohn Stada's? Sohn Pandera's war er. Rab Chasda sagte: ‚Ehegemahl war Stada, Buhle Pandera.' Ehegemahl war Paphos, Sohn Jehudas; dagegen war Stada seine Mutter. ‚Seine Mutter war Mirjam, die Flechterin der Frauenhaare.' Aber wie man zu Pumbeditha spricht: S'tāth dā (untreu worden ist diese) ihrem Ehegemahl."

Laible, dessen Abhandlung über „Jesus Christus im Thalmud" wir diese und die nachfolgenden thalmudischen Stellen entnehmen*), bemerkt hiezu:

„„In verständlicherem Deutsch mit den nötigen Zusätzen, die im Thalmud bei seiner Kürze so häufig fehlen, lautet die Stelle so:

*) Heinrich Laible „Jesus Christus im Thalmud" mit einem Anhange von Prof. D. Gustav Dalman, Leipzig 1900.

„Sohn Stada's sagst du? Nein, der Sohn Pandera's war er. Rab Chasda sagte: ‚Der Ehegemahl der Mutter Jesu war Stada, ihr Buhle aber Pandera.‘ Man entgegnete ihm: Ihr Ehegemahl war ja Paphos, Sohn Jehuda's; dagegen war Stada seine Mutter. Rab Chasda versetzte: ‚Nein, seine Mutter war Mirjam, die Flechterin der Frauenhaare.‘ Man erwiderte ihm: Ganz recht, aber Stada ist ihr Beiname, wie man zu Pumbeditha spricht: S·ta̅th da̅ (abtrünnig worden ist diese) ihrem Ehegemahle.“"

„„Dieser in jeder Hinsicht merkwürdige Disput datiert sich selbst aus dem Ende des dritten oder dem Anfange des vierten Jahrhunderts n. Chr. Denn Rab Chasda (gestorben 309) gehört zur dritten Generation der Amoräer und lebte zu Sora, der von Rab gegründeten babylonischen Hochschule. In dieser späten Zeit also wird die Frage aufgeworfen, welche von den beiden so allbekannten Bezeichnungen (Sohn Stada's, Sohn Pandera's) die richtige sei. Es war natürlich, daß diese Frage einmal auftauchte. Eine der beiden Benennungen schien falsch sein zu müssen. Welche war richtig?""

„„Es war im vorausgehenden die Rede davon gewesen, daß der Ben Stada Zaubereien aus Ägypten in einem Einschnitt seines Fleisches mitgenommen habe. Da macht nun jemand den Einwurf: „Die Bezeichnung Ben Stada ist falsch; er war der Sohn des Pandera." Ohne seine weitere Rede abzuwarten, fällt Rab Chasda ein: „Nein, die beiden Namen lassen sich recht wohl halten. Ihr wißt doch, daß Jesus ein Bastard ist. Folglich ist der eine Name derjenige des echten, der andere der des unechten Vaters, und zwar entscheide ich mich dafür, daß Stada der Ehegemahl von Jesu Mutter, Pandera dagegen ihr Buhle hieß. Es ist also recht, sowohl von einem Sohn des Stada, als von einem des Pandera zu reden." Da weist ihm aber der andere, der mit einer Tradition vertraut ist, von welcher Rab Chasda, wie es scheint, nichts weiß, seinen Irrtum mit den Worten nach: „Warum nicht gar! Was fällt dir ein? Der Ehegemahl der Mutter Jesu war doch Paphos ben Jehuda. Stada dagegen ist gar kein männlicher Name, sondern darunter ist Jesu Mutter zu verstehen." Auf den Namen Pandera läßt er sich nicht ein; offenbar gibt er dem Rab Chasda

zu, daß Pandera der Buhle von Jesu Mutter gewesen sei. Nun aber beruft sich Rab Chasda seinerseits auf seine historische Kenntnis und widerspricht der Behauptung, Jesu Mutter habe Stada geheißen, mit den Worten: „Es ist doch bekannt, daß die Mutter Jesu Mirjam war, die Frauenhaarflechterin.“ Dadurch aber wird der andere nicht besiegt, er erwidert: „Das wissen auch wir. Aber Stada hieß sie auch, nämlich nach ihrem Spottnamen. Weil sie sich mit einem Buhlen eingelassen und von ihm Jesum geboren hat, so hat man ihr den Beinamen gegeben: Stada, welcher entstanden ist aus den zwei Worten s'tāth dā, d. h. untreu worden ist diese, nämlich ihrem Ehegemahl. So wenigstens wird das Wort in der babylonischen Gelehrtenschule zu Pumbeditha erklärt.““

G. Dalman gibt im Anschluß an diese Ausführungen der Ansicht Ausdruck, daß es sich hier nicht um ein Gespräch zwischen Rab Chasda und anderen Gelehrten handle, daß vielmehr nur mehrere Ansichten wiedergegeben seien. Dem Rab Chasda sei mit Sicherheit nur der Satz zuzuschreiben: „Ehegemahl war Stada, Buhle Pandera“.

Die von der babylonischen Gelehrtenschule stammende Erklärung hat jedenfalls den Vorzug der Natürlichkeit an sich und läßt sich in die jüdische Überlieferung über Jesu Mutter zwanglos einreihen. Panthera oder Pandera war hienach ihr Geliebter und nach diesem wird Jesus „Ben Pandera“ (Sohn Pandera's) genannt. Eine ungetreue Ehegattin war Maria ihrem Manne, und deshalb wird Jesus der Name „Ben Stada's“, also Sohn einer Ungetreuen, beigelegt. Diese beiden Bezeichnungen waren offenbar so gebräuchlich, daß sie schließlich im babylonischen Thalmud sogar ohne den Namen „Jesus“ für diesen in Anwendung kamen.

Daß Jesu Vater Pandera (auch Pantera, Pantere oder Panthera) hieß, ist nach Laible nicht nur in der von uns bereits erwähnten Schrift des Celsus, sondern auch in jenen des Epiphanius und Johannes von Damaskus enthalten. Epiphanius war ein im vierten Jahrhundert n. Chr. lebender Kirchenschriftsteller, der von jüdischen Eltern abstammte, aber von ägyptischen Mönchen aufgezogen und im 16. Lebensjahre getauft wurde. Im Jahre 367

zum Metropoliten von Konstantia auf Cypern bestellt, galt er bis zu seinem im Jahre 403 erfolgten Tode als eine Säule kirchlicher Rechtgläubigkeit. Diese hinderte ihn indes nicht, die ihm vielleicht von seinen Eltern zugekommene Mitteilung, daß Jesu Vater Pandera hieß, weiterzuverbreiten.

Johannes von Damaskus wurde im Jahre 730 n. Chr. Mönch im Kloster Saba bei Jerusalem und starb vor 754. Sein Hauptwerk, die „Quelle der Erkenntnis" faßt die Ergebnisse der dogmatischen Entwicklung der griechischen Kirche abschließend zusammen und ist noch heute für dieselbe von maßgebender Bedeutung. Der Aufenthalt in der Nähe von Jerusalem dürfte denselben wohl mit der jüdischen Überlieferung über Jesus vertraut gemacht haben, an welcher man, soweit sie den Namen Pandera betraf, kirchlicherseits nicht von jeher Anstand genommen zu haben scheint. Ja, es wird uns von unterrichteter Seite mitgeteilt, daß die auf diese Überlieferung Bezug habende Stelle aus Johannes Damascenus sogar in das „Breviarium Cisterciensium" im Kapitel über die Abstammung Jesu Eingang gefunden habe. Wir waren bisher nicht in der Lage, die Richtigkeit dieser Behauptung zu überprüfen und können daher für dieselbe auch keine Gewähr übernehmen.

Die Bezeichnung Pandera's als gewöhnlichen „Soldaten" und Maria's als „Frauenhaarflechterin" dürfen wir wohl auf Rechnung der jüdischen Schmähsucht gegen Jesus und seine Mutter setzen, da beide Berufsarten bei den Juden als schimpflich angesehen wurden.

Was die Benennung Josephs, des Ehegatten der Maria, als „Paphos ben Jehuda" betrifft, so versucht Laible diesfalls nachstehende Erklärung:

„Paphos (Pappus) ben Jehuda war ein Zeitgenosse Akiba's, jenes Rabbi, der Jesum nie gesehen hat, weil er erst nach Jesu lebte, der aber durch seine Feindschaft gegen Jesum sich einen solchen Namen machte, daß er in der Vorstellung der Juden als Zeitgenosse Jesu galt. Damit wurde denn auch Paphos als Zeitgenosse Jesu betrachtet. Dieser Paphos nun hatte ein durch ihr unzüchtiges Leben nicht ohne Schuld des Mannes berüchtigtes

Weib (Gittin 90a). Da ist es begreiflich, daß diese (vermeintlich) der Zeit Jesu angehörige Hure, die einzige, welche in der Tradition fortlebte, eben als die Buhlerin schlechthin galt, von der Jesus geboren wurde."

Sicher ist jedenfalls, daß im folgenden, in Gittin 90a enthaltenen Gleichnisse wenigstens später jüdischerseits eine Bezugnahme auf das Verhältnis Josephs zu Maria gefunden wurde:

„Rab Meïr pflegte zu sagen: Gleichwie es verschiedene Geschmacksrichtungen gibt hinsichtlich des Essens, so gibt es auch verschiedene Sinnesarten hinsichtlich der Weiber. Es gibt Manchen, dem eine Fliege in seinen Becher hineinfällt: er wirft sie hinaus, aber den Becher trinkt er gleichwohl nicht. So war die Weise des Paphos ben Jehuda, der die Tür vor seiner Frau zu verschließen pflegte und dann fortging."

Laible findet S. 26 darin folgenden Sinn:

„Der Becher mit dem Wein ist das Eheweib. Ihr Herr duldet nicht, daß eine Fliege davon trinkt, d. h. er wehrt jeden Verkehr mit seinem Weibe ab. Aber selber trinken den Becher, wie er ihm zusteht und zukommt, tut er gleichwohl nicht, d. h. er läßt das Weib unberührt und versagt ihm die eheliche Pflicht. So machte es Paphos ben Jehuda mit seinem Weibe."

Dalman bemerkt dagegen: „Eine Fliege fällt in den Becher — etwas das Weib des Paphos Verdächtigendes war vorgekommen. Seitdem verkehrte er nicht mehr mit ihr und schloß sie auch von jedem anderen Verkehre ab. Raschi behauptet, diese Behandlung habe sie zur wirklichen Ehebrecherin gemacht, was sie vorher nicht war."

Die bezogene Bemerkung des im Jahre 1105 verstorbenen Raschi lautet: „Paphos ben Jehuda war der Gemahl Mirjam's, der Frauenhaarflechterin. So oft er aus seinem Hause auf die Straße ging, verschloß er vor ihr die Tür, damit niemand mit ihr sprechen könne. Und das ist eine Weise, die sich nicht ziemte; denn deshalb trat Feindseligkeit zwischen ihnen ein, und sie brach ihrem Manne hurend die Treue."

Die Fassung der Talmudstelle selbst gemahnt auffällig an die im Matthäus-Evangelium enthaltene Darstellung, wonach Joseph

sein Weib von anderer Seite geschwängert fand und mit ihr nicht ehelich verkehrte, ehe sie ihren ersten Sohn gebar. Die offenbar auf einer alten Überlieferung beruhende Erläuterung Raschi's erinnert dagegen an die Antwort Maria's nach dem Lukas-Evangelium auf die ihr vom Engel zuteil gewordene Botschaft: „Wie soll das geschehen, da ich doch von keinem Manne weiß?" Sie erklärt uns auch den jubelvollen Freudenausbruch Maria's, die sich nun von Gott selbst berufen und berechtigt wähnt, ihrer ehelichen Bande ungeachtet mit einem anderen Manne in Verkehr zu treten und so ihrem Volke den heißersehnten Retter und Erlöser zu schenken.

5.

Widmen wir noch dem Namen „Pandera", oder, wie Celsus wohl richtiger schreibt, „Panthera" einige aufklärende Worte. Dieser Name weist auf einen Träger griechischen Namens hin, ob wir nun das Wort als Eigennamen nehmen oder darin einen ursprünglich sinnbildlichen Beinamen vermuten, wie es Laible tut, der im „Sohn des Panthers" einen „Sohn der Wollust" findet, und zwar einer solchen, wie sie nur bei den Griechen vorzukommen pflegte, so daß Jesus also hienach der allerärgsten Unzucht entsprossen wäre.

Sei dem, wie ihm wolle, daß Jesus dem verbotenen Verhältnisse Maria's mit dem Angehörigen einer fremden Nationalität sein Dasein verdanke, also ein „Bastard" sei, steht für die Juden bis zum heutigen Tage außer Zweifel.

Wir dürfen daher vielleicht auch eine Stelle in der Mischna, Jebamoth IV, 13 (Bl. 49 a, vergl. 49 b), auf seine Person beziehen: „Schim'on ben 'Azzaj hat gesagt: Ich fand zu Jerusalem ein Buch der Genealogien; darin war geschrieben: Jener (gewisse) Mann ist ein Bastard von einem verheirateten Weibe".

Dalman hält es für zweifelhaft, ob dabei wirklich an Jesum gedacht wurde.

In einer anderen Thalmudstelle wird Maria selbst als Zeugin für ihren sündhaften Fehltritt aufgeführt; aus ihrem eigenen Munde will nämlich Rabbi Akiba das Geheimnis über

Jesu uneheliche Geburt erfahren haben. Es geschieht dies in Kalla 18 b: „Ein (gewisser) Frecher ist nach R. Elieser ein Bastard, nach R. Josua Sohn einer Menstruierenden, nach R. Akiba ein Bastard und Sohn einer Menstruierenden. Einmal saßen Älteste am Tore, da gingen zwei Knaben an ihnen vorüber; der eine hatte sein Haupt bedeckt, der andere es entblößt. Von dem, der sein Haupt entblößt hatte, sagte R. Elieser: ‚Ein Bastard!' R. Josua sprach: ‚Ein Sohn einer Menstruierenden!' R. Akiba sprach: ‚Ein Bastard und Sohn einer Menstruierenden!' Sprachen sie zu R. Akiba: ‚Wie hat dich dein Herz zu der Keckheit ermutigt, den Worten deiner Genossen zu widersprechen?' Er sprach zu ihnen: ‚Ich will es beweisen.' Da ging er zu der Mutter des Knaben und sah, daß sie auf dem Markte saß und Hülsenfrüchte verkaufte. Er sprach zu ihr: ‚Meine Tochter, wenn du mir eine Sache sagst, welche ich dich frage, bringe ich dich in's ewige Leben.' Sprach sie zu ihm: ‚Schwöre es mir!' Da schwur R. Akiba mit seinen Lippen, während er es im Herzen ungiltig machte. Dann sprach er zu ihr: ‚Von welcher Art ist dieser dein Sohn?' Sie sprach zu ihm: ‚Als ich mich ins Brautgemach begab, war ich eine Menstruierende, und mein Gemahl sonderte sich von mir. Aber mein Brautführer ging zu mir ein, und von ihm habe ich diesen Sohn.' So wurde der Knabe als ein Bastard und als Sohn einer Menstruierenden erfunden. Da sprachen sie: ‚Groß ist R. Akiba, indem er seine Lehrer zu Schanden gemacht hat.' Zur selben Stunde sprachen sie: Gebenedeiet sei der Herr, der Gott Israels, der sein Geheimnis dem R. Akiba ben Joseph offenbart hat."

Die Geschichte klingt von Anfang bis zum Ende unglaubwürdig, weniger deshalb, weil Maria hier als Hülsenfrüchtenhändlerin erscheint, als durch den übrigen Inhalt und besonders durch die Tatsache, daß ja der von den Juden so hoch verehrte Gesetzeslehrer Rabbi Akiba gar kein Zeitgenosse der Maria war, die im Alter von 59 Jahren im fünften Jahre der Regierung des Kaisers Claudius, also um das Jahr 45 n. Chr. gestorben sein soll. Ben Joseph Akiba dürfte um diese Zeit überhaupt noch nicht am Leben geweilt haben, denn wir begegnen seiner Wirksamkeit

erst um das Jahr 100 n. Chr. und wissen, daß er im Jahre 135 wegen Teilnahme am jüdischen Aufstande unter Bar Kochba in grausamer Weise hingerichtet wurde. Die vorstehende Erzählung kann sich daher in der von ihr geschilderten Form unter keinen Umständen zugetragen haben und klingt so auch nach dieser Richtung hin vollkommen unglaubwürdig. Sie ist aber doch nicht ohne jeden Wert, weil sie uns einen neuen Beleg für den unermüdlichen Eifer bietet, mit welchem die Juden auch nach Jesu Tode fortgesetzt bestrebt waren, den von ihm verkündeten unwiderlegbaren Glaubenswahrheiten durch möglichste Verunglimpfung seiner Person, wie auch des guten Rufes seiner Mutter entgegenzutreten.

Die einzig erwägenswerte Frage, die sich aus all' diesen Betrachtungen ergibt, scheint uns somit die zu sein, ob vielleicht Jesus in der Tat dem verbotenen Verhältnisse Maria's zu einem ihrem Herzen nahestehenden und sie durch den Zauber seiner Eigenart bezwingenden Manne griechischer Herkunft seine Abstammung zu verdanken hatte.

Bei Beantwortung dieser Frage werden wir zunächst zu beachten haben, daß selbst die Evangelisten Matthäus und Lukas übereinstimmend Josephs Vaterschaft in Abrede stellen und letzterer im dritten Kapitel, Vers 23 ausdrücklich betont: „Und Jesus war, da er anfing, ungefähr dreißig Jahre alt, und ward gehalten für einen Sohn Josephs, welcher war ein Sohn Elis." Im weiteren Inhalte des mit diesen Worten eingeleiteten Stammbaumes kehrt dagegen immer der Ausdruck „war ein Sohn„ (griechisch τοῦ) wieder, Jesus allein wurde also nur „gehalten" für einen Sohn Josephs, oder nach dem Griechischen ὢν, ὡς ἐνομίζετο υἱὸς Ἰωσήφ, τοῦ Ἡλὶ usw., wörtlich: „herkömmlich als Sohn des Joseph angesehen, der ein Sohn Helis war."

Joseph erscheint demnach auch nach den Evangelien keineswegs als Vater Jesu. Er ist nach diesen nur der Stiefvater oder, wie sich die katholische Kirche ausdrückt, der „Nährvater" Jesu Christi. — Daraus ergibt sich aber dann von selbst die Frage: Wer war denn dann sein Vater? Der heilige Geist kann es nicht sein, da unsere heutige wissenschaftliche Erkenntnis die

Möglichkeit einer unbefleckten Empfängnis bei höher entwickelten Organismen rundweg ausschließt. Wir müssen daher nach einem natürlichen, rein menschlichen Vater Umschau halten. Konnte dieser nun ein Grieche sein? Ja ist dies vielleicht sogar wahrscheinlich?

Besehen wir uns zunächst die typischen Eigenschaften der jüdischen Galiläer und Galiläerinnen und treten wir dann der Frage näher. Wir wenden uns zunächst den letzteren zu.

Chamberlain berichtet uns in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" über die Frauen von Galiläa (S. 216), daß ihnen eine ganz eigenartige Schönheit eigen war, und daß die Christen der ersten Jahrhunderte ihre große Güte und ihr Entgegenkommen Andersgläubigen gegenüber hervorhoben, welches im wohltuenden Gegensatze zur hochmütigen, verachtungsvollen Behandlung gestanden sei, die ihnen von den echten Jüdinnen zuteil wurde.

Nachdem bekanntlich große Männer die hervorragendsten Eigenschaften ihres Charakters den Müttern zu verdanken pflegen, dürfen wir wohl auch annehmen, daß Maria eine von tiefer Frömmigkeit und edelster Herzensgüte erfüllte Frau und Mutter gewesen sei, und so auf Jesus die wesentlichen Grundzüge ihrer eigenen religiösen Veranlagung übertrug.

Was die väterliche Seite in der Herkunft Jesu anlangt, ist für uns vor allem die Tatsache von Wichtigkeit, daß der Nationalcharakter der Galiläer sich von jenem der anderen Bewohner Palästinas wesentlich unterschied.

Chamberlain weist diesfalls an der von uns früher bezogenen Stelle (S. 215) darauf hin, daß die Galiläer als Hitzköpfe galten, als energische Idealisten, als Männer der Tat, welche in den langen Wirren mit Rom, vor und nach Christi Zeit, meistens das treibende Element des Widerstandes bildeten, das nur der Tod allein besiegen konnte. „Während die großen Kolonien unverfälschter Juden in Rom und Alexandrien auf vorzüglichem Fuß mit dem heidnischen Kaiserreich lebten, wo sie als Traumdeuter, Trödler, Hausierer, Geldleiher, Schauspieler, Rechtsberater, Handelsherren, Gelehrte usw. es sich gut gehen ließen, wagte es im fernen Galiläa, noch zu Lebzeiten Cäsar's, Ezekia der Galiläer, die Fahne

der religiösen Empörung zu erheben! Auf ihn folgte der berühmte Judas der Galiläer, mit dem Spruch: „Gott allein ist Herr, der Tod gleichgültig, die Freiheit eines und alles!" — Dann bildete sich in Galiläa die Partei der Sikarier (d. h. Messermänner), den heutigen indischen Thugs nicht unähnlich; ihr bedeutendster Führer, der Galiläer Menahem, vernichtete zu Nero's Zeiten die römische Garnison Jerusalems und wurde zum Dank, unter dem Vorwurfe, er habe sich für den Messias ausgeben wollen, von den Juden selbst hingerichtet; auch die Söhne des Judas wurden als staatsgefährliche Aufwiegler ans Kreuz geschlagen (und zwar von einem jüdischen Prokurator); Johannes von Gischala, einer Stadt an der äußersten Nordgrenze Galiläas, leitete die verzweifelte Verteidigung Jerusalems gegen Titus — — — und die Reihe der galiläischen Helden wurde durch Eleasar geschlossen, der noch jahrelang nach der Zerstörung Jerusalems mit einer kleinen Truppe im Gebirge sich verschanzt hielt, wo er und seine Anhänger, als die letzte Hoffnung verloren war, erst ihre Frauen und Kinder, dann sich selbst töteten."

Ein solches Charakterbild vermögen wir von der Persönlichkeit Jesu nicht zu entwerfen. Dieser zeigt vielmehr in seinem ganzen Wesen etwas Weiches, Mildes, Vornehmes, allerdings gepaart mit fester Entschlossenheit und zorniger Aufwallung sittlicher Entrüstung. Die Zumutung einer religiösen Empörung lehnt er rundweg ab. Der Form nach auf dem Boden des mosaischen Gesetzes stehend, zögert er aber ebensowenig, wie seine Mutter, dessen Fesseln zu zersprengen, wenn er damit den Willen Gottes zu erfüllen glaubt. Fern von seinem irdischen Vater und vielleicht mit diesem unbekannt, zieht es ihn empor zum Himmel, wo er den Vater sucht, den er auf Erden missen muß. Bei aller Anhänglichkeit an das Irdische durchdringt ihn doch ein, dem Judentum fremder, selbstloser und mitleidsvoller Zug.

Alle diese Erwägungen, wie nicht minder die Tatsache, daß Jesus in der ersten Zeit seines öffentlichen Wirkens einen geradezu unversöhnlichen Haß gegen die Heiden an den Tag legte, die er wohl allesamt der Mitschuld an der Verführung seiner Mutter zeihen mochte und sogar als „Hunde" bezeichnete, endlich sein

fremdartiges, fast möchte man sagen abstoßendes Benehmen gegenüber seiner eigenen Mutter und den Geschwistern lassen die Annahme nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen, daß Jesus tatsächlich einem Vater griechischen Blutes entstamme. Die volle Gewißheit wird uns indes hierüber vielleicht für alle Zukunft vorbehalten bleiben.

Jesu Geburt und erste Jugend.

Wenden wir uns nun den Mitteilungen zu, die wir über die Geburt und erste Jugend Jesu in den Evangelien finden. Mit deren geschichtlichem Werte steht es nicht viel besser, als mit jenem der bisher besprochenen biblischen Ausführungen über Jesu Herkunft. Möglich ist ja immerhin, daß, wie Lukas im 2. Kapitel berichtet, Joseph mit seinem schwangeren Eheweibe Maria anläßlich der allgemeinen Volkszählung von Nazareth nach Bethlehem gekommen ist, um sich dort anzumelden, und daß Maria bei diesem Anlasse von ihrer Niederkunft in einem Stalle, wo sie Unterstand gefunden hatten, überrascht wurde. Wahrscheinlich ist es aber nicht, daß Maria sich in ihrem hochschwangeren Zustande entschließen konnte, die weite Reise von Nazareth nach Bethlehem zu unternehmen, woselbst doch ihr persönliches Erscheinen bei der Anmeldung nicht unbedingt geboten sein konnte.

Was die biblischen Erzählungen von der wunderbaren Verkündigung der Geburt an die in der Nähe weilenden Hirten und von ihrer Anbetung, von der Weissagung Simeons im Tempel, deren übrigens nur Lukas eine Erwähnung tut, dann die von Matthäus berichtete Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande, die Flucht der heiligen Familie nach Ägypten und den Kindermord von Bethlehem betrifft, so können wir hierin ebenfalls nur eine sagenhafte Ausschmückung der ersten Lebensstunden des in tiefer Armut geborenen Heilandes erblicken. Auch diese Erzählungen lassen in ihrem fortgesetzten Hinweise auf alttestamentliche Weissagungen die zweifellose Absicht erkennen, die Erfüllung aller dieser Weissagungen in der Person Jesu, als des endlich erschienenen Heilandes, darzutun.

Was hätte denn insbesondere Herodes für einen Grund gehabt, als ein vom römischen Weltreich abhängiger und daher unter dessen Schutz stehender König von Judäa, sich vor einem neugeborenen jüdischen Knäblein zu fürchten und um dessen willen eine Blutschuld auf sein Haupt zu laden, die ihm doch eher seine Stellung gefährden mußte, als ein noch in den Windeln liegender vermeintlicher König der Juden? Die Verwandtschaft dieser Erzählung mit jener über den Knabenmord zu Moses Zeiten in Ägypten ist eine zu nahe, als daß sie ohne weiteres übersehen werden könnte.

Unsere geschichtliche Kenntnis von der Geburt Jesu und den ihr unmittelbar vorangegangenen und nachgefolgten Ereignissen schwindet so mangels einer anderen Quelle, als der Evangelien tatsächlich auf ein Nichts zusammen.

Jesus und seine Angehörigen.

1.

Nach den Evangelien des Matthäus und des Lukas fällt die Geburt Jesu in die Zeit nach der Verehelichung Marias mit Joseph und wurde er auch in deren Hause auferzogen. Deshalb mag er auch, wie wir gehört haben, allgemein für Josephs Sohn gehalten worden sein. Joseph und Maria werden uns als fromme, rechtgläubige Juden geschildert. So berichtet uns Lukas im 2. Kapitel, Vers 41:

„Seine Eltern gingen alle Jahre gen Jerusalem auf das Osterfest."

Bei dieser Gelegenheit nahmen sie nun auch Jesus, als er 12 Jahre alt geworden war, mit sich, dieser blieb aber, während seine Eltern bereits den Heimweg angetreten hatten, in Jerusalem zurück, ohne daß es seine Eltern wußten, da sie ihn bei den Verwandten wähnten. Erst, als sie ihn bei diesen mißten, kehrten sie nach Jerusalem zurück und fanden ihren Sohn im Tempel sitzend, den Worten der Lehrer lauschend und sie um Auskunft befragend. Lukas teilt uns hierüber im selben Kapitel mit:

V. 47. „Und alle, die ihm zuhörten, verwunderten sich seines Verstandes und seiner Antworten.

48. Und da sie (seine Eltern) ihn sahen, entsetzten sie sich und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Sohn, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht!

49. Und er sprach zu ihnen: Was ist's, daß ihr mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?

50. Und sie verstunden das Wort nicht, das er mit ihnen redete.

51. Und er ging mit ihnen hinab und kam gen Nazareth und war ihnen untertan. Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen.

52. Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen."

Diese Erzählung klingt nicht unglaubwürdig, sie läßt uns bereits den hohen Grad von religiösem Empfinden erkennen, das Jesu Innerstes in früher Jugend schon belebte. Wir begegnen bei diesem Anlasse auch zum erstenmale dem von Jesus später wiederholt ausgesprochenen Grundsatze, daß das Verhältnis zu Gott eine engere Verwandtschaft begründe, als jenes zu den Mitmenschen, ja selbst zu der eigenen Mutter.

Nur aus diesem Grundzug seines Wesens heraus läßt sich Jesu Verhalten gegenüber seiner Mutter und den Geschwistern begreiflich finden. So z. B. seine Antwort gelegentlich der Hochzeit von Kana auf die von seiner Mutter geäußerte Bemerkung, daß kein Wein mehr da sei (Johannes, Kap. 2, V. 4):

„Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen!"

Maria gibt darauf in zärtlicher Nachgiebigkeit den Dienern die Weisung (V. 5): „Was er euch saget, das tut!"

Nicht viel freundlicher kommt Jesus bei einer anderen Gelegenheit dem Wunsche seiner Mutter und seiner Brüder entgegen, mit ihm eine Rücksprache zu pflegen. Hierüber entnehmen wir den Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas die nachfolgenden Mitteilungen:

Matthäus berichtet im 12. Kapitel:

V. 46. „Da er noch also zu dem Volk redete, siehe, da stunden seine Mutter und seine Brüder draußen, die wollten mit ihm reden.

47. Da sprach einer zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen mit dir reden.

48. Er antwortete aber und sprach zu dem, der es ihm ansagte: Wer ist meine Mutter? Und wer sind meine Brüder?

49. Und reckte die Hand aus über seine Jünger und sprach: Siehe da, das ist meine Mutter und meine Brüder.

50. Denn wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter."

Markus schildert den Vorgang im 3. Kapitel, wie folgt:

V. 31. „Und es kam seine Mutter und seine Brüder und stunden draußen, schickten zu ihm und ließen ihn rufen.

32. Und das Volk saß um ihn. Und sie sprachen zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder draußen fragen nach dir.

33. Und er antwortete ihnen und sprach: Wer ist meine Mutter und meine Brüder?

34. Und er sah rings um sich auf die Jünger, die um ihn im Kreise saßen und sprach: Siehe, das ist meine Mutter und meine Brüder.

35. Denn, wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter."

Lukas enthält hierüber endlich im 8. Kapitel nachstehenden Bericht:

V. 19. „Es gingen aber hinzu seine Mutter und Brüder und konnten vor dem Volk nicht zu ihm kommen.

20. Und es ward ihm angesagt: Deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen dich sehen.

21. Er aber antwortete und sprach zu ihnen: Meine Mutter und meine Brüder sind diese, die Gottes Wort hören und tun."

Aus welchem Anlasse damals Maria und ihre Söhne zu Jesus gekommen waren, läßt uns Markus in der seiner Mitteilung vorangehenden Erzählung vermuten. In dieser berichtet er uns nämlich, daß Jesus, nachdem er an einem Sabbattage

einem Menschen seine verdorrte Hand geheilt und die zwölf Apostel ausgewählt hatte, mit diesen nach Hause kam und dort vom Volke arg bedrängt wurde, so daß sie nicht Raum hatten, zu essen.

„Und da es die Seinen (die um ihn waren) hörten, gingen sie aus und wollten ihn halten, denn sie sprachen: Er ist von Sinnen!“ (Kapitel 3, V. 21.)

„Die Schriftgelehrten aber, die von Jerusalem herabgekommen waren, sprachen: Er hat den Beelzebub und durch den obersten Teufel treibt er die Teufel aus.“ (V. 22 ebendort.)

Während Jesus nun diesen ungerechten Vorwurf eines angeblich in ihm wirkenden unsauberen Geistes als unverzeihliche Lästerung des heiligen Geistes zurückweist, erscheinen seine Mutter und seine Brüder, offenbar, um ihn zu beruhigen und ihn mit liebevoller Zurede nach Hause zu geleiten. Dagegen sträubt sich nun Jesus mit der Begründung, daß die Bande geistiger Verwandtschaft höher zu veranschlagen seien, als jene, die lediglich im Blute ihren Grund hätten.

Die Zahl der Brüder Jesu und ihre Namen, sowie die Tatsache, daß er auch Schwestern hatte, erfahren wir aus dem Evangelium des Matthäus, Kapitel 13:

V. 53. „Und es begab sich, da Jesus diese Gleichnisse vollendet hatte, ging er von dannen,

54. Und kam in seine Vaterstadt und lehrte sie in ihrer Schule, also auch, daß sie sich entsetzten und sprachen: Woher kommt diesem solche Weisheit und Taten?

55. Ist er nicht eines Zimmermanns Sohn? Heißt nicht seine Mutter Maria? Und seine Brüder Jakob und Joses und Simon und Judas?

56. Und seine Schwestern, sind sie nicht alle bei uns? Woher kommt ihm denn dies alles?

57. Und ärgerten sich an ihm. Jesus aber sprach zu ihnen: Ein Prophet gilt nirgend weniger, denn in seinem Vaterland und in seinem Hause.

58. Und er tat daselbst nicht viel Zeichen um ihres Unglaubens willen.“

Ähnlich bei Markus, Kapitel 6:

V. 1. „Und er ging aus von dannen und kam in seine Vaterstadt; und seine Jünger folgeten ihm nach.

2. Und da der Sabbat kam, hub er an, zu lehren in ihrer Schule. Und viele, die es höreten, verwunderten sich seiner Lehre und sprachen: Woher kommt dem solches? Und was Weisheit ist's, die ihm gegeben ist und solche Taten, die durch seine Hände geschehen?

3. Ist er nicht der Zimmermann, Maria's Sohn und der Bruder des Jakobus und Joses und Judas und Simon? Sind nicht auch seine Schwestern allhie bei uns? Und sie ärgerten sich an ihm.

4. Jesus aber sprach zu ihnen: Ein Prophet gilt nirgend weniger, denn im Vaterland und daheim bei den Seinen.

5. Und er konnte allda nicht eine einzige Tat tun, außer wenig Siechen legte er die Hände auf und heilte sie.

6. Und er verwunderte sich ihres Unglaubens. Und er ging umher in die Flecken im Kreis und lehrte."

Von kirchlicher Seite wurde versucht, den Ausdruck „Brüder" als gleichbedeutend mit „Jünger" hinzustellen, obwohl diese beiden Ausdrücke nach dem klaren Wortlaute und Wortgebrauche der Evangelien keine Verwechslung zulassen. Was wäre es dann übrigens mit den Schwestern Jesu? Sollten diese vielleicht als Jüngerinnen angenommen werden? Jesus hat sich nie als Bruder seinen Jüngern gegenüber gefühlt, vielmehr stets den „Meister" mit allem Nachdruck hervorgekehrt. Selbst im Johannesevangelium, das uns bereits die scharfe Trennung der Begriffe „Brüder" und „Jünger" vermissen läßt, finden wir am Schlusse der Erzählung über die Hochzeit von Kana im zweiten Kapitel nachstehende Bemerkung:

V. 11. „Das ist das erste Zeichen, das Jesus tat, geschehen zu Kana in Galiläa, und offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.

12. Darnach zog er hinab gen Kapernaum, er, seine Mutter, seine Brüder und seine Jünger, und blieben nicht lange daselbst."

Hier ist doch der Ausdruck „Brüder“ (ἀδελφοὶ) vollkommen klar und unzweideutig jenem der „Jünger“ (μαθηταὶ) gegenübergestellt und liegt nicht der geringste Grund vor, den ersteren dem letzteren auch nur bildlich gleichzuachten. Dem Gebrauche des Wortes „Brüder“ für „Glaubensgenossen“ begegnen wir erst viel später, nach dem Tode Christi, unter den Anhängern seiner Lehre, welche sich gegenseitig „Brüder“ nannten, also nur in der entfernteren Bedeutung von Jüngern Christi.

Man beachte übrigens zu dieser Frage die Epistel des Apostel Paulus an die Galater, Kapitel 1:

V. 18. „Darnach über drei Jahre kam ich gen Jerusalem, Petrus zu schauen und blieb fünfzehn Tage bei ihm.

19. Der andern Apostel aber sah ich keinen, außer Jakobus, des Herrn Bruder!“

Dieser Jakobus ist wohl derselbe, den Paulus vierzehn Jahre später wieder in Jerusalem traf, und von dem er im selben Briefe, Kapitel 2, Vers 9, Erwähnung tut:

„Und da sie erkannten die Gnade, die mir gegeben war, Jakobus und Kephas und Johannes, die für Säulen angesehen waren, gaben sie mir und Barnabas die rechte Hand und wurden mit uns eins, daß wir unter die Heiden, sie aber unter die Beschneidung gingen.“

Nachdem Jakobus, der Jünger und Apostel Jesu, um diese Zeit nicht mehr am Leben weilte, kann Paulus nur den leiblichen Bruder Jesu in seinem Briefe vor Augen gehabt haben.

Die Kirche suchte später begreiflicherweise die wahre Bedeutung des Ausdruckes „Brüder“ abzuleugnen, weil ihr diese ja mit der von ihr vertretenen Anschauung von Jesu Eigenschaft als Gottessohn unvereinbar erschien.

2.

Das Verhältnis Jesu zu seiner Mutter und zu seinen Geschwistern scheint nach dem früher Gesagten nicht das beste gewesen zu sein. Die Trübung dieser Beziehungen, besonders jener zu der von Jesus gewiß hochgeschätzten und heißgeliebten Mutter, der er ja die zartesten Keime seines innersten Wesens und seine erste

religiöse Erziehung verdankte, dürfte für ihn vielleicht das größte Opfer gewesen sein, das er im unlösbaren Widerstreite zwischen der Liebe und Anhänglichkeit zu seinen Angehörigen auf der einen Seite und der unbedingten Unterordnung unter den göttlichen Willen und seine göttliche Sendung auf der anderen Seite bringen mußte.

Diese unbedingte Unterordnung unter den göttlichen Willen ging ihm aber über alles. „Wer Gottes Willen tut, das ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter!" „Meine Mutter und meine Brüder sind diese, die Gottes Wort hören und es tun!"

Diesem Gedanken gibt Jesus auch in dem Gebote Ausdruck, daß man Vater, Mutter und Geschwister verlassen müsse, um Gott nachzufolgen. In diesem Sinne sind jene Worte zu verstehen, die er seinen Jüngern zuruft (Lukas, 12. Kapitel):

V. 51. „Meinet ihr, daß ich herkommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage: Nein, sondern Zwietracht!

52. Denn von nun an werden fünf in einem Hause uneins sein, drei wider zwei und zwei wider drei.

53. Es wird sein der Vater wider den Sohn und der Sohn wider den Vater; die Mutter wider die Tochter und die Tochter wider die Mutter; die Schwieger wider die Schnur und die Schnur wider die Schwieger."

Ähnlich bei Matthäus (Kap. 10):

V. 34. „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kommen sei, Frieden zu senden auf die Erde. Ich bin nicht kommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.

35. Denn ich bin kommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schnur wider ihre Schwieger.

36. Und des Menschen Feinde werden seine eignen Hausgenossen sein.

37. Wer Vater oder Mutter mehr liebet, denn mich, der ist mein nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebet, denn mich, der ist mein nicht wert."

Noch schärfer kommt dieser Gedanke bei Lukas (Kap. 14, V. 26) zum Ausdruck:

„So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater,

Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein."

Zum richtigen Verständnis dieser beiden Aussprüche muß man vor Augen halten, daß schon Moses dem Stamme Levi, in dessen Hände bekanntlich die Versorgung des Gottesdienstes gelegt war, vor seinem Hinscheiden ausdrücklich eingeschärft hatte (5. Mose, Kap. 33):

V. 9. „Wer von seinem Vater und von seiner Mutter spricht: Ich sehe ihn nicht und von seinem Bruder: Ich kenne ihn nicht und von seinem Sohn: Ich weiß nicht, die halten deine Rede und bewahren deinen Bund;

10. Die werden Jakob deine Rechte lehren und Israel dein Gesetz; die werden Räuchwerk vor deine Nase legen und ganze Opfer auf deinen Altar."

Diese letzten Worte Mose entsprachen ganz jener Anordnung, die er in heiliger Entrüstung über die Anbetung des goldenen Kalbes den Angehörigen des Stammes Levi erteilt hatte (2. Mose, 32. Kapitel):

V. 27. „Und er sprach zu ihnen: So spricht der Herr, der Gott Israels: Gürte ein jeglicher sein Schwert auf seine Lenden und durchgehet hin und wieder von einem Tor zum andern das Lager und erwürge ein jeglicher seinen Bruder, Freund und Nächsten!

28. Die Kinder Levi taten, wie ihnen Mose gesagt hatte; und fielen des Tages vom Volk dreitausend Mann."

In diesem Lichte betrachtet, erscheint das sonst auf den ersten Blick befremdende Verhalten Jesu gegenüber seiner Mutter und seinen Geschwistern in seiner ganzen erschütternden Tragik. Jesus empfindet diesen Zwiespalt als einen ihm von Gott auferlegten Teil der schweren Last, welche ihm zu tragen beschieden ist. Dies geht deutlich daraus hervor, daß sowohl bei Matthäus, als auch bei Lukas (in der Stelle des 14. Kapitels) der Verkündigung des von Gott gebotenen Zwistes die Worte folgen: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist meiner nicht wert!" (Matthäus, Kap. 10, V. 38.) „Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolget, der kann nicht mein Jünger sein." (Lukas, Kapitel 14, V. 27.)

Diesem offenkundigen Gegensatz in der Denkweise Jesu und seiner Angehörigen begegnen wir auch im Evangelium des Johannes (Kapitel 7):

V. 1. „Darnach zog Jesus umher in Galiläa; denn er wollte nicht in Judäa umherziehen, darum, daß ihm die Juden nach dem Leben stelleten.

2. Es war aber nahe der Juden fest, die Laubrüste.

3. Da sprachen seine Brüder zu ihm: Mache dich auf von dannen und gehe nach Judäa, auf daß auch deine Jünger sehen die Werke, die du tust.

4. Niemand tut etwas im Verborgenen und will doch frei offenbar sein. Tust du solches, so offenbare dich vor der Welt.

5. Denn auch seine Brüder glaubten nicht an ihn.

6. Da spricht Jesus zu ihnen: Meine Zeit ist noch nicht hie; eure Zeit aber ist allewege.

7. Die Welt kann euch nicht hassen; mich aber hasset sie; denn ich zeuge von ihr, daß ihre Werke böse sind.

8. Gehet ihr hinauf auf dieses Fest; ich will noch nicht hinaufgehen auf dieses Fest; denn meine Zeit ist noch nicht erfüllet.

9. Da er aber das zu ihnen gesaget, blieb er in Galiläa.

10. Als aber seine Brüder waren hinaufgegangen, da ging er auch hinauf zu dem Fest, nicht offenbarlich, sondern als heimlich."

Hier erfahren wir in durchaus glaubwürdiger Form die Tatsache, daß Jesu Brüder seiner Lehre nicht anhingen. Erst nach dessen Kreuzestode trat Jakobus, wie wir oben einem Briefe des Apostels Paulus entnommen haben, mit Petrus in Verbindung und bekannte sich zur Lehre Jesu, seines leiblichen Bruders, offen ein.

3.

Mit Rücksicht auf das eben dargelegte Verhältnis Jesu zu seinen Familienangehörigen ist es ganz und gar unwahrscheinlich, daß Maria ihren Sohn auf seinem letzten Leidenswege begleitet und am Kreuzesfuße seinen letzten Worten gelauscht habe. Hiefür böte lediglich das Johannes-Evangelium einen Anhaltspunkt, welches im 19. Kapitel berichtet:

V. 25. „Es stund aber bei dem Kreuze Jesu seine Mutter und seiner Mutter Schwester, Maria, des Kleophas Weib, und Maria Magdalena.

26. Da nun Jesus seine Mutter sah und den Jünger dabei stehen, den er lieb hatte, spricht er zu seiner Mutter: Weib, siehe, das ist dein Sohn!

27. Darnach spricht er zu dem Jünger: Siehe, das ist deine Mutter! Und von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich."

Gewiß ist jedenfalls, daß viele Weiber da waren, die von ferne zusahen. Diese waren Jesu aus Galiläa nachgefolgt und hatten ihm Dienste geleistet. Unter ihnen war, Matthäus zufolge, Maria Magdalena und Maria, die Mutter des Jakobus und des Joses und die Mutter der Kinder des Zebedäus. (Kapitel 27, V. 55 und 56.)

Von diesen Weibern erfahren wir im Evangelium des Lukas (Kap. 8):

V. 1. „Und es begab sich darnach, daß er reisete durch Städte und Märkte und predigte und verkündigte das Evangelium vom Reich Gottes und die Zwölfe mit ihm;

2. Dazu etliche Weiber, die er gesund hatte gemacht von den bösen Geistern und Krankheiten, nämlich Maria, die da Magdalena heißet, von welcher waren sieben Teufel ausgefahren.

3. Und Johanna, das Weib Chusas, des Pflegers des Herodes, und Susanna und viel andere, die ihm Handreichung taten von ihrer Habe."

Markus berichtet über die der Kreuzigung zusehenden Weiber (Kap. 15):

V. 40. „Und es waren auch Weiber da, die von ferne solches schaueten; unter welchen war Maria Magdalena und Maria, des kleinen Jakobus und des Joses Mutter und Salome,

41. Die ihm auch nachgefolget, da er in Galiläa war und gedienet hatten und viel andere, die mit ihm hinauf gen Jerusalem gegangen waren."

Lukas beschränkt sich auf die Mitteilung (Kap. 23, V. 49): „Es stunden aber alle seine Bekannten von ferne und die Weiber, die ihm aus Galiläa waren nachgefolgt und sahen das alles."

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß im Johannes-Evangelium offenbar die Mutter der Söhne des Zebedäus, namens Jakobus und Johannes, mit der Mutter Jesu verwechselt wird, indem die beiden, Jesu in den Mund gelegten Aussprüche auf die letztere gar nicht paßten, wohl aber auf die Mutter des Johannes, der bekanntlich als Jesu Lieblingsjünger hingestellt wird.

Ohne diese Annahme ließe sich auch nicht erklären, warum die übrigen drei Evangelisten eine so wichtige Tatsache, wie die Anwesenheit der Mutter Jesu beim Kreuzestode ihres Sohnes, vollkommen verschwiegen, der Anwesenheit anderer Frauen von untergeordneter Bedeutung aber namentlich gedacht haben sollten.

Die im Johannes-Evangelium enthaltene Erzählung klingt aber auch nach einer anderen Richtung hin durchaus unglaubwürdig. Was hätte Maria veranlassen sollen, zum Kreuze ihres Sohnes hinzueilen, wo sie ja nur Zeugin seiner bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Schmerzen sein und ihn in jener Erniedrigung schauen konnte, die sie ihm vielleicht in mütterlicher Liebe und Fürsorge schon seit langem vorhergesagt hatte. Und welchem Gefühle verzweiflungsvoller Ohnmacht hätte Jesus nicht verfallen müssen, wenn er in seinen letzten Augenblicken der von ihm im Innersten seines Herzens gewiß heißgeliebten Mutter ansichtig geworden wäre und sich sein schon mattes Auge an deren vorwurfsvollen Blicken hätte brechen müssen? Gingen doch ihre schlimmsten Ahnungen in Erfüllung, als sie das Lebenswerk ihres Sohnes für verloren halten durfte. Eine schwere Prüfung, die schwerste aller Prüfungen, welche Jesus vielleicht je beschieden gewesen wäre, dürfen wir ohne zwingenden Grund doch nicht als tatsächlich vorhanden annehmen. Wir können daher der Mitteilung des Johannes-Evangeliums keinen Glauben beimessen.

In Wirklichkeit dürfte vielmehr Maria und deren Kinder in ahnungsvoller Voraussicht der Dinge, die da kommen sollten, vom Osterfeste jener Tage ferngeblieben sein und erst nach demselben Jerusalem aufgesucht haben, um sich über die letzten Stunden ihres unglücklichen Sohnes an Ort und Stelle zu erkundigen. Dies läßt uns wenigstens die Apostelgeschichte (Kap. 1, V. 14) vermuten, wonach die elf dem Herrn treugebliebenen Apostel nach dessen Himmel-

fahrt stets einmütig mit Beten und Flehen samt den Weibern und Maria, der Mutter Jesu, und seinen Brüdern beieinander waren. Möglich auch, daß schon bei dieser Gelegenheit Jakobus, der Bruder des Herrn, welcher uns später mit Petrus und Paulus in Jerusalem begegnet, dort verblieb nnd für Jesu Lehre Stellung nahm.

4.

Jesus selbst scheint sich bis zu seinem öffentlichen Auftreten als Lehrer und Meister zumeist im elterlichen Hause aufgehalten zu haben und war in seiner Heimat als „Sohn des Joseph" wohlbekannt. So ruft die Menge, von der Gewalt seiner Worte bezaubert, verwundert aus: „Ist das nicht Joseph's Sohn?" (Lukas, Kap. 4, V. 22) oder: „Ist dieser nicht Jesus, Joseph's Sohn, des Vater und Mutter wir kennen?" „Wie spricht er denn: Ich bin vom Himmel kommen?" (Johannes, Kap. 6, V. 42.) Sein Gewerbe als Zimmermann verrät uns Markus im Kap. 6, V. 3:

„Ist er nicht der Zimmermann, Maria's Sohn und der Bruder des Jakobus und Joses und Judas und Simon? Sind nicht auch seine Schwestern allhie bei uns?"

Bemerkenswerterweise wird hier Jesus als Maria's Sohn benannt und des Joseph gar keine Erwähnung getan..

Jesu Alter bei Antritt seines Lehramtes war nach Lukas (Kap. 3, V. 23) ungefähr 30 Jahre. Daß er sich bis dahin nicht bloß mit dem väterlichen Gewerbe, sondern auch sehr eifrig mit dem Studium religiöser Schriften befaßte, kann nach seinem Auftreten im jugendlichen Alter von zwölf Jahren wohl keinem Zweifel unterliegen.

Johannes der Täufer.

1.

Neben dem frommen Sinne seiner Mutter, der in Jesus die grundlegenden Keime seiner prophetischen Veranlagung schuf, und seiner eigenen religiösen Fortbildung, wurde für den jungen Zimmermann aus Nazareth das Auftreten des ihm blutsverwandten

Predigers Johannes von weitreichendem, ja wohl bestimmendem Einfluß. So kurz die Andeutungen sind, welche wir über diesen in den Evangelien niedergelegt finden, genügen sie doch, um uns einen tiefen Einblick in das eigenartige Wesen dieses Vorläufers und Lehrers Jesu zu gewinnen. In seinen kraftvollen Bekehrungsrufen begegnen wir so mancher Wendung, die wir bei Jesus später wiederfinden.

Johannes ist wesentlich Bußprediger und geht selbst mit gutem Beispiele voran. Er hält sich in der Wüste auf, trägt ein Kleid von Kamelhaar, schlingt einen ledernen Gürtel um seine Lenden und nährt sich von Heuschrecken und wildem Honig. Er donnert in gewaltiger Rede gegen die allgemeine Verkommenheit seiner Zeitgenossen und fordert sie zur Umkehr auf. „Tuet Buße, das Himmelreich ist nah' herbeigekommen!" In diesem Gedanken spiegelt sich der Kern seiner Mahnung wider. Besonders scharf hat er es auf die Pharisäer und Sadducäer abgesehen, die er, wie auch Jesus später, als ein „Otterngezüchte" brandmarkt, das dem künftigen Gerichte gern entweichen möchte. (Matthäus, Kap. 3, V. 7.) Johannes versichert sie aber (V. 10):

„Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Darum, welcher Baum nicht gute Frucht bringet, wird abgehauen und ins Feuer geworfen."

Als äußeres Zeichen der durch reumütige Buße und Abtötung erwirkten inneren Reinigung taufte Johannes seine Anhänger im Wasser des Jordan. Unter denen, die sich von ihm taufen ließen, befand sich auch Jesus, der ihm in die Wüste gefolgt war. Johannes mag wohl früh die glänzenden geistigen und sittlichen Eigenschaften Jesu erkannt und in ihm seinen ihn selbst überragenden Nachfolger erblickt haben. Daß er sich aber selbst als dessen Vorläufer im Sinne der Evangelien, also als Vorläufer des Messias, bezeichnet habe, ist nicht anzunehmen und dürfen wir die betreffenden, vorwiegend den alttestamentlichen Propheten entnommenen oder Jesu selbst zugeschriebenen Aussprüche ohne Bedenken als spätere Zutaten betrachten, dazu bestimmt, Johannes eine über das ihm gebührende Maß hinausgehende, prophetische Bedeutung beizulegen. Schickte doch Johannes selbst aus seinem

Kerker Boten zu Jesu, die ihn fragen sollten: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten?" Wie hätte er eine solche Frage stellen können, wenn er bestimmt gewußt hätte, daß Jesus der von ihm und der gesamten Judenschaft erwartete, wahrhaftige Messias sei?

Ebensowenig hielt sich aber Johannes selbst für diesen Messias oder Christus. Die ungeheure Wucht seiner kraftvollen Bußpredigten scheint die Masse des zuhörenden Volkes allerdings auf diesen Gedanken gebracht zu haben, welchen Johannes mit aller Entschiedenheit zurückweist. Lukas berichtet uns hierüber (Kap. 3):

V. 15. „Als aber das Volk im Wahn war, und dachten alle in ihren Herzen von Johannes, ob er vielleicht Christus wäre,

16. Antwortete Johannes und sprach zu allen: Ich taufe euch mit Wasser, es kommt aber ein Stärkerer nach mir, dem ich nicht genugsam bin, daß ich die Riemen seiner Schuhe auflöse; der wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen.

17. In desselbigen Hand ist die Worfschaufel und er wird seine Tenne fegen und wird den Weizen in seine Scheuer sammeln und die Spreu wird er mit ewigem Feuer verbrennen."

Diese Verheißung dürfen wir, wie oben dargetan, nicht auf Jesus, sondern nur auf den künftigen Messias überhaupt, dessen Reich Johannes ja in nahe Aussicht stellt, beziehen.

2.

Johannes hat die von ihm verlangte Buße keineswegs auf Fasten und Beten beschränkt, wir finden vielmehr bei ihm mehrfache Anforderungen von nicht zu unterschätzender sozialer Bedeutung. So erwidert er auf die Frage des Volkes, was es tun solle (Lukas, Kap. 3, V. 11): „Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat; und wer Speise hat, tue auch also!" Den Zöllnern trägt er auf, nicht mehr zu fordern, als Gesetz sei, und den Kriegsleuten, niemand Gewalt, noch Unrecht zu tun, sondern sich's an dem Solde genügen zu lassen.

Seine unbeugsame Sittenstrenge brachte ihn schließlich mit Herodes, dem Vierfürsten von Galiläa und Peräa, in Zwiespalt, da er diesem seinen verbotenen Verkehr mit Herodias, seines

Bruders Weibe, und andere Übeltaten zum Vorwurf machte. Dieser ließ daher Johannes in den Kerker werfen und später über Veranlassung der Herodias, welche sich hiebei zur Befriedigung ihrer Rachbegierde der verführerischen Reize ihrer Tochter bediente, in blinder Willfährigkeit gegen deren weiblichen Übermut, und allem Recht und Gesetz zum Trotz, enthaupten.

Johannes darf wohl das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, den in Jesus schlummernden Funken des gottbegnadeten religiösen Geistes zur hellen Flamme entfacht und in ihm jeden Zweifel an der Wahrheit der ihm zugedachten hohen göttlichen Sendung ein für allemal erstickt zu haben. Jesus selbst legte von der bewundernswerten Charaktergröße des Johannes ein beredtes Zeugnis ab und brachte gleichzeitig sein Verhältnis zu demselben klar zum Ausdruck. Wir finden hierüber bei Matthäus (Kap. 11) die nachstehenden bemerkenswerten Ausführungen:

V. 7. „Da die hingingen, fing Jesus an, zu reden zu dem Volk von Johannes: Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das der Wind hin und her weht?

8. Oder was seid ihr hinausgegangen, zu sehen? Wolltet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häusern.

9. Oder was seid ihr hinausgegangen, zu sehen? Wolltet ihr einen Propheten sehen? Ja, ich sage euch, der auch mehr ist, denn ein Prophet.

10. Denn dieser ist's, von dem geschrieben stehet: „Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her, der deinen Weg vor dir bereiten soll."

11. Wahrlich, ich sage euch: Unter allen, die von Weibern geboren sind, ist nicht aufkommen, der größer sei, denn Johannes der Täufer; der aber der Kleinste ist im Himmelreich, ist größer denn er.

12. Aber von den Tagen Johannes des Täufers bis hieher leidet das Himmelreich Gewalt und die Gewalt tun, die reißen es zu sich.

13. Denn alle Propheten und das Gesetz haben geweissaget bis auf Johannes.

14. Und (so ihr's wollt annehmen) er ist Elias, der da soll zukünftig sein.

15. Wer Ohren hat, zu hören, der höre!

16. Wem soll ich aber dies Geschlecht vergleichen? Es ist den Kindlein gleich, die an dem Markt sitzen und rufen gegen ihre Gesellen

17. Und sprechen: Wir haben euch gepfiffen und ihr wolltet nicht tanzen; wir haben euch geklaget und ihr wolltet nicht weinen.

18. Johannes ist kommen, aß nicht und trank nicht, so sagen sie: Er hat den Teufel.

19. Des Menschen Sohn ist kommen, isset und trinket, so sagen sie: Siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und ein Weinsäufer, der Zöllner und der Sünder Geselle! Und die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen von ihren Kindern!"

Die Wunder Jesu.

1.

Die dem Leben und Treiben dieser Welt und allen ihren Freuden entsagende Art des Johannes scheint anfangs auch für Jesus bestimmend gewesen zu sein. Erst später wandte er sich einer lebensfroheren Weltanschauung zu und mußte sich, wie wir eben gehört, deshalb auch den Vorwurf gefallen lassen, daß er ein „Fresser und Weinsäufer" sei.

Die unmittelbare Vorbereitung Jesu zum Lehramt scheint keineswegs bloß im eifrigsten Studium religiöser Schriften, vielleicht auch jenen Buddha's, und in der strengen Befolgung der ihm von Johannes erteilten Weisungen bestanden zu haben, wir dürfen vielmehr annehmen, daß sich Jesus außerdem einen hohen, ja vielleicht den höchsten ihm überhaupt zugänglichen Grad von Heilkunst angeeignet hat, um seine ihm von Gott geoffenbarte Lehre auch der großen Masse gegenüber, die ja seine Worte nicht nach ihrem innern Wert zu ermessen vermochte, zu erweisen. In einem Briefe des Apostels Paulus finden wir diesfalls den bezeichnenden Ausspruch: „Die Juden verlangen Zeichen und Wunder,

die Griechen Weisheit!" So mußte Jesus Zeichen und Wunder tun, wenn er auf einen weitergehenden Erfolg seiner Lehre rechnen wollte. Er bediente sich hiebei vornehmlich der ihm eigenen Heilkunst, während bekanntlich Moses zu demselben Zwecke die verschiedenartigsten Zauberkünste in Anwendung gebracht hatte. Hierin hat sich bis auf den heutigen Tag wenig geändert. Müssen doch auch unsere Missionäre, wenn sie mit einiger Aussicht auf Erfolg in den fremden Weltteilen wirken wollen, sich außer den theologischen auch medizinische Kenntnisse aneignen, wie dies z. B. bei dem im Herbste 1905 verstorbenen englischen Kinderfreund Dr. Barnardo der Fall war, der sich zum christlichen Glaubensboten für China vorbereitete, ehe er zur Überzeugung kam, daß ihm auch zu Hause ein reiches Feld menschenfreundlichen Wirkens offen liege.

Die von Jesus ausgeübte Heilkunst hatte anscheinend nur einen engbegrenzten Kreis von Leiden zu ihrem Gegenstand, bei deren Heilung vorzugsweise seelische Einwirkungen in Frage kamen, ja mitunter für sich allein genügten. Zu derartigen Einwirkungen zählen wir vor allem die Wiedergabe und Stärkung des dem einzelnen Menschen verloren gegangenen Selbstvertrauens, das wieder im Vertrauen auf Gottes Beistand seine Stütze sucht. Das lebendige Gottvertrauen setzt aber seinerseits den Glauben an Gott und dessen Einflußnahme auf die menschlichen Geschicke voraus. So wird uns der unablässige Hinweis Jesu auf die Notwendigkeit, ja die Pflicht eines festen, unerschütterlichen Gottvertrauens und eines ebensolchen Glaubens leicht erklärbar. Es spielen denn auch Gottvertrauen und Glaubenskraft bei Jesu Wundern eine hervorragende, ja ausschlaggebende Rolle.

Dies darf uns nicht wundernehmen, da die durch Jesu Vermittlung erzielten, an sich ganz naturgemäßen Heilerfolge nicht selten von solchen Nebenumständen begleitet waren, welche den Gesetzen der Natur in keiner Weise widersprachen, aber dennoch eine höhere unmittelbare Einflußnahme nicht verkennen ließen. Erscheinungen dieser Art mochten nicht nur in der großen Menge, sondern auch bei Jesus selbst den Eindruck einer wunderbaren göttlichen Fügung hervorrufen und so in demselben die Über-

zeugung von der Wahrheit seiner göttlichen Sendung immer mehr befestigen. Dies war um so notwendiger, als Jesus ohne diese seine schließlich unerschütterliche Überzeugung wohl nie und nimmer jene innere Kraft gefunden hätte, die ihn befähigte, um seiner prophetischen Sendung willen, sich mit seinen Angehörigen, ja mit seiner eigenen Mutter, zu entzweien, und am Ende gar die Wahrheit seiner Lehre mit seinem eigenen Blute zu besiegeln.

Jesus hat den Rahmen der von ihm bewirkten Wunder selbst umschrieben. Johannes hatte, wie erwähnt, da er im Gefängnis von den Zeichen Jesu hörte, zwei seiner Jünger mit der Frage zu ihm gesandt: „Bist du es, der da kommen soll oder sollen wir auf einen anderen warten?" Jesus antwortete hierauf: „Gehet hin und saget dem Johannes wieder, was ihr sehet und höret. Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert!"

Der Zweck dieser Botschaft war offenbar, den Johannes, unter Bezugnahme auf eine Weissagung des Jesaias wissen zu lassen, daß Jesus sich für den versprochenen Messias halte. Wir können derselben aber auch einen wertvollen Einblick in das Gebiet der von ihm geübten Wunder abgewinnen.

2.

Daß Jesus bei seinen Wundertaten nicht lediglich mit segensvollem Auflegen der Hände und frommem Augenaufschlag vorzugehen pflegte, wie so ziemlich allgemein als biblische Überlieferung angenommen wird, mögen einige Stellen aus den Evangelien bezeugen.

M a r k u s schildert im 7. Kapitel die Heilung eines Taub stummen folgendermaßen:

V. 32. „Und sie brachten zu ihm einen Tauben, der stumm war, und sie baten ihn, daß er die Hand auf ihn legte.

33. Und er nahm ihn vor dem Volk besonders und l e g t e i h m d i e F i n g e r i n d i e O h r e n u n d s p ü t z t e u n d r ü h r t e s e i n e Z u n g e.

34. Und sah auf gen Himmel, seufzte und sprach zu ihm: Hephatha! das ist: Tu dich auf!

35. Und alsbald taten sich seine Ohren auf und das Band seiner Zunge ward los und er redete recht.

36. Und er verbot ihnen, sie sollten's niemand sagen. Je mehr er aber verbot, je mehr sie es ausbreiteten.

37. Und wunderten sich über die Maßen und sprachen: Er hat alles wohl gemacht; die Tauben macht er hörend und die Sprachlosen redend."

Über die Heilung eines Blinden lesen wir bei demselben Evangelisten im 8. Kapitel:

V. 22. „Und er kam gen Bethsaida. Und sie brachten zu ihm einen Blinden und baten ihn, daß er ihn anrühre.

23. Und er nahm den Blinden bei der Hand und führte ihn hinaus vor den Flecken; und spützte in seine Augen und legte seine Hände auf ihn und fragte ihn, ob er etwas sähe?

24. Und er sah auf, und sprach: Ich sehe Menschen gehen, als sähe ich Bäume.

25. Darnach legte er abermal die Hände auf seine Augen und hieß ihn abermal sehen; und er ward wieder zurechte gebracht, daß er alles scharf sehen konnte.

26. Und er schickte ihn heim und sprach: Gehe nicht hinein in den Flecken und sage es auch niemand drinnen."

Noch genauer schildert uns das Johannes-Evangelium eine solche Heilung (Kap. 9):

V. 1. „Und Jesus ging vorüber und sah einen, der blind geboren war.

2. Und seine Jünger frageten ihn und sprachen: Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er ist blind geboren.

3. Jesus antwortete: Es hat weder dieser gesündigt, noch seine Eltern, sondern, daß die Werke Gottes offenbar würden an ihm.

4. Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

5. Dieweil ich bin in der Welt, bin ich das Licht der Welt.

6. Da er solches gesagt, spützte er auf die Erde und machte einen Kot aus dem Speichel und schmierte den Kot auf des Blinden Augen.

7. Und sprach zu ihm: Gehe hin zu dem Teich Siloah, (das ist verdolmetscht: „Gesandt") und wasche dich. Da ging er hin und wusch sich und kam sehend."

Recht belehrend ist auch die Schilderung der auf diese Begebenheit folgenden Vorgänge:

V. 8. „Die Nachbarn und die ihn zuvor gesehen hatten, daß er ein Bettler war, sprachen: Ist dieser nicht, der da saß und bettelte?

9. Etliche sprachen: Er ist's; etliche aber: Er ist ihm ähnlich. Er selbst aber sprach: Ich bin's.

10. Da sprachen sie zu ihm: Wie sind deine Augen aufgetan?

11. Er antwortete und sprach: Der Mensch, der Jesus heißet, machte einen Kot und schmierte meine Augen und sprach: Gehe hin zu dem Teich Siloah und wasche dich. Ich ging hin und wusch mich und war sehend.

12. Da sprachen sie zu ihm: Wo ist derselbige? Er sprach: Ich weiß nicht.

13. Da führten sie ihn zu den Pharisäern, der weiland blind war.

14. (Es war aber Sabbat, da Jesus den Kot machte und seine Augen öffnete.)

15. Da fragten ihn abermal auch die Pharisäer, wie er wäre sehend worden. Er aber sprach zu ihnen: Kot legte er mir auf die Augen und ich wusch mich und bin nun sehend.

16. Da sprachen etliche der Pharisäer: Der Mensch ist nicht von Gott, dieweil er den Sabbat nicht hält. Die andern aber sprachen: Wie kann ein sündiger Mensch solche Zeichen tun? Und es ward eine Zwietracht unter ihnen.

17. Sie sprachen wieder zu dem Blinden: Was sagst du von ihm, daß er hat deine Augen aufgetan? Er aber sprach: Er ist ein Prophet.

18. Die Juden glaubten nicht von ihm, daß er blind gewesen und sehend worden wäre, bis daß sie riefen den Eltern des, der sehend war worden.

19. Fragten sie und sprachen: Ist das euer Sohn, von welchem ihr sagt, er sei blind geboren? Wie ist er denn nun sehend?

20. Seine Eltern antworteten ihnen und sprachen: Wir wissen, daß dieser unser Sohn ist und daß er blind geboren ist;

21. Wie er aber nun sehend ist, wissen wir nicht; oder wer ihm hat seine Augen aufgetan, wissen wir auch nicht. Er ist alt genug, fraget ihn, lasset ihn selbst für sich reden.

22. Solches sagten seine Eltern, denn sie fürchteten sich vor den Juden. Denn die Juden hatten sich schon vereiniget, so jemand ihn für Christum bekennete, daß derselbige in den Bann getan würde.

23. Darum sprachen seine Eltern: Er ist alt genug, fraget ihn selbst.

24. Da riefen sie zum andernmal dem Menschen, der blind gewesen war und sprachen zu ihm: Gib Gott die Ehre: Wir wissen, daß dieser Mensch ein Sünder ist.

25. Er antwortete und sprach: Ist er ein Sünder, das weiß ich nicht; eines weiß ich wohl, daß ich blind war und bin nun sehend.

26. Da sprachen sie wieder zu ihm: Was tat er dir? Wie tat er deine Augen auf?

27. Er antwortete ihnen: Ich habe es euch jetzt gesagt; habt ihr's nicht gehöret? Was wollt ihr's abermal hören? Wollt ihr auch seine Jünger werden?

28. Da schalten sie ihn und sprachen: Du bist sein Jünger, wir aber sind Moses Jünger.

29. Wir wissen, daß Gott mit Moses geredet hat; von wannen aber dieser ist, wissen wir nicht.

30. Der Mensch antwortete und sprach zu ihnen: Das ist ein wunderlich Ding, daß ihr nicht wisset, von wannen er sei; und er hat meine Augen aufgetan.

31. Wir wissen aber, daß Gott die Sünder nicht höret, sondern so jemand gottesfürchtig ist, und tut seinen Willen, den höret er.

32. Von der Welt an ist's nicht erhöret, daß jemand einem geborenen Blinden die Augen aufgetan habe.

33. Wäre dieser nicht von Gott, er könnte nichts tun.

34. Sie antworteten und sprachen zu ihm: Du bist ganz in Sünden geboren und lehrest uns? Und stießen ihn hinaus."

Diese durchaus glaubwürdige Erzählung gibt uns ein ungemein anschauliches Bild, wie sich die Juden, voran natürlich die Pharisäer, Jesu Wundern gegenüber zu verhalten pflegten. Für den von Luther gewählten Ausdruck „spützen" gebrauchen wir heute die Worte „speien" oder „spucken".

Wir können überdies den Evangelien entnehmen, daß sich Jesus, ehe er zu einer Heilung schritt, über den Charakter der Krankheit und ihren bisherigen Verlauf zu unterrichten pflegte. So lesen wir in der sonst ein buntes Gemisch von natürlichen und übernatürlichen Vorgängen enthaltenden Darstellung der Heilung eines Hinfälligen bei Markus im 9. Kapitel:

V. 14. „Und er kam zu seinen Jüngern und sah viel Volks um sie und Schriftgelehrte, die sich mit ihnen befrageten.

15. Und alsbald, da alles Volk ihn sah, entsetzten sie sich, liefen zu und grüßeten ihn.

16. Und er fragte die Schriftgelehrten: Was befraget ihr euch mit ihnen?

17. Einer aber aus dem Volk antwortete und sprach: Meister, ich habe meinen Sohn hergebracht zu dir, der hat einen sprachlosen Geist;

18. Und wo er ihn erwischet, so reißet er ihn; und schäumet und knirschet mit den Zähnen und verdorret. Ich habe mit deinen Jüngern geredet, daß sie ihn austrieben und sie können's nicht.

19. Er antwortete ihm aber und sprach: O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich mich mit euch leiden? Bringet ihn her zu mir!

20. Und sie brachten ihn her zu ihm. Und alsbald, da ihn der Geist sah, riß er ihn; und fiel auf die Erde und wälzte sich und schäumte.

21. Und er fragte seinen Vater: Wie lange ist's, daß es ihm widerfahren ist? Er sprach: Von Kind auf;

22. Und oft hat er ihn in Feuer und Wasser geworfen, daß er ihn umbrächte. Kannst du aber was, so erbarme dich unser und hilf uns!

23. Jesus aber sprach zu ihm: Wenn du könntest glauben; alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet.

24. Und alsbald schrie des Kindes Vater mit Tränen und sprach: Ich glaube, lieber Herr; hilf meinem Unglauben!

25. Da nun Jesus sah, daß das Volk zulief, bedräute er den unsaubern Geist und sprach zu ihm: Du sprachloser und tauber Geist, ich gebiete dir, daß du von ihm ausfahrest und fahrest hinfort nicht in ihn!

26. Da schrie er und riß ihn sehr und fuhr aus. Und er ward, als wäre er tot, daß auch viele sagten: Er ist tot.

27. Jesus aber ergriff ihn bei der Hand und richtete ihn auf; und er stund auf.

28. Und da er heim kam, frageten ihn seine Jünger besonders: Warum konnten wir ihn nicht austreiben?

29. Und er sprach: Diese Art kann mit nichts ausfahren, denn durch Beten und Fasten."

Jesus scheint hienach bei Austreibung der bösen, unsauberen Geister verschiedene Methoden angewendet zu haben. Bemerkenswert ist das Gebot an den „sprachlosen und tauben" Geist, von dem Menschen auszufahren und hinfort nicht mehr in ihn hineinzufahren. Dies läßt darauf schließen, daß Jesus mit seinen Geisteraustreibungen nicht immer den besten Erfolg hatte. Darauf deutet wohl auch ein Ausspruch desselben, den wir bei Lukas (Kapitel 11) finden:

V. 24. „Wenn der unsaubere Geist von dem Menschen ausfähret, so durchwandelt er dürre Stätten, sucht Ruhe und findet ihrer nicht; so spricht er: Ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin.

25. Und wenn er kommt, so findet er's mit Besemen gekehret und geschmücket.

26. Dann gehet er hin und nimmt sieben Geister zu sich, die ärger sind, denn er selbst; und, wenn sie hineinkommen, wohnen sie da und wird hernach mit demselbigen Menschen ärger, denn vorhin."

Besondere Beachtung verdient endlich das Verhalten Jesu gelegentlich der Auferweckung des Lazarus, der angeblich schon vier Tage im Grabe gelegen war. Das Johannes-Evangelium berichtet hierüber im 11. Kapitel:

V. 39. „Jesus sprach: Hebt den Stein ab. Spricht zu ihm Martha, die Schwester des Verstorbenen: Herr, er stinkt schon, denn er ist vier Tage gelegen.

40. Jesus spricht zu ihr: Hab' ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?

41. Da huben sie den Stein ab, da der Verstorbene lag. Jesus aber hub seine Augen empor und sprach: Vater, ich danke dir, daß du mich erhöret hast.

42. Doch ich weiß, daß du mich allezeit hörest; aber um des Volks willen, das umher stehet, sage ich's, daß sie glauben, du habest mich gesandt.

43. Da er das gesagt hatte, rief er mit lauter Stimme: Lazarus, komm' heraus!

44. Und der Verstorbene kam heraus, gebunden mit Grabtüchern an Füßen und Händen, und sein Angesicht verhüllet mit einem Schweißtuch. Jesus spricht zu ihnen: Löset ihn auf und lasset ihn gehen!"

Jesus dankte hienach nicht Gott, nachdem er den Lazarus vom Tode erweckt hatte, sondern bevor er ihn mit lauter Stimme wieder in das Leben rief, und zwar in dem Augenblicke, da der Stein weggehoben war und er sich beim Anblick des im Grabe ruhenden Lazarus überzeugen konnte, daß dieser nur scheintot sei. Jesus sieht hiedurch seinen Glauben an die ihm stets hilfbereite göttliche Kraft belohnt und preist nun den Herrn, weil er ihn mit einem neuen Zeugnisse seiner göttlichen Sendung begnadet hat. So bildet die Vereinigung unbesiegbarer, felsenfester Glaubenskraft mit dem Aufgebote aller Jesu zu Gebote stehenden natürlichen Hilfsmittel den Untergrund der von ihm bewirkten Zeichen und Wunder.

3.

Die ungeheure Bedeutung, welche Jesus bei den von ihm erzielten Heilerfolgen auf die Kraft des Glaubens legte, ergibt sich am besten aus den vorwurfsvollen Worten, mit denen er die Jünger rügt, welche sich vergeblich um die Heilung eines Mondsüchtigen und Hinfälligen bemüht hatten. Matthäus berichtet hierüber im Kapitel 17:

V. 19. „Da traten zu ihm seine Jünger besonders und sprachen: Warum konnten wir ihn nicht austreiben?

20. Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Um eures Unglaubens willen. Denn ich sage euch wahrlich: So ihr Glauben habt, als ein Senfkorn, so möget ihr sagen zu diesem Berge: Heb' dich von hinnen dorthin! — so wird er sich heben; und euch wird nichts unmöglich sein."

Auch bei Gelegenheit einer anderen wunderbaren Erscheinung weist Jesus auf die Kraft des Glaubens hin. (Matthäus Kapitel 21):

V. 18. „Als er aber des Morgens wieder in die Stadt ging, hungerte ihn;

19. Und er sah einen Feigenbaum an dem Wege und ging hinzu und fand nichts dran, denn allein Blätter und sprach zu ihm: Nun wachse auf dir hinfort nimmermehr keine Frucht! Und der Feigenbaum verdorrte alsbald.

20. Und da das die Jünger sahen, verwunderten sie sich und sprachen: Wie ist der Feigenbaum so bald verdorret?

21. Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Wahrlich ich sage euch: So ihr Glauben habt und nicht zweifelt, so werdet ihr nicht allein solches mit dem Feigenbaum tun, sondern so ihr werdet sagen zu diesem Berge: Heb dich auf und wirf dich ins Meer! — so wird's geschehen.

22. Und alles, was ihr bittet im Gebet, so ihr glaubet, werdet ihr's empfahen."

Daß sich Jesus zur Bekräftigung seiner Lehre auch auf die derselben innewohnende, von selbst überzeugende Kraft berufen hätte, wie uns das Johannes-Evangelium im 7. Kapitel, Vers 17, berichtet, ist mit Rücksicht auf den geringen Bildungsgrad der meisten seiner Zuhörer wenig glaubwürdig. Die betreffende Stelle lautet: „So jemand will des Willen tun (der mich gesandt hat), der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede."

Die von Jesus immer und immer wieder in erster Reihe betonte Notwendigkeit des Glaubens scheint mit der Zeit dahin gedeutet worden zu sein, daß derselbe geradezu imstande sei, eine un-

mittelbare Kraftabgabe Jesu an die zu begnadende Person herbeizuführen. So lesen wir bei Lukas, Kapitel 6, V. 19:

„Und alles Volk begehrte, ihn anzurühren; denn es ging Kraft von ihm und heilte sie alle."

Noch deutlicher tritt dieser Gedanke in einer anderen Stelle desselben Evangelisten (Kapitel 8) hervor, die eine von Jesus durch bloße geheime Berührung seiner Kleider herbeigeführte Heilung zum Gegenstande hat:

V. 43. „Und ein Weib hatte den Blutgang zwölf Jahre gehabt; die hatte alle ihre Nahrung an die Ärzte gewandt; und konnte von niemand geheilet werden.

44. Die trat hinzu von hinten und rührte seines Kleides Saum an; und alsbald bestund ihr der Blutgang!

45. Und Jesus sprach: Wer hat mich angerühret? Da sie aber alle leugneten, sprach Petrus und die mit ihm waren: Meister, das Volk dränget und drücket dich und du sprichst: Wer hat mich angerührt?

46. Jesus aber sprach: Es hat mich jemand angerühret, denn ich fühle, daß eine Kraft von mir gegangen ist.

47. Da aber das Weib sah, daß es nicht verborgen war, kam sie mit Zittern und fiel vor ihm nieder und verkündigte vor allem Volk, aus was Ursache sie ihn hätte angerührt und wie sie wäre alsbald gesund worden.

48. Er aber sprach zu ihr: Sei getrost, meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen. Gehe hin mit Frieden."

Hier wird also ein förmliches, Jesu selbst merkliches, aber von ihm nicht absichtlich bewirktes Überspringen der in ihm wohnenden Wunderkraft auf die zu heilende Person angenommen und enthält so diese Vorstellung einen nicht uninteressanten Beitrag zu der früher so viel erörterten Frage der Sympathiemittel, insoferne diese auf dem Gebiete der ärztlichen Kunst überhaupt in Betracht kommen können.

4.

Im allgemeinen können wir also sagen, daß wir den in den Evangelien niedergelegten Berichten über die von Jesus bewirkten Wunder und Zeichen soweit Glauben schenken dürfen, als sie Tat-

sachen zum Gegenstande haben, welche den im Wesen der Materie begründeten unveränderlichen Gesetzen der Natur nicht widersprechen, mögen sie im übrigen auch ein den Jüngern Jesu und vielleicht auch diesem selbst, .ja auch uns noch ganz und gar unerklärliches Vorkommnis betreffen. Denn es wäre unverantwortlich, rundweg abzuleugnen, daß in Jesus eine nicht nur seinen Jüngern und der ihm nachfolgenden Volksmenge offenkundige, sondern auch ihm selbst bewußte und ihn mit übermenschlicher Glaubensstärke erfüllende Kraft wirksam war, welche die unversiegbare Quelle jener Taten wurde, die wir aus dem gewöhnlichen Laufe der Ereignisse nimmermehr erklären könnten. Denn wie anders, als durch eine unmittelbare göttliche Einflußnahme, dem Geistesblitze des gottbegnadeten Genies vergleichbar, ließen solche sich erklären?

Die Juden, welche Jesu Wunder nicht ohne weiteres zu leugnen wagten, machten sich ihr Urteil leicht, indem sie ihn einfach für einen besonders findigen Zauberer erklärten.

So lesen wir im Thalmud, Sabbath 104b: „Wir lernen in einer Barajtha: R. Eliezer hat zu den Weisen gesagt: Hat nicht Ben Stada durch Eingrabung in sein Fleisch (seine Haut) Zauberei aus Ägypten gebracht? Sie antworteten ihm: Er ist ein Narr gewesen, und von Narren pflegt man keinen Beweis herzuholen."

Zum Verständnis sei die Thosephtha Sabbath XI (XII) gegen Ende herangezogen: „Jemand, der am Sabbath Buchstaben auf seinen Körper einritzt, ist nach Ansicht des R. Eliezer strafbar, nach Ansicht der Weisen nicht strafbar. R. Eliezer sagte zu den Weisen: Ben Stada hat ja die Zauberei nur durch solche Schrift erlernt (aus Ägypten gebracht, paläst. Sabbath XII, Blatt 13d). Sie entgegneten ihm: Sollten wir etwa wegen des einen Narren alle Vernünftigen verderben?"

Dalman bemerkt hiezu: Sabbath 104b ist die Frage, ob Tätowierung ein Schreiben sei und also am Sabbath verboten. R. Eliezer bezeichnet es als ein Schreiben und beruft sich darauf, daß Ben Stada die Tätowierung zu Schreibzwecken benutzt habe. Dies bezeichnet aber die Majorität als etwas so Ungewöhnliches und Närrisches, daß man nicht das Recht habe, deshalb Tätowierung unter den Begriff des Schreibens zu subsumieren.

Was den Vorwurf betrifft, Jesus habe Zauberei ausgeübt, die er aus Ägypten mitgebracht habe, so hat Laible recht, wenn er darin das Zugeständnis einer ganz ungewöhnlichen Zauberei erblickt, weil gerade von Ägypten, dem Lande der Zauberkunst, in dem man selbst die Wunder Mose's nachzuahmen verstand, Quiddușchin 49 b den rühmenden Ausspruch tue: „Zehn Maß Zauberei sind in die Welt herabgekommen, neun Maß hat Ägypten und eine Maß die gesamte übrige Welt bekommen.“ Wir erhalten so aus dem Munde der erbittertsten Feinde Jesu die Bestätigung, daß er wirklich Wunder wirkte, allerdings nur dadurch, daß er sich listigerweise bei einem angeblichen Aufenthalte in Ägypten Zauberformeln in sein Fleisch eingeritzt habe. Ein freilich sehr magerer Trost für seine Gegner, die seine Werke nun einmal nicht leugnen konnten!

Wir für unseren Teil werden an dem von uns gekennzeichneten Standpunkte nicht nur in der vorliegenden Frage, sondern auch bei Betrachtung der uns in den Evangelien überlieferten wunderbaren Lebensschicksale Jesu, insbesondere auch in der Frage seiner Auferstehung und seiner Himmelfahrt festzuhalten haben, wenn wir die Berichte über diese auf ihren wahren, geschichtlichen Inhalt zurückführen wollen. Damit werden wir der gewaltigen Charaktergröße Jesu sicher näher kommen, als dies bisher im dichten Gestrüpp von Wahrheit und frommer Dichtung möglich war.

Jesu erstes Auftreten.

Am Beginne seiner öffentlichen Lehrtätigkeit scheint Jesus noch den Fußstapfen seines Lehrers und Meisters Johannes gefolgt zu sein. Er taufte seine Anhänger, wie dieser, und predigte ihnen: „Tuet Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!“ (Matthäus, Kap. 4, V. 17.) Der Umstand, daß Jesus ebenso taufte, wie Johannes, scheint unter den Jüngern des letzteren Mißmut hervorgerufen zu haben, wie wir dem 3. Kapitel des Johannes-Evangeliums entnehmen können. Diese Mitteilung ist auch darum von Interesse,

weil sie uns einen weiteren, allerdings mit philosophischen Zutaten ausgeschmückten Beleg für das Verhältnis Jesu zu Johannes liefert. Dieselbe lautet:

V. 22. „Darnach kam Jesus und seine Jünger in das jüdische Land und hatte daselbst sein Wesen mit ihnen und taufte.

23. Johannes aber taufte auch noch zu Enon, nahe bei Salim, denn es war viel Wassers daselbst; und sie kamen dahin und ließen sich taufen.

24. Denn Johannes war noch nicht ins Gefängnis gelegt.

25. Da erhub sich eine Frage unter den Jüngern des Johannes mit den Juden über die Reinigung.

26. Und kamen zu Johannes und sprachen zu ihm: Meister, der bei dir war jenseits des Jordans, von dem du zeugetest, siehe, der taufet und jedermann kommt zu ihm.

27. Johannes antwortete und sprach: Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel.

28. Ihr selbst seid meine Zeugen, daß ich gesagt habe, ich sei nicht Christus, sondern vor ihm her gesandt.

29. Wer die Braut hat, der ist Bräutigam; der Freund aber des Bräutigams stehet und höret ihm zu und freuet sich hoch über des Bräutigams Stimme. Dieselbige meine Freude ist nun erfüllet.

30. Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen."

Ob Jesus persönlich taufte oder durch seine Jünger taufen ließ, wie dasselbe Evangelium im Kapitel 4, Vers 2, glaubhaft machen will, ist an und für sich von keinem wesentlichen Belange. Jesus scheint ja später von der Vornahme der Taufe überhaupt Umgang genommen zu haben, wohl deshalb, weil ihn diese an die Nähe eines größeren Gewässers fortgesetzt gebunden und so die Freiheit seiner Lehrtätigkeit hemmend beeinflußt hätte.

Jesu Auftreten wurde auch im übrigen mit der Zeit immer freier und selbständiger. Der anfänglich gewiß nur schüchtern bei ihm anpochende Gedanke, daß er der verheißene Messias, der Gesalbte des Herrn (Christus) sei, wurde in ihm offenbar immer lauter und lauter vernehmbar, bis er sich unter dem Eindruck der von Tag zu Tag deutlicher zutage tretenden Heil- und Lehrerfolge endlich zur vollen Gewißheit hindurchrang. Aus dem Jesus von

Nazareth wurde so bald ein „Jesus, der Messias" oder „Jesus, der Christus". Die Ausdrücke „Messias" und „Christus" werden im Johannes-Evangelium (Kap. 1) ausdrücklich als gleichbedeutend bezeichnet:

V. 40. „Einer aus den zweien, die von Johannes höreten und Jesu nachfolgten, war Andreas, der Bruder des Simon Petrus.

41. Derselbige findet am ersten seinen Bruder Simon und spricht zu ihm: Wir haben den Messias gefunden (welches ist verdolmetscht: der Gesalbete)."

Aus der hienach richtigen Bezeichnung „Jesus, der Christus" bildete sich später, nach Jesu Fortgang, der Ausdruck „Jesus Christus" und schließlich, unter Hinweglassung des Wortes „Jesus", die abgekürzte Bezeichnung „Christus", der wir heute im allgemeinen Sprachgebrauche begegnen.

Jesus und der Messias-Gedanke.

Es galt als unumstößliche Überzeugung des ganzen jüdischen Volkes, die in den übereinstimmenden Weissagungen aller Propheten ihren Grund hatte, daß der zu erwartende Messias ein gewaltiger Herrscher dieser Welt sein und das jüdische Volk nicht nur von seinen Feinden befreien, sondern zudem alle fremden Fürsten und Völker seinem Joche unterwürfig machen werde. Jede andere Auffassung des Messias-Gedankens erschien so gut, wie ausgeschlossen.

Jesus selbst mag sich anfänglich mit diesem Gedanken getragen und nur schwer von demselben losgesagt haben. Was konnte ihm auch bei seinen glänzenden Geistes- und Charaktereigenschaften näher liegen, als der Gedanke, sich zum Befreier und Erretter seines tiefgebeugten Volkes aufzuwerfen und dasselbe von der fremden Oberherrschaft zu befreien. Die ohnehin stets leicht erregbare Masse des jüdischen Volkes wäre ihm ohne Zweifel bald gefolgt, unbekümmert um die Aussichtslosigkeit eines wirklich durchgreifenden, dauerhaften Erfolges.

Daß Jesus tatsächlich gegen eine solche Versuchung anzukämpfen hatte, ergibt sich aus der biblischen Erzählung, wonach der Satan bei ihm vorsprach und ihm all' die Macht und Herrlichkeit vor Augen hielt, die seiner warteten, wenn er ihm folgte und die Arme nach den vergänglichen Gütern dieser Welt ausstreckte. Jesus hat bekanntlich sowohl diese Prüfung, wie auch die mutwillige Erprobung seiner Wundergabe glücklich überstanden und sich für die unbedingte Hingabe an die ihm von Gott zugedachte höhere Sendung entschieden. Diese stellte ihm allerdings schwere irdische Kämpfe in Aussicht, verhieß ihm aber dafür den ewigen Lohn. Diesem folgenschweren Entschluß ist Jesus auch dann noch treu geblieben als er bereits klar erkannte, daß der von ihm eingeschlagene Weg unmittelbar zum Kreuze führe.

Jesu Eigenschaft als Gottessohn.

1.

Der Grundgedanke, auf dem Jesus seine Lehre aufbaute, war die Liebe zu Gott und zu den Mitmenschen. In der ersteren ging er, wie wir bereits gesehen haben, soweit, beim Widerstreit der aus den beiden Gefühlen erwachsenden Pflichten sich ohne jedes Bedenken für die Liebe zu Gott und gegen jene zu den Mitmenschen zu entscheiden. Dadurch gestaltete sich mit der Zeit sein Verhältnis zu Gott zu einem so innigen und vertrauensvollen, daß er sich als Sohn dem Vater gegenüber fühlte und diesem Gefühle auch offen Ausdruck gab. Hiebei mag sich allerdings auch das in Jesus immer tiefere Wurzeln schlagende Messiasbewußtsein geltend gemacht haben, da ja der verheißene Messias Gottes lebendiger Sohn sein sollte. So lesen wir in einer im 2. Buche Samuel's, Kapitel 7, enthaltenen Weissagung, welche später auf den künftigen Messias bezogen wurde, von Hause aus aber offenbar Davids Nachfolger betraf:

V. 12. „Wenn nun deine Zeit hin ist, daß du mit deinen Vätern schlafen liegst, will ich deinen Samen nach dir erwecken,

der von deinem Leibe kommen soll; dem will ich sein Reich bestätigen.

13. Der soll meinem Namen ein Haus bauen und ich will den Stuhl seines Königreichs bestätigen ewiglich.

14. Ich will sein Vater sein und er soll mein Sohn sein. Wenn er eine Missetat tut, will ich ihn mit Menschenruten und mit der Menschenkinder Schlägen strafen;

15. Aber meine Barmherzigkeit soll nicht von ihm entwandt werden, wie ich sie entwandt habe von Saul, den ich vor dir habe weggenommen.

16. Aber dein Haus und dein Königreich soll beständig sein, ewiglich vor dir und dein Stuhl soll ewiglich bestehen."

Ebenso im 89. Psalm, welcher eine Unterweisung Ethans, des Esrahiten, enthält:

V. 20. „Dazumal redetest du im Gesichte zu deinem Heiligen und sprachest: Ich habe einen Helden erweckt, der helfen soll, ich habe erhöhet einen Auserwählten aus dem Volk;

21. Ich habe gefunden meinen Knecht David, ich habe ihn gesalbet mit meinem heiligen Öle.

22. Meine Hand soll ihn erhalten und mein Arm soll ihn stärken.

23. Die Feinde sollen ihn nicht überwältigen und die Ungerechten sollen ihn nicht dämpfen,

24. Sondern ich will seine Widersacher schlagen vor ihm her und die ihn hassen, will ich plagen;

25. Aber meine Wahrheit und Gnade soll bei ihm sein und sein Horn soll in meinem Namen erhoben werden.

26. Ich will seine Hand über das Meer stellen und seine Rechte über die Wasser.

27. Er wird mich nennen also: Du bist mein Vater, mein Gott und Hort, der mir hilft.

28. Und ich will ihn zum ersten Sohn machen, allerhöchst unter den Königen auf Erden.

29. Ich will ihm ewiglich bewahren meine Gnade und mein Bund soll ihm fest bleiben.

30. Ich will ihm ewiglich Samen geben und seinen Stuhl, solange der Himmel währet, erhalten."

Auch im Psalm 2 wurde ein Hinweis auf die Gottessohnschaft des Messias gefunden. Hiebei kommen besonders die nachfolgenden Verse in Betracht:

V. 7. „Ich will von der Weise predigen, daß der Herr zu mir gesagt hat: „Du bist mein Sohn, heute hab' ich dich gezeuget.

8. Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Enden zum Eigentum.

9. Du sollst sie mit einem eisernen Szepter zerschlagen, wie Töpfe sollst du sie zerschmeißen!"

Jesus scheint aber seine Eigenschaft als Gottessohn, von der Bezugnahme dieses Ausdruckes auf die Messias-Weissagungen abgesehen, als ein durchaus natürliches, das kindliche Vertrauen zu Gott veranschaulichendes Verhältnis aufgefaßt zu haben, dessen keineswegs bloß er allein, sondern alle Menschen teilhaft werden sollten. Am deutlichsten spricht sich dieser Gesichtspunkt in dem uns hinterlassenen Gebete aus, das wir nach seinen einleitenden Worten als „Vaterunser" zu bezeichnen pflegen. In diesem kennzeichnet Jesus Gott als Vater aller Menschen und keineswegs bloß als den seinigen allein, und spiegelt sich diese Anschauung in allen Worten wider, die wir in den Evangelien als wahre Worte Jesu betrachten dürfen. Ja, wir gewinnen in diesen geradezu den Eindruck, als ob Jesus ein besonderes Gewicht darauf gelegt hätte, bei jeder nur irgendwie passenden Gelegenheit seine Eigenschaft als Mensch, als „Menschensohn" hervorzuheben. „Menschensohn" wird auch heute noch im orientalischen Sprachgebrauch vielfach mit „Mensch" gleichbedeutend zur Anwendung gebracht. Jesu Eigenschaft als „Gottessohn" scheint Matthäus im 11. Kapitel anzudeuten:

V. 25. „Zu derselbigen Zeit antwortete Jesus und sprach: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbaret.

26. Ja, Vater; denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir.

27. Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren."

Fast gleichlautend findet sich diese Stelle bei Lukas im 10. Kapitel, Vers 21 und 22, welcher dieselbe mit den Worten einleitet: „Zur Stunde freute sich Jesus im Geiste und sprach."

Was wollte Jesus denn mit diesen Worten sagen? Gewiß nichts anderes, als daß er alle Macht, die er besitzt und auf andere überträgt, vom Vater selbst erhalten habe und mit diesem in einem der übrigen Welt unbekannten und unfaßbaren Verhältnis stehe, womit er lediglich das Geheimnis jedes Genie's, welches seinem Wesen nach mit Gott in unmittelbarer Beziehung steht und sich diesem gegenüber unmittelbar verantwortlich fühlt, den übrigen, gewöhnlich veranlagten Menschen gegenüber zum Ausdruck bringen wollte. Es ergibt sich dies am besten aus dem Zusammenhange, in welchem wir dieses Preisgebet bei Lukas finden (Kap. 10). Es geht demselben nämlich ein Bericht über die Wiederkehr der ausgesandten siebzig Jünger voraus:

V. 17. „Die Siebenzig aber kamen wieder mit Freuden und sprachen: Herr, es sind uns auch die Teufel untertan in deinem Namen.

18. Er sprach aber zu ihnen: Ich sah wohl den Satanas vom Himmel fallen als einen Blitz.

19. Sehet, ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Skorpione und über alle Gewalt des Feindes; und nichts wird euch beschädigen.

20. Doch darin freuet euch nicht, daß euch die Geister untertan sind. Freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind."

Daran schließen sich dann die früher erwähnten einleitenden Worte: „Zu der Stunde freute sich Jesus im Geiste" und das Dankgebet selbst.

Die Eigenschaft als „Menschensohn" finden wir bei Matthäus, (Kap. 12), besonders hervorgehoben:

V. 31. „Darum sage ich euch: Alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben; aber die Lästerung wider den Geist wird den Menschen nicht vergeben.

32. Und wer etwas redet wider des Menschen Sohn, dem wird es vergeben; aber, wer etwas redet wider den heiligen Geist, dem wird's nicht vergeben, weder in dieser, noch in jener Welt."

Hier wird des „Menschen Sohn" ganz entschieden zum „heiligen Geiste", also dem Geiste Gottes, in Gegensatz gebracht.

Man könnte vielleicht auf die Antwort hinweisen, die Petrus auf Jesu Frage gab: „Wer saget denn ihr, daß ich sei?"

Diese lautete nach Matthäus (Kap. 16, V. 16): „Du bist der Christus, des lebendigen Gottes Sohn!" Markus (Kap. 8, V. 29) bringt nur die Worte: „Du bist der Christus!" und Lukas (Kap. 9, V. 20): „Du bist der Christus Gottes!" Daraus ergibt sich nur, daß Petrus bei dieser Gelegenheit ganz allgemein beteuern wollte, Jesus als den wahren Messias anzuerkennen, keineswegs aber, daß er damit eine besondere, übernatürliche Eigenschaft desselben als Gottessohn einzubekennen beabsichtigte.

Jesus scheint übrigens seine Messias-Eigenschaft nicht gerne öffentlich betont zu haben, da er seinen Jüngern ausdrücklich untersagte, jemandem zu sagen, daß er Jesus der Christus sei. Er wollte damit offenbar ebensowenig, wie mit seinen Zeichen und Wundern, dem immer mehr zutage tretenden Groll der Pharisäer und Schriftgelehrten eine neue Nahrung zuführen, da er ja mit deren feindseligen Absichten längst vertraut war.

Dem Volke galt Jesus nach Matthäus (Kapitel 21, V. 11) als „Prophet von Nazareth aus Galiläa", was auch durchaus dem natürlichen Denken und Empfinden entsprach. Jesus fühlte sich gewiß auch als solchen, aber überdies noch als Messias im Sinne eines künftigen Beherrschers jenes unvergänglichen Weltreiches, das er nach einem gewaltsamen Umsturze der bestehenden Weltordnung in nahe Aussicht stellte. Daß er sich dem Hohenpriester gegenüber als „Christus, der Sohn des lebendigen Gottes" ausgegeben habe, ist kaum anzunehmen, den sophistischen jüdischen Fragen gegenüber aber immerhin nicht unmöglich.

Als Gottessohn im mystischen Sinne des Johannes-Evangeliums hat sich Jesus aber jedenfalls nie gefühlt, und wäre er gewiß selbst der erste gewesen, der eine solche Zumutung mit Entrüstung von sich gewiesen hätte. Er wußte, daß er ein natürlicher Mensch, ein „Menschensohn" sei, und wurde darum nicht müde, dies immer und immer wieder mit aller wünschenswerten Deutlichkeit zu betonen.

Wohl aber dürfen wir in Jesus die höchste und reinste Entfaltung des im Judentum von seinen ersten Anfängen an verkörperten religiösen Geistes erblicken.

Bei alledem war und blieb er doch ein Mensch im natürlichen Sinne dieses Wortes, durch seine ungewöhnlichen Eigenschaften des Geistes und des Herzens, wie nicht minder durch seine tiefreligiöse Erziehung und weitere Fortbildung geeignet und berufen, dem religiösen Drange der Menschheit einen neuen Weg zu weisen.

Mögen all' die Wunder und Zeichen, von denen uns die Evangelien berichten, mit der Zeit ihre natürliche Erklärung finden, ein Wunder, das vor unser aller Augen steht, die Tatsache, daß die schlichte Lehre eines anspruchlosen Zimmermannes bald den Stürmen von zwei Jahrtausenden widerstanden haben wird, ohne auch nur im geringsten an ihrem hohen sittlichen Werte etwas einzubüßen, berechtigt uns zu der Annahme, daß in dieser Lehre tatsächlich die Offenbarung einer Wahrheit enthalten ist, deren unauslöschlichen Charakter ihr Verkünder selbst mit den prophetischen Worten in die Welt hinausgerufen hat: „Himmel und Erde werden vergehen, doch meine Worte werden nicht vergehen!"

2.

Seinen jüdischen Gegnern erschien Jesus, wie wir schon gesehen, mitunter als ein Narr; vorzugsweise galt er ihnen aber als ein Volksverführer und ein Gotteslästerer. Im palästinischen Tha'anith 65 b finden wir hierüber nachfolgende Äußerung: „R. Abbahu hat gesagt: Wenn zu dir ein Mensch sagt: Ich bin Gott, so lügt er. Ich bin Menschensohn, so wird er es bereuen. Ich steige zum Himmel hinauf, so gilt von ihm: Er hat es gesagt und wird es nicht verwirklichen."

Denselben Stoff behandelt Pesikta Rabbathi, Bl. 100 b f.: „Es sagte R. Chijja bar Abba: Wenn der Sohn der Hure zu dir sagt: Es gibt zwei Götter, so antworte ihm: Ich bin der vom Meere, ich der vom Sinai." (Am Roten Meere erschien nämlich Gott Israel als jugendlicher Kriegsmann, auf Sinai als Greis,

wie es einem Gesetzgeber ziemt; aber beides ist derselbe.) „Es sagte R. Chijja bar Abba: Wenn der Sohn der Hure zu dir sagt: Es gibt zwei Götter, so antworte ihm: Es steht hier (Deut. 5, 4) nicht geschrieben: Von Angesicht zu Angesicht haben Götter, sondern: Hat Jahve mit euch geredet."

Auf Jesu **Götzendienst** wird im Traktate 103a hingewiesen: „Und keine Plage wird zu deiner Hütte sich nahen" (Ps. 91, 10), d. h. du wirst keinen Sohn oder Jünger haben, der Speise öffentlich verbrennt, wie Jesus der Nazarener."

Damit ist zu vergleichen Berakhoth 17b: „In unseren Straßen [geschehe kein Bruch] (Ps. 144, 14), d. h. wir mögen keinen Sohn oder Jünger haben, der seine Speise öffentlich verbrennt, wie Jesus der Nazarener."

„Öffentliches Anbrennenlassen der Speise" dürfen wir wohl mit Laible als verächtlichen Ausdruck für das öffentliche Götzenopfer ansehen.

Allgemeiner zusammengefaßt finden wir die gegen Jesus von den Juden erhobenen Vorwürfe in Sanhedrin 43a und 107b: „**Jesus hat Zauberei getrieben und Israel verlockt und verführt.**"

Wegen dieser Zauberei, Volksverführung und Gotteslästerung wurde Jesus denn auch hingerichtet.

Sanhedrin 43a gesteht dies unumwunden zu: „Wir finden in der Barajtha folgendes: Am Rüsttage des Pesachfestes henkte man Jesum. Es zog ihm aber der Herold vierzig Tage lang voran, indem er rief: Jesus geht hinaus, um hingerichtet zu werden, **darum, daß er Zauberei getrieben und Israel verführt und von Gott abwendig gemacht hat.** Jeder, der für ihn ein Verdienst vorzubringen weiß, komme und mache darüber Mitteilung. Es fand sich aber kein Verdienst für ihn, und so henkte man ihn am Rüsttage des Pesachfestes. Ulla hat gesagt: Aber meinst du, daß er zu denen gehört, für welche man nach Verdienst sucht? Er war ja ein Verführer, und der Allbarmherzige hat gesprochen (5 Mos. Kap. 13, V. 8): Nicht sollst du ihn schonen und nicht zudecken. Indes bei Jesu war es etwas anderes, weil er der Regierung nahe stand."

Die hier bezogene Gesetzesstelle ist jenem Kapitel im 5. Buch Mose entnommen, welches bestimmt, daß jeder Prophet oder Träumer, der versuchen sollte, andere durch Zeichen oder Wunder zum Götzendienste zu verleiten, wie auch jeder andere, der durch heimliche Überredung einen solchen Versuch unternehmen wollte, dem Tode überliefert werden solle.

Mit der gleichen Strafe war nach dem 3. Buch Mose, Kap. 24, V. 16, auch die Gotteslästerung bedroht: „Welcher des Herrn Namen lästert, der soll des Todes sterben; die ganze Gemeine soll ihn steinigen. Wie der Fremdling, so soll auch der Einheimische sein; wenn er den Namen lästert, so soll er sterben."

Diese Vorschrift beruhte auf dem unter den zehn Geboten Gottes enthaltenen Verbote, den Namen Gottes zu mißbrauchen.

Steinigung war unter der römischen Oberherrschaft nicht mehr urteilsmäßig zulässig und wurde daher an deren Stelle auf die nach dem römischen Gesetze für Aufrührer bestimmte Strafe des Kreuzestodes (Henkung an das Holz) erkannt.

Daß Jesus wegen Gotteslästerung abgeurteilt wurde, weil er sich nämlich als „Christus" und „Gottes Sohn" bekannte, geht auch aus den Evangelien klar hervor.

Nach Matthäus (Kap. 26) wandte sich der Hohepriester an ihn mit den Worten:

V. 63. „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du seiest Christus, der Sohn Gottes.

64. Jesus sprach zu ihm: Du sagst es. Doch sage ich euch: Von nun an wird's geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels.

65. Da zerriß der Hohepriester seine Kleider und sprach: Er hat Gott gelästert; was bedürfen wir weiter Zeugnisses? Siehe, jetzt habt ihr seine Gotteslästerung gehört.

66. Was dünkt euch? Sie antworteten und sprachen: Er ist des Todes schuldig!"

Übereinstimmend hiemit lautet der bei Markus im 14. Kapitel, V. 61—64 enthaltene Bericht.

Im gleichen Sinne rufen auch die Juden nach Johannes (Kap. 19, V. 7) dem Pilatus zu, der Jesus schuldlos findet:

„Wir haben ein Gesetz und nach dem Gesetze soll er sterben, denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht."

Jesu tiefinnerstes Messias-Bewußtsein und sein kindliches Verhältnis zu Gott, das ihn als Sohn dem Vater gegenübertreten ließ, haben ihn somit einer der martervollsten Todesarten überliefert.

Das Gebot der Nächstenliebe.

1.

Fernab von den beiden sich unablässig befehdenden jüdischen Kultusstätten von Jerusalem und Samaria, in der stillen Einsamkeit des galiläischen Hochlandes, hatte Jesus in den ärmlichen Verhältnissen einer vom Zimmermannshandwerk lebenden Familie seine gewiß nicht rosenvolle Jugendzeit verlebt. Der schon von früher Kindheit an in ihm rege gewordene Drang nach religiöser Erkenntnis und Weiterbildung dürfte ihn wohl bald mit seinem für das Fortkommen der Familie in erster Linie besorgten Nährvater, dem er wohl auch im Handwerk folgen sollte, in einen mit der Zeit sich immer mehr verschärfenden Gegensatz gebracht haben. Daß sich dieser schließlich auch auf die Mutter und die Geschwister ausdehnte, haben wir bereits gehört.

Als Jesus endlich sein Elternhaus verließ, um zunächst Johannes dem Täufer nachzufolgen, und dann selbst das Lehramt anzutreten, dürften diese gegenseitigen Beziehungen noch eine weitere Trübung erfahren haben.

So bot die Jugend Jesus nichts, was ihn mit freudiger Genugtuung hätte erfüllen können. Mußte er doch der materiellen Güter nicht weniger entsagen, als des nötigen Verständnisses für seine ideale, der Welt und ihren Freuden abgewandte Sinnesrichtung. Zudem sah er sich inmitten eines Volkes, das die Verheißungen der Propheten als trügerischen Wahn empfand und jede Hoffnung auf baldige Aufrichtung des schon so oft verheißenen und immer wieder

vergeblich erwarteten Messias-Reiches zu Grabe zu tragen geneigt war. Wohl hatte der Donnerruf des Wüstenpredigers einige vorübergehende Lichtblicke in das trostlose Dunkel der allgemeinen Lage gebracht, mit dem Klange der Botschaft schwand der großen Masse aber auch der Glaube an dieselbe.

Unter solchen, jede Aussicht auf baldige Besserung verwehrenden Umständen wuchs der junge Zimmermann von Nazareth zum reifen Mann empor. Mit ihm wuchs aber auch der schon frühe in ihm lebendig gewordene Gedanke, daß er und nur er allein berufen sei, seinem so hart bedrängten Volke die heißersehnte Rettung und Erlösung zu bringen, bis zur unerschütterlichen Überzeugung und vollen Gewißheit heran. So bestand für Jesus schließlich darüber kein Zweifel mehr: Leistete er der in ihm mit gebieterischer Kraft laut gewordenen Stimme keine Folge, so war es vielleicht auf unabsehbare Zeit, ja selbst für immer mit der Erlösung und Errettung seines Volkes geschehen. Die Liebe zu seiner Mutter und seinen Geschwistern, der Gehorsam gegenüber seinem Nährvater hießen ihn, dieser Stimme kein Gehör geben, die Liebe zu Gott und seinem Volke — seinen „Nächsten" — gebot ihm dagegen deren Befolgung. Jesus entschied sich für das letztere und machte so die Pflicht der Gottes- und der Nächstenliebe zum Grundpfeiler seines eigenen Lebens, wie auch seiner Lehre.

Dabei brauchte er keineswegs von dem ihm als heilig und unantastbar geltenden Gesetz des Moses abzuweichen, im Gegenteile, er fand in demselben seine kräftigste Stütze. Hatte Jahve doch durch Moses seinem Volke befohlen (3. Mose, Kap. 19, V. 18):

„Du sollst nicht rachgierig sein, noch Zorn halten gegen die Kinder deines Volkes. Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst; denn ich bin der Herr!" Und weiters (5. Mose, Kap. 6, V. 5): „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen!"

Diese Liebe wurde nun in Jesus, wie in keinem Bekenner der mosaischen Lehre je zuvor, lebendig. Sie allein war es, die in dem schlichten Zimmermann von Nazareth alle noch so ernsten, ihm entgegentretenden Bedenken verstummen ließ. Eine so hohe

vom Adel griechischen Geistes beseelte Auffassung des Gebotes der Gottes- und Nächstenliebe war dem Judentum vollkommen fremd geblieben. Es berührte die maßgebenden jüdischen Kreise offenbar ebensowenig, wie jene mosaischen Vorschriften, welche das Verhalten gegenüber den Feinden und Fremden zum Gegenstande hatten (2. Buch Mose, 23. Kapitel):

V. 4. „Wenn du deines Feindes Ochsen oder Esel begegnest, daß er irret, so sollst du ihm denselben wieder zuführen.

5. Wenn du den Esel des, der dich hasset, siehest unter seiner Last liegen, hüte dich und laß ihn nicht, sondern versäume gern das deine um seinetwillen.

9. Die Fremdlinge sollt ihr nicht unterdrücken; denn ihr wisset um der Fremdlinge Herz, dieweil ihr auch seid Fremdlinge im Ägyptenland gewesen."

Im 3. Buch Mose, Kapitel 19, lesen wir weiters hierüber:

V. 9. „Wenn du dein Land einerntest, sollst du nicht alles bis an die Enden umher abschneiden, auch nicht alles genau aufsammeln.

10. Also auch sollst du deinen Weinberg nicht genau lesen, noch die abgefallenen Beeren auflesen, sondern dem Armen und Fremdling sollst du es lassen; denn ich bin der Herr, euer Gott."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

33. „Wenn ein Fremdling bei dir in eurem Lande wohnen wird, den sollt ihr nicht schinden.

34. Er soll bei euch wohnen, wie ein Einheimischer unter euch, und sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland. Ich bin der Herr, euer Gott."

Ähnlich im 5. Buch, Kapitel 10:

V. 17. „Denn der Herr, euer Gott, ist ein Gott aller Götter und Herr über alle Herrn, ein großer Gott, mächtig und schrecklich, der keine Person achtet und kein Geschenk nimmt,

18. Und schafft Recht den Waisen und Witwen und hat die Fremdlinge lieb, daß er ihnen Speise und Kleider gebe.

19. Darum sollt ihr auch die Fremdlinge lieben; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland."

Desgleichen ebendort (Kap. 24):

V. 17. „Du sollst das Recht des Fremdlings und des Waisen nicht leugnen und sollst der Witwe nicht das Kleid zum Pfand nehmen.

18. Denn du sollst gedenken, daß du Knecht in Ägypten gewesen bist und der Herr, dein Gott, dich von dannen erlöset hat. Darum gebiete ich dir, daß du solches tust.

19. Wenn du auf deinem Acker geerntet und einer Garbe vergessen hast auf dem Acker, so sollst du nicht umkehren, dieselbe zu holen, sondern sie soll des Fremdlings, des Waisen und der Witwe sein, auf daß dich der Herr, dein Gott, segne in allen Werken deiner Hände.

20. Wenn du deine Ölbäume hast geschüttelt, so sollst du nicht nachschütteln; es soll des Fremdlings, des Waisen und der Witwe sein.

21. Wenn du deinen Weinberg gelesen hast, so sollst du nicht nachlesen; es soll des Fremdlings, des Waisen und der Witwe sein.

22. Und sollst gedenken, daß du Knecht in Ägyptenland gewesen bist; darum gebiete ich dir, daß du solches tust."

Ja, Moses ging so weit, für die Fremden eine seinen hebräischen Volksgenossen vollkommen gleichgeachtete Stellung zu fordern. So verkündet er (3. Buch Mose, Kap. 24, V. 22): „Es soll einerlei Recht unter euch sein, dem Fremdling, wie dem Einheimischen; denn ich bin der Herr, euer Gott!"

2.

Wie es bei den Juden zu Jesu Zeit mit der Nächstenliebe in der Tat aussah, läßt uns dessen Erzählung vom barmherzigen Samariter erkennen.

Für ihr Verhalten gegenüber den Fremden, insbesondere den von ihnen besiegten und unterjochten Völkerstämmen, ist die nachstehende Schilderung recht lehrreich, die wir in Kolb's „Kulturgeschichte der Menschheit" (Seite 119) finden. Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß das alte Judentum kein Völkerrecht anerkannte und fährt dann fort:

„Schwer empfanden alle Nachbarn den Stolz und Übermut der Juden. Was gegenüber den Landsleuten verboten, war gegen die Fremden erlaubt. Neben einem unerträglichen nationalen Dünkel entwickelte sich, wie allerdings damals überhaupt bei den Stärkern, eine raffinierte Barbarei im Glücke. Der Monotheismus zeigte sich in seiner schlimmsten Gestalt. Seiner Natur und seinem Wesen nach notwendigerweise exklusiv, führte er zur grausamen Vertilgung der besiegten Andersgläubigen. Keine andere Nation und kein anderer Kultus der alten Welt waren so durchaus unduldsam und verfolgungssüchtig. Die Kanaaniter und alle andern Stämme, welche Palästina anfänglich bewohnten, sollten vertilgt werden von der Erde und dies im Namen Gottes. „Von den Völkern, deren Land dir Jehovah, dein Gott gibt, sollst du nichts, das Odem hat, leben lassen!" Darum durfte keine ihrer Städte zur Übergabe aufgefordert, kein Vertrag mit ihnen abgeschlossen werden. Und doch gehörten diese Nachbarn größtenteils der nämlichen Rasse an, wie die Jehovahanbeter, sie waren Semiten gleich ihnen. Es kommt überhaupt auch in der Folge gewöhnlich vor, daß die Juden ihre Kriegsgefangenen ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts, oft mit der ausgesuchtesten Grausamkeit, niedermetzelten. Man warf die Unglücklichen auf Dornen und zog dann den Dreschwagen über sie hin; oder man legte sie unter eiserne Sägen, Zacken und Keile und verbrannte sie hierauf in Ziegelöfen. Solche Greuel wurden nicht nur an einzelnen, sondern an der Gesamtbevölkerung ganzer Städte verübt. Eine einzige Ausnahme ward dabei häufig beobachtet: die Jungfrauen ermordete man nicht, sondern schleppte sie in die Harems, damit die Sieger ihre Lüste an ihnen befriedigen konnten. Es war ein großer Fortschritt, daß die Juden in späterer Zeit die Gefangenen wenigstens von einigen stammverwandten Völkern bloß zu Sklaven machten."

Wir haben übrigens hierüber ein Zeugnis aus dem Munde der Juden selbst, welches offenbar dazu bestimmt war, das im vorstehenden beschriebene Vorgehen mit dem Mantel gesetzesmäßiger Sittenstrenge zu verdecken und zu rechtfertigen. Die Erzählung selbst ist wohl nur zum kleinsten Teile jener Zeit angehörig, in welche

sie verlegt wird, so daß die späteren Zutaten nur den Geist ihrer Entstehungszeit widerspiegeln. Sie ist aber trotzdem für die ganze Denkungsweise des vorchristlichen Judentums äußerst charakteristisch, um so mehr, als sie seitens der berufenen Hüter des „Gesetzes" sogar in dessen geheiligte Schriften (1. Buch Mose, Kap. 34) Aufnahme fand. Wir bringen diese Erzählung nach der von Kautzsch besorgten deutschen Übersetzung (Seite 35 und 36) und bemerken, daß die gesperrt gedruckten Stellen die jahvistische Fassung, die übrigen dagegen spätere Ergänzungen derselben vorstellen sollen.

V. 1. „Als nun einst Dina, die Tochter Leas, die sie Jakob geboren hatte, ausging, um die Bewohnerinnen des Landes zu besuchen,

2. Da erblickte sie Sichem, der Sohn des Heviters Hemor, des Landesfürsten; der ergriff sie, wohnte ihr bei und vergewaltigte sie.

3. Und er hing mit ganzer Seele an Dina, der Tochter Jakobs, und gewann das Mädchen lieb und suchte, das Mädchen zu beruhigen.

4. Hierauf bat Sichem seinen Vater Hemor: Wirb für mich um dieses Mädchen, daß sie mein Weib werde!

5. Jakob aber hatte es erfahren, daß er seine Tochter Dina geschändet habe; seine Söhne aber waren mit seinem Vieh auf dem Weideplatz und Jakob unternahm nichts bis zu ihrer Rückkehr.

6. Da begab sich Hemor, der Vater Sichems, zu Jakob, um mit ihm Rücksprache zu nehmen.

7. Als nun die Söhne Jakobs vom Weideplatze kamen und es hörten, da wurden sie erbittert und gerieten in großen Zorn. Denn damit, daß er die Tochter Jakobs beschlief, hatte er getan, was als eine schwere Schandtat in Israel empfunden wurde; derartiges hätte nimmermehr geschehen sollen!

8. Und Hemor nahm das Wort und sprach zu ihnen: Mein Sohn Sichem hat sein Herz an das Mädchen aus eurer Familie gehängt; bitte, gebt sie ihm zum Weibe

9. Und verschwägert euch mit uns. Ihr gebt uns eure Töchter und nehmt euch unsere Töchter.

10. Und bleibt bei uns wohnen. Das Land soll euch offen stehen; bleibt da und zieht in ihm umher und setzt euch fest darin!

11. Sichem aber sprach zu ihrem Vater und zu ihren Brüdern: Möchte ich doch Gnade finden in euren Augen! Was ihr auch fordern mögt, ich will es geben!

12. Mögt ihr noch so viel an Morgengabe und Geschenken von mir verlangen, ich will's geben, wie ihr es von mir fordern werdet; nur gebt mir das Mädchen zum Weibe!

13. Da antworteten die Söhne Jakobs dem Sichem und seinem Vater Hemor mit Arglist . . . ., weil er ihre Schwester Dina geschändet hatte,

14. Und sprachen zu ihnen: Wir können uns nicht darauf einlassen, unsere Schwester einem Manne zu geben, der nicht beschnitten ist; denn dies gilt uns als schmachvoll.

15. Nur unter der Bedingung wollen wir euch willfahren, wenn ihr werden wollt, wie wir, indem ihr alles, was männlich ist unter euch, beschneiden laßt.

16. Dann wollen wir euch unsere Töchter geben und uns eure Töchter nehmen und wollen bei euch wohnen bleiben, damit wir zu einem Volke werden.

17. Wollt ihr aber nicht darein willigen, euch beschneiden zu lassen, so nehmen wir unsere Tochter und ziehen fort!

18. Ihr Vorschlag gefiel Hemor und Sichem, dem Sohn Hemors.

19. Und der Jüngling zögerte nicht, so zu tun; denn er hatte Gefallen an der Tochter Jakobs und er war der Angesehenste in seiner ganzen Familie.

20. Da begaben sich Hemor und sein Sohn Sichem zum (Platz am) Stadttor und redeten also zu ihren Mitbürgern:

21. Diese Männer sind friedlich gegen uns gesinnt: Laßt sie sich ansiedeln im Lande und es durchziehen; hat doch das Land Raum für sie nach allen Seiten! Ihre Töchter wollen wir uns zu Weibern nehmen und ihnen unsere Töchter geben.

22. Jedoch nur unter der Bedingung sind diese Männer willens, bei uns wohnen zu bleiben, damit wir zu einem Volke werden, wenn sich alles, was männlich ist unter uns, beschneiden läßt, wie sie selbst beschnitten sind.

23. Ihre Herden und ihre Habe und all' ihr Vieh wird (dann) uns gehören. So wollen wir ihnen doch zu Willen sein, damit sie bei uns wohnen bleiben.

24. Da fügten sie sich dem Vorschlage Hemors und seines Sohnes Sichem, so viele ihrer durch das Tor seiner Stadt aus und ein gingen und alle Männer, so viele ihrer durch das Tor seiner Stadt aus und ein gingen, ließen sich beschneiden.

25. Am dritten Tage aber, als sie wundkrank waren, da griffen die beiden Söhne Jakobs, Simeon und Levi, die Brüder der Dina, zum Schwert, überfielen die arglose Stadt und erschlugen alle Männer.

26. Auch Hemor und seinen Sohn Sichem töteten sie mit dem Schwert, holten Dina aus dem Hause Sichems, und zogen ab.

27. Die Söhne Jakobs fielen über die Erschlagenen her und plünderten die Stadt, weil man ihre Schwester geschändet hatte.

28. Ihre Schafe, Rinder, Esel und was in der Stadt und was draußen war, nahmen sie weg.

29. Und alle ihre Habe und alle ihre kleinen Kinder und ihre Weiber führten sie fort als Gefangene und plünderten dazu alles, was in den Häusern war.

30. Da sprach Jakob zu Simeon und Levi: Ihr habt mich ins Unglück gestürzt; denn ihr habt mich verhaßt gemacht bei den Bewohnern des Landes, den Kanaanitern und Pheresitern, während ich doch nur wenig Leute unter mir habe; wenn sie sich nun wider mich zusammenrotten und mich besiegen, so werde ich samt meiner Familie vernichtet werden.

31. Da erwiderten sie: Durfte er unsere Schwester wie eine Hure behandeln?"

Mag diese Erzählung auch erst spät in dieser erweiterten Form in die heiligen Schriften Eingang gefunden haben, so legt sie doch vom Geiste ihrer Redaktoren Zeugnis ab, der uns wieder seinerseits den tiefen sittlichen Verfall des jüdischen Volkes jener Zeit in einer geradezu erschreckenden Deutlichkeit zu erkennen gibt.

Wie wenig sich endlich die Juden um die im mosaischen Gesetze so nachdrücklich betonte Fürsorge für die Witwen und Waisen kümmerten, läßt uns ein Zornesruf Jesu gegen die Pharisäer erkennen (Lukas, Kapitel 20, V. 47, und Markus, Kapitel 12, V. 40): „Sie fressen der Witwen Häuser und wenden lange Gebete vor. Die werden desto schwerere Verdammnis empfangen!"

3.

Diesen jeder wahren Religiosität und echten Sittlichkeit geradezu Hohn sprechenden Zuständen gegenüber trat nun Jesus mit der Forderung hervor, wieder auf Moses und die Propheten zurückzugreifen und in ihrem Geiste eine Erneuerung des ganzen Volkslebens vorzunehmen. So versichert er seine Zuhörer (Matthäus, Kapitel 5):

V. 17. „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht kommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen.

18. Denn ich sage euch wahrlich: Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Tüttel vom Gesetze, bis daß es alles geschehe."

Das Wort „Tüttel" würden wir nach unserem heutigen Sprachgebrauche wohl am besten mit „Schriftzeichen" übersetzen.

Als erstes und wichtigstes Gebot des Gesetzes betrachtet Jesus jenes der Gottes- und Nächstenliebe. Er legt es ganz im Sinne seiner eigenen Denkungs- und Handlungsweise aus: „Alles nun, das ihr wollet, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch, das ist das Gesetz und die Propheten!" (Matthäus, Kap. 7, V. 12). Ebenso antwortet er einem Pharisäer auf die Frage, welches das vornehmste Gebot im Gesetze sei (Matthäus, Kap. 22):

V. 37. „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte.

38. Dies ist das vornehmste und größte Gebot.

39. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst.

40. In diesen zwei Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten."

Wie sollte aber eine solche Gottes- und Nächstenliebe bei einem Volke Wurzel fassen, dem jedes wahre religiöse Denken und Fühlen schon von Jugend auf durch eine Flut von Lippengebeten und anderen zeitraubenden Äußerlichkeiten benommen wurde? Dieser Gedanke tritt uns in dem von Jesus den Pharisäern entgegengehaltenen Sittenspiegel entgegen (Matthäus, Kap. 15):

V. 7. „Ihr Heuchler, es hat wohl Jesaias von euch geweissaget und gesprochen:

8. Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen; aber ihr Herz ist ferne von mir;

9. Aber vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts, denn Menschengebote sind."

Einer solchen, rein äußerlich veranlagten religiösen Denkungsweise mußte naturgemäß jede Empfindung für die Erhabenheit und Wahrheit der von Jesus über Gottes- und Nächstenliebe verkündeten Lehre gänzlich mangeln. Diese kommt in den von Matthäus (Kap. 5) wiedergegebenen Mahnworten in der edelsten Form zum Ausdruck:

V. 43. „Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen.

44. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen;

45. Auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel; denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

46. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Tun nicht dasselbe auch die Zöllner?

47. Und so ihr euch nur zu euren Brüdern freundlich tut, was tut ihr Sonderliches? Tun nicht die Zöllner auch also?

48. Darum sollt ihr vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist."

Um diese Stelle richtig aufzufassen, muß man in Erwägung ziehen, daß Jesus in derselben auf die Bestimmung des mosaischen Gesetzes (Buch 3, Kap. 24) Bezug nimmt, welche lautet:

V. 19. „Wer seinen Nächsten verletzt, dem soll man tun, wie er getan hat;

V. 20. Schade um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn; wie er hat einen Menschen verletzt, so soll man ihm wieder tun."

Daran anknüpfend, lehrt Jesus (Matthäus, Kap. 5):

V. 38. „Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

V. 39. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern, so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar.

40. Und so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel.

41. Und so dich jemand nötiget eine Meile, so gehe mit ihm zwei.

42. Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will."

Es folgen nun die oben wiedergegebenen Verse 43 bis 48.

Hienach wäre Jesus, wenn wir nur den Wortlaut in das Auge fassen und vom Schlußsatze ganz absehen wollten, in der praktischen Nutzanwendung seiner Lehre wohl etwas zu weit gegangen, da ja die Betätigung solcher Grundsätze jede selbstbewußte Manneswürde und jede keusche Weibesscham geradezu ausschließen würde. Daß der Sinn dieser Worte aber jedenfalls ein anderer ist, ergibt sich am besten aus dem eigenen Verhalten Jesu selbst dem Diener des Hohenpriesters gegenüber, der ihm wegen angeblich ungebührlicher Ausdrucksweise bei der Einvernahme einen Backenstreich versetzt hat. Jesus weist dieses ungebührliche Benehmen mit den Worten zurecht (Johannes, Kap. 18, V. 23):

„Hab' ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei, hab' ich aber recht geredet, was schlägst du mich?"

Man beachte überdies die Tatsache, daß Lukas Jesu Ratschläge mit dem Gebote der Nächstenliebe in ganz anderer Weise

verflicht, als dies bei Matthäus der Fall ist. Lukas kommt auf diesen Gegenstand im Kapitel 6 zu sprechen:

V. 27. „Aber ich sage euch, die ihr zuhöret: Liebet eure Feinde; tut denen wohl, die euch hassen;

28. Segnet die, so euch verfluchen; bittet für die, so euch beleidigen.

29. Und wer dich schläget auf einen Backen, dem biete den andern auch dar; und wer dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht auch den Rock.

30. Wer dich bittet, dem gib; und wer dir das Deine nimmt, da fordere es nicht wieder.

31. Und wie ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, also tut ihnen gleich auch ihr.

32. Und so ihr liebet, die euch lieben, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder lieben auch ihre Liebhaber.

33. Und wenn ihr euren Wohltätern wohltut, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder tun dasselbige auch.

34. Und wenn ihr leihet, von denen ihr hoffet zu nehmen, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder leihen den Sündern auch, auf daß sie Gleiches wiedernehmen.

35. Vielmehr liebet eure Feinde; tut wohl und leihet, daß ihr nichts dafür hoffet, so wird euer Lohn groß sein und werdet Kinder des Allerhöchsten sein; denn er ist gütig über die Undankbaren und Boshaftigen.

36. Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist!"

In diesem Zusammenhang betrachtet, gewinnen Jesu Worte einen wesentlich gemilderten Charakter. Sie lassen uns deutlich erkennen, daß derselbe mit seinen zu Geduld und Sanftmut auffordernden Worten nichts anderes beabsichtigte, als den Geboten der strengen Rechtlichkeit jene der verzeihenden **Barmherzigkeit** gegenüberzustellen. Für die letztere solle der Grundsatz maßgebend sein, daß man Gleiches nicht mit Gleichem vergelten dürfe. Es ergibt sich dies auch aus dem Inhalte der nächstfolgenden Verse, welche mit der Mahnung beginnen: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!"

4.

Jesu Stellung zum Gebot der Nächstenliebe kommt auch in seinem Verhalten gegenüber den Andersgläubigen zum Ausdruck. Auch hierin war er weit davon entfernt, sein religiöses Empfinden in einer überschwänglichen Gefühlsduselei aufgehen zu lassen. Hat er doch im Anfange seiner Lehrtätigkeit kein Bedenken getragen, diese auf seine engsten Glaubensgenossen zu beschränken und alle übrigen, insbesondere die Heiden, von den Segnungen seiner Heilsbotschaft auszuschließen. Er fühlte sich eben ganz und gar als ein rechtgläubiger Jude, für den es kein höheres Ziel geben konnte, als sein Volk aus den Banden seiner Feinde und aus Not und Elend zu befreien. Hiezu war vor allem innere Umkehr nötig, es mußte Wahrheit an die Stelle von Heuchelei, lebendiges Empfinden an die Stelle starren Buchstabendienstes treten.

Am „Gesetze" selbst wollte Jesus bekanntlich anfangs nicht gerüttelt wissen. Erst später, als er mit seinem eigenen Volke und den berufenen Vertretern des „Gesetzes" die bittersten Erfahrungen gemacht hatte, scheint derselbe nach beiden Richtungen hin, sowohl was die Berufung zu seiner Heilsbotschaft, als auch, was die Umschreibuug ihres Inhaltes betrifft, etwas weiter gegangen zu sein.

Zunächst hielt er indes an der Ausschließung aller Andersgläubigen, vor allem also der Heiden, ganz entschieden fest. So erklärt sich seine Weisung bei Aussendung der zwölf Apostel (Matthäus, Kap. 10):

V. 5. Gehet nicht auf der Heiden Strasse und ziehet nicht in der Samariter Städte,

6. Sondern gehet hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel!

7. Gehet aber und prediget und sprechet: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!

8. Machet die Kranken gesund, reiniget die Aussätzigen, wecket die Todten auf, treibet die Teufel aus. Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es auch!"

Noch schärfer tritt dieser Gesichtspunkt in dem Verhalten

Jesu gegenüber dem kananäischen Weibe hervor, worüber Matthäus im 15. Kapitel berichtet:

V. 21. „Und Jesus ging aus von dannen, und entwich in die Gegend von Tyrus und Sidon.

22. Und siehe, ein kananäisch Weib ging aus derselbigen Grenze und schrie ihm nach und sprach: Ach Herr, du Sohn Davids, erbarme dich mein! Meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt.

23. Und er antwortete ihr kein Wort. Da traten zu ihm seine Jünger, baten ihn und sprachen: Laß sie doch von dir, denn sie schreiet uns nach.

24. Er antwortete aber und sprach: Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen von dem Hause Israel.

25. Sie kam aber und fiel vor ihm nieder und sprach: Herr, hilf mir!

26. Aber er antwortete und sprach: Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde.

27. Sie sprach: Ja, Herr, aber doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herrn Tisch fallen.

28. Da antwortete Jesus und sprach zu ihr: „O Weib, dein Glaube ist groß! Dir geschehe, wie du willst! Und ihre Tochter ward gesund zu derselbigen Stunde."

Markus schildert den Vorfall im 7. Kapitel in folgender Weise:

V. 24. „Und er stund auf und ging von dannen in die Grenze von Tyrus und Sidon; und ging in ein Haus und wollte es niemand wissen lassen und konnte doch nicht verborgen sein.

25. Denn ein Weib hatte von ihm gehört, welcher Töchterlein einen unsaubern Geist hatte und sie kam und fiel nieder zu seinen Füßen;

26. (Und es war ein griechisch Weib aus Syrophönizien) und sie bat ihn, daß er den Teufel von ihrer Tochter austriebe.

27. Jesus aber sprach zu ihr: Laß zuvor die Kinder satt werden; es ist nicht fein, daß man der Kinder Brot nehme und werfe es vor die Hunde.

28. Sie antwortete aber und sprach zu ihm: Ja, Herr; aber doch essen die Hündlein unter dem Tisch von den Brosamen der Kinder.

29. Und er sprach zu ihr: Um des Worts willen, so gehe hin; der Teufel ist von deiner Tochter ausgefahren.

30. Und sie ging hin in ihr Haus und fand, daß der Teufel war ausgefahren und die Tochter auf dem Bette liegend."

Nicht nur die bitteren Erfahrungen bei den eigenen Volksgenossen, sondern auch der Umstand, daß Jesus bei den Heiden nicht selten eine größere Glaubenskraft vorfand, als in den jüdischen Kreisen, mag ihn den Heiden gegenüber allmählich etwas milder gestimmt haben. Darauf läßt wenigstens sein Entgegenkommen auf die Bitte eines römischen Hauptmanns schließen, worüber uns Lukas im 7. Kapitel berichtet:

V. 1. „Nachdem er aber vor dem Volk ausgeredet hatte, ging er gen Kapernaum.

2. Und eines Hauptmanns Knecht lag totkrank, den er wert hielt.

3. Da er aber von Jesus hörte, sandte er die Ältesten der Juden zu ihm und bat ihn, daß er käme und seinen Knecht gesund machte.

4. Da sie aber zu Jesus kamen, baten sie ihn mit Fleiß und sprachen: Er ist es wert, daß du ihm das erzeigest;

5. Denn er hat unser Volk lieb und die Schule hat er uns erbauet.

6. Jesus aber ging mit ihnen hin. Da sie aber nun nicht ferne von dem Hause waren, sandte der Hauptmann Freunde zu ihm, und ließ ihm sagen: Ach, Herr, bemühe dich nicht; ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehest;

7. Darum ich auch mich selbst nicht würdig erachtet habe, daß ich zu dir käme; sondern sprich ein Wort, so wird mein Knabe gesund.

8. Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit untertan und habe Kriegsknechte unter mir und spreche zu einem: Gehe hin! so gehet er hin, und zum andern: Komm her! so kommt er; und zu meinem Knecht! Tu das! so tut er's.

9. Da aber Jesus das hörte, verwunderte er sich sein und wandte sich um und sprach zu dem Volk, das ihm nachfolgte: Ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden!

10. Und da die Gesandten wiederum nach Hause kamen, fanden sie den kranken Knecht gesund."

Matthäus bringt diesen Bericht in einer sehr bemerkenswerten, viel weitergehenden Form. Danach hätte Jesus seinen Worten: „Wahrlich ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden!" — die Verheißung beigefügt — (Kap. 8):

V. 11. „Aber ich sage euch: Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen;

12. Aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen in die Finsternis hinaus; da wird sein Heulen und Zähneklappern."

Dieser Zusatz klingt indessen ganz unglaubwürdig und ist offenbar Jesu Reden vom Reiche Gottes, welche wir an anderer Stelle behandeln, entnommen.

Der Gedanke, daß auch die Heiden des von ihm verkündeten Heiles teilhaft werden sollten, dürfte in Jesu überhaupt keine tiefere Wurzel gefaßt haben. Nach der Verheißung im Matthäus-Evangelium (Kap. 24, V. 14) möchte man dies allerdings vermuten. Hienach stellte Jesus bei Besprechung der am Ende der Welt zu gewärtigenden Ereignisse unter anderem in Aussicht:

„Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reiche in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen!" Ähnlich bei Markus (Kap. 13, V. 10): „Und das Evangelium muß zuvor verkündiget werden unter alle Völker!"

Diese Äußerungen sind offenkundig spätere Zutaten, da ja Jesus, wie wir später sehen werden, seiner Wiederkunft in nächster Zeit entgegensah und daher gar nicht daran denken konnte, bis dahin das Evangelium unter alle Völker verbreitet zu finden. Wohl aber dürfen wir als sicher annehmen, daß er in dem Augenblicke, da er für die Wahrheit der von ihm verkündeten Lehre mit dem eigenen Leben Zeugnis gab, die zweifellose Gewißheit mit sich

in das Grab nahm, daß der durch ihn vermittelten göttlichen Heilsbotschaft dereinst der Siegeszug durch die ganze weite Welt beschieden sei.

Selbstverleugnung und innere Umkehr.

Innig verwoben mit dem Gebote der Nächstenliebe erscheint bei Jesus jenes der Gottesliebe, das vor allem die vertrauensvolle Hingabe des einzelnen Menschen an Gott und die unbedingte Unterordnung unter seinen Willen fordert. Eine solche ist aber wieder ohne volle Selbstverleugnung und Hintansetzung aller eigenen Wünsche undenkbar. Daraus ergibt sich denn die Pflicht der Selbstverleugnung, welche Jesus bei jeder Gelegenheit auf das entschiedenste betont und von der er uns selbst ein leuchtendes Beispiel hinterlassen hat. Seine Nachfolge ist so gleichbedeutend mit der vollen Hingabe an die von Gott gesetzte Lebensaufgabe geworden. So ermahnt auch Jesus seine Jünger (Matthäus, Kap. 16):

V. 24. „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir.

25. Denn, wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.

26. Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder, was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?"

Denselben Gedanken finden wir bei Jesus auch mit dem Opfergedanken verquickt. So bei Matthäus (Kap. 20, V. 28): „Gleichwie des Menschen Sohn ist nicht kommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele."

Da aber eine solche Selbstverleugnung nicht zu erreichen ist, solange das Herz an den irdischen Sorgen und Gütern hängt, verlangt Jesus von seinen Jüngern, daß sie ihr Herz von solchen Sorgen befreien und sich von denselben lossagen sollen, denn:

„Wo der Schatz ist, da ist auch das Herz!" Erst durch eine solche Entsagung sei es möglich, Herz und Sinn für gottgefällige Gedanken und Empfindungen frei zu machen und so ein Himmelreich im Innersten des Menschen selbst zu schaffen. In diesem Sinne äußerte sich Jesus nach Lukas (Kap. 17) auf die Frage der Pharisäer, wann das Reich Gottes komme:

V. 20. „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden;

21. Man wird auch nicht sagen: Siehe, hie, oder: da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch."

Ein solches inwendiges Gottesreich setzt aber notwendig die vollkommene innere Umkehr des um dasselbe ringenden Sünders voraus. Diese ist aber wieder ohne reuige Buße nicht zu erreichen. Jesus bewertet deshalb letztere so hoch, daß er versichert, im Himmel sei über einen reumütigen Sünder mehr der Freude, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Der ewige Lohn.

Neben den bisher dargelegten Gesichtspunkten tritt uns bei Jesus noch ein weiterer entgegen, der wohl für die Ausbreitung seiner Lehre ausschlaggebend geworden ist, nämlich jener des ewigen Lohnes. Dieser brachte ihn zum mosaischen Gesetze insoferne in einen scharfen Gegensatz, als dieses den auch von ihm in Aussicht gestellten Lohn auf dem Boden dieser Erde und im Rahmen der von ihr gebotenen Glücksgüter noch in diesem zeitlichen Leben erwarten läßt. Daher denn auch die das Judentum geradezu typisch kennzeichnende Jagd nach irdischen Gütern und nach irdischem Wohlergehen. „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr, dein Gott gibt!" So lautet bekanntlich eines der uns geläufigsten zehn Gebote Gottes.

So befiehlt auch Moses im 5. Buche, 6. Kapitel:

V. 1. „Dies sind aber die Gesetze und Gebote und Rechte, die der Herr, euer Gott, geboten hat, daß ihr sie lernen und tun sollt im Lande, dahin ihr ziehet, dasselbe einzunehmen;

2. Daß du den Herrn, deinen Gott, fürchtest und haltest alle seine Rechte und Gebote, die ich dir gebiete, du und deine Kinder und deine Kindeskinder alle eure Lebtage, auf daß ihr lange lebet.

3. Israel, du sollst hören und behalten, daß du es tust, daß dir's wohlgehe und sehr vermehret werdest, wie der Herr, deiner Väter Gott, dir verheißen hat ein Land, da Milch und Honig innen fleußt.

4. Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Herr."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

16. „Ihr sollt den Herrn, euren Gott, nicht versuchen, wie ihr ihn versuchtet zu Massa;

17. Sondern sollt halten die Gebote des Herrn, eures Gottes, und seine Zeugnisse und seine Rechte, die er geboten hat.

18. Daß du tust, was recht und gut ist vor den Augen des Herrn, auf daß dir's wohlgehe und hineinkommest und einnehmest das gute Land, das der Herr geschworen hat deinen Vätern.

19. Daß er verjage alle deine Feinde vor dir, wie der Herr geredet hat."

Ebenso im gleichen Buche, Kapitel 7:

V. 12. „Und, wenn ihr diese Rechte höret und haltet sie und darnach tut, so wird der Herr, dein Gott, auch halten den Bund und Barmherzigkeit, die er deinen Vätern geschworen hat.

13. Und wird dich lieben und segnen und mehren und wird die Frucht deines Leibes segnen und die Frucht deines Landes, dein Getreide, Most und Öl, die Früchte deiner Kühe und die Früchte deiner Schafe auf dem Lande, das er deinen Vätern geschworen hat, dir zu geben.

14. Gesegnet wirst du sein über allen Völkern. Es wird niemand unter dir unfruchtbar sein, noch unter deinem Vieh.

15. Der Herr wird von dir tun alle Krankheit und wird keine böse Seuche der Ägypter dir auflegen, die du erfahren hast; und wird sie allen deinen Hassern auflegen.

16. Du wirst alle Völker verzehren, die der Herr, dein Gott, dir geben wird. Du sollst ihrer nicht schonen und ihren Göttern nicht dienen; denn das würde dir ein Strick sein!"

Irdischer Wohlstand und irdische Herrschaft gelten so dem mosaischen Gesetz als das höchste, überhaupt erstrebenswerte Ziel. Hiebei spielt nicht nur die Fruchtbarkeit des Weibes und des Viehes, eine für unseren Geschmack etwas seltsame Zusammenstellung, sondern vor allem auch ein hohes Alter eine besonders begehrenswerte Rolle. Darum verheißt auch Jahve seinem Volke nach dem 2. Buch Mose, Kapitel 23, V. 26: „Es soll nichts Unträchtiges, noch Unfruchtbares sein in deinem Lande und will dich lassen alt werden!"

Dieser nur auf das zeitliche, irdische Glück beschränkten Richtung gegenüber vertritt nun Jesus den Gedanken, daß der für die Befolgung der göttlichen Gebote zu gewärtigende Lohn nicht auf dieser Welt, sondern erst in einer anderen, künftigen Welt zur Auszahlung gelangen werde. Diese künftige Welt sei das Himmelreich. Damit sollte aber die Hoffnung auf einen unmittelbaren, irdischen Lohn keineswegs ausgeschlossen sein. Dies geht deutlich aus Jesu ausdrücklicher Versicherung hervor: „Es ist niemand, der ein Haus verläßt oder Eltern oder Brüder oder Weib oder Kinder um des Reiches Gottes willen, der es nicht vielfältig wieder empfange in dieser Zeit und in der zukünftigen Welt das ewige Leben." (Lukas, Kap. 18, V. 29 und 30.)

Das Gleiche soll wohl auch die Mahnung zu erkennen geben, die wir bei Lukas (Kap. 12) finden:

V. 29. „Fraget nicht darnach, was ihr essen oder was ihr trinken sollt und fahret nicht hoch her.

30. Nach solchem allem trachten die Heiden in der Welt; aber euer Vater weiß wohl, daß ihr des bedürfet.

31. Doch trachtet nach dem Reiche Gottes, so wird euch das alles zufallen."

Das Himmelreich ist hienach ohne jede Sorge um die Befriedigung der irdischen Bedürfnisse vor allem andern zu erstreben. Diesen Gedanken finden wir bei Matthäus (Kap. 6) weiter ausgeführt:

V. 19. „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen.

20. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten, noch Rost fressen und da die Diebe nicht nachgraben, noch stehlen.

21. Denn, wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz!"

Ähnlich im Kap. 19, V. 21: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben und komm' und folge mir nach!"

Jesus betrachtet demnach die guten Werke des einzelnen Menschen als eine Art Anlagekapital, dessen Früchte er in der zu gewärtigenden, unvergänglichen Welt dereinst zu genießen Gelegenheit haben wird. So spricht er sich auch gelegentlich eines Gastmahles seinem Gastgeber, einem Obersten der Pharisäer gegenüber, dahin aus (Lukas, Kap. 14):

V. 12. „Wenn du ein Mittags- oder Abendmahl machest, so lade nicht deine Freunde, noch deine Brüder, noch deine Gefreundten, noch deine Nachbarn, die da reich sind, auf daß sie dich nicht etwa wieder laden und dir vergolten werde;

13. Sondern, wenn du ein Mahl machest, so lade die Armen, die Krüppel, die Lahmen, die Blinden,

14. So bist du selig; denn sie haben's dir nicht zu vergelten; es wird dir aber vergolten werden in der Auferstehung der Gerechten."

Die Bemessung des dem einzelnen zukommenden Lohnes soll nach seinen Werken erfolgen.

„Denn es wird geschehen, daß des Menschen Sohn komme in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln; und alsdann wird er einem jeglichen vergelten nach seinen Werken." (Matthäus, Kap. 16, V. 27.)

„Gebet, so wird euch gegeben. Ein volles, gedrücktes, gerütteltes und überflüssiges Maß wird man in euern Schoß geben; denn eben mit dem Maße, damit ihr messet, wird man euch wieder messen!" (Lukas, Kap. 6, V. 38.)

Die ausgleichende Gerechtigkeit.

Auf dem Grundgedanken des ewigen Lohnes baute Jesus nun den weiteren, sozial hochbedeutenden Gedanken der **ausgleichenden Gerechtigkeit** auf. Seine diesfälligen Ausführungen greifen immer wieder auf die grundlegende Frage des ewigen Lohnes und der ewigen Strafe zurück. Aus deren Beantwortung ergibt sich für Jesus die unzweifelhafte Folgerung, daß in dem zu gewärtigenden Himmelreich diejenigen, welche auf dieser Welt um des Himmelreiches willen Leiden und Entbehrungen aller Art ertragen haben, dereinst an der ewigen Freude Anteil haben werden. Jesus geht sogar noch weiter und stellt den Reichen, welche erfahrungsmäßig wenig Sorge für ihr ewiges Heil zu haben pflegen, geradezu die Ausschließung von dem Himmelreich in Aussicht. Er kleidet diese Warnung in das sehr anschauliche Gleichnis, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Himmelreich gelange. So werde es kommen, daß viele von denen, die heute die ersten sind, die letzten und umgekehrt viele von jenen, welche heute die letzten sind, die ersten sein werden.

Für die Erlangung des Himmelreiches gibt es nach Jesus ohne jedwedes Ansehen der Person und ihrer zeitlichen Lebensstellung, nur eine einzige, unerläßliche Bedingung: die Erfüllung der göttlichen Gebote.

„Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel!“ (**Matthäus**, Kap. 7, V. 21.)

Nur auf einer solchen Grundlage konnte der frohe Jubelruf die Welt durchdringen (**Matthäus**, Kap. 5):

V. 3. „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich!

4. Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden!

5. Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen!

6. Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden!

7. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!

8. Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

9. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden!

10. Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolget werden, denn das Himmelreich ist ihrer!

11. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles wider euch, so sie daran lügen!

12. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden! Denn also haben sie verfolget die Propheten, die vor euch gewesen sind."

Nach Lukas (Kap. 6) verband Jesus damit die nachstehenden Drohworte:

V. 24. „Aber dagegen wehe euch Reichen! Denn ihr habt euren Trost dahin!

25. Wehe euch, die ihr voll seid, denn euch wird hungern! Wehe euch, die ihr hier lachet, denn ihr werdet weinen und heulen!

26. Wehe euch, wenn euch jedermann wohl redet! Desgleichen taten ihre Väter den falschen Propheten auch!"

Der laute Widerhall, den diese inhaltsschweren Worte in Tausenden und Abertausenden von leidbeladenen Herzen fanden, ist bekannt. Sie wurden zur frohen Botschaft einer neuen Zeit, zu einem „Evangelium" im wahren Sinne des Wortes, und trugen die geheimnisvolle Kraft in sich, auf den Trümmern einer alten, vermodernden Kultur eine neue, von jugendlicher Geistesglut beseelte aufzurichten.

Auferstehung und Weltgericht.

1.

Je mehr sich Jesus mit dem Gedanken seines unvermeidlichen Opfertodes beschäftigte, desto lebendiger wurde in ihm die bald durch nichts mehr zu erschütternde Überzeugung, daß er bald nach seinem Tode in aller Pracht und Herrlichkeit auf diese Erde wiederkehren werde. Diese Wiederkehr sollte in einer Auferstehung zu ewigem Leben bestehen, in dem er selbst nicht nur die Leiden und Entbehrungen seines prüfungsreichen ersten Erdenwallens belohnt finden, sondern zudem allen anderen Gerechten den von ihnen verdienten Lohn zuzusprechen und den Ungerechten die ihnen gebührende Strafe zu bestimmen berufen sein werde. Jesus faßte diesen Gedanken in das Gleichnis, daß er die guten Früchte des von ihm bebauten Ackers um sich sammeln, die schlechten dagegen verwerfen werde (Matthäus, Kap. 13):

V. 37. „Des Menschen Sohn ist's, der da guten Samen säet.

38. Der Acker ist die Welt. Der gute Same sind die Kinder des Reichs. Das Unkraut sind die Kinder der Bosheit.

39. Der Feind, der sie säet, ist der Teufel. Die Ernte ist das Ende der Welt. Die Schnitter sind die Engel.

40. Gleichwie man nun das Unkraut ausjätet und mit Feuer verbrennet, so wird's auch am Ende dieser Welt gehen.

41. Des Menschen Sohn wird seine Engel senden und sie werden sammeln aus seinem Reich alle Ärgernisse und die da Unrecht tun.

42. Und werden sie in den Feuerofen werfen; da wird sein Heulen und Zähneklappern.

43. Dann werden die Gerechten leuchten, wie die Sonne, in ihres Vaters Reich. Wer Ohren hat, zu hören, der höre!"

Über die näheren Vorgänge bei seiner Wiederkunft äußerte sich Jesus nach Matthäus, Kap. 25, folgendermaßen:

V. 31. „Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhle seiner Herrlichkeit.

32. Und werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, gleich als ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet.

33. Und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken.

34. Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist vom Anbeginn der Welt!

35. Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mich getränket. Ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich beherberget.

36. Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht. Ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen.

37. Dann werden ihm die Gerechten antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dich gespeiset? Oder durstig und haben dich getränket?

38. Wann haben wir dich einen Gast gesehen und beherberget? Oder nackt und haben dich bekleidet?

39. Wann haben wir dich krank oder gefangen gesehen und sind zu dir gekommen?

40. Und der König wird antworten und sagen zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem unter diesen meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan!

41. Dann wird er auch sagen zu denen zur Linken: Gehet hin von mir ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln!

42. Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich nicht gespeiset. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mich nicht getränket.

43. Ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich nicht beherberget. Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich nicht bekleidet. Ich bin krank und gefangen gewesen und ihr habt mich nicht besucht.

44. Da werden sie ihm auch antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig oder durstig oder einen Gast oder nackt oder krank oder gefangen gesehen und haben dir nicht gedienet?

45. Dann wird er ihnen antworten und sagen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan!

46. Und sie werden in die ewige Pein gehen; aber die Gerechten in das ewige Leben."

Daß es sich hiebei keineswegs bloß um eine Scheidung zwischen Guten und Bösen ohne jedwede Zwischenstufe handeln sollte, entnahmen wir bereits Matthäus im 16. Kapitel, Vers 27: „Denn es wird geschehen, daß des Menschen Sohn komme in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln; und alsdann wird er einem jeglichen vergelten nach seinen Werken."

Hienach soll nicht nur der Lohn für die Gerechten nach Maßgabe ihres Verdienstes, sondern auch die Strafe für die Ungerechten nach der Größe des von ihnen abzubüßenden Verschuldens zur Bemessung kommen.

2.

Der von Jesus vertretene Gedanke eines künftigen Weltgerichtes ist an sich keineswegs neu. Wir begegnen ihm auch schon im Alten Testamente, so unter den Weissagungen des Propheten Maleachi, mit denen die prophetischen Schriften abschließen (Kapitel 3):

V. 13. „Ihr redet hart wider mich, spricht der Herr. So sprecht ihr: „Was reden wir wider dich?"

14. Damit, daß ihr sagt: Es ist umsonst, daß man Gott dienet; und was nützet es, daß wir sein Gebot halten und hart Leben vor dem Herrn Zebaoth führen?

15. Darum preisen wir die Verächter; die Gottlosen nehmen zu, sie versuchen Gott und gehet ihnen alles wohl hinaus.

16. Aber die Gottesfürchtigen trösten sich untereinander also: Der Herr merkt's und höret's und ist vor ihm ein Denkzettel geschrieben für die, so den Herrn fürchten und an seinen Namen gedenken.

17. Sie sollen, spricht der Herr Zebaoth, des Tages, den ich machen will, mein Eigentum sein; und ich will ihrer schonen, wie ein Mann seines Sohnes schont, der ihm dienet.

18. Und ihr sollt dagegen wiederum sehen, was für ein Unterschied sei zwischen dem Gerechten und Gottlosen und zwischen dem, der Gott dienet, und dem, der ihm nicht dienet.

19. Denn siehe, es kommt ein Tag, der brennen soll wie ein Ofen; da werden alle Verächter und Gottlosen Stroh sein und der künftige Tag wird sie anzünden, spricht der Herr Zebaoth, und wird ihnen weder Wurzel, noch Zweig lassen.

20. Euch aber, die ihr meinen Namen fürchtet, soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit und Heil unter ihren Flügeln; und ihr sollt aus- und eingehen und hüpfen, wie die Mastkälber.

21. Ihr werdet die Gottlosen zertreten; denn sie sollen Asche unter euren Füßen werden des Tages, den ich machen will, spricht der Herr Zebaoth.

22. Gedenkt des Gesetzes Moses, meines Knechts, das ich ihm befohlen habe auf dem Berge Horeb an das ganze Israel samt den Geboten und Rechten.

23. Siehe, ich will euch senden den Propheten Elias, ehe denn da komme der große und schreckliche Tag des Herrn.

24. Der soll das Herz der Väter bekehren zu den Kindern und das Herz der Kinder zu ihren Vätern, daß ich nicht komme und das Erdreich mit dem Banne schlage."

Zwischen dieser Prophezeihung und der Lehre Jesu über das künftige Weltgericht besteht aber doch ein wesentlicher Unterschied. Während nämlich hier die Sendung des Propheten Elias in Aussicht gestellt wird, ehe das Weltgericht zu gewärtigen ist, bezeichnet Jesus bereits, unter Bezugnahme auf diese Weissagung, Johannes als den in derselben angekündigten Elias, wogegen er sich selbst als den verheißenen Messias bekennt, der ohne jeden weiteren Vorgänger berufen erscheint, das unmittelbar bevorstehende Weltgericht zu verkünden und in diesem als Richter über alle Lebendigen und Toten zu erscheinen. Dies bezeuget seine Antwort nach der Verklärung auf dem Berge gegenüber den ihn begleitenden Jüngern Petrus, Jakobus und Johannes, auf deren Frage, was denn

die Behauptung der Schriftgelehrten, Elias müsse zuvor kommen, zu bedeuten habe. Jesus entgegnete darauf nach Matthäus (Kap. 17):

V. 11. „Elias soll ja zuvor kommen und alles zurecht bringen.

12. Doch ich sage euch: Es ist Elias schon kommen und sie haben ihn nicht erkannt, sondern haben an ihm getan, was sie wollten. Also wird auch des Menschen Sohn leiden müssen von ihnen."

Matthäus fügt hinzu:

V. 13. „Da verstanden die Jünger, daß er von Johannes dem Täufer zu ihnen geredet hatte."

Bei einer anderen Gelegenheit, da Jesus auch auf Johannes und die Weissagung des Malachias zu sprechen kam (Matthäus, Kap. 11) machte er allerdings eine, die Eigenschaft des Johannes als Elias einigermaßen in Zweifel ziehende Bemerkung:

V. 13. „Alle Propheten und das Gesetz haben geweissagt bis auf Johannes.

14. Und (so ihr's wollt annehmen): Er ist Elias, der da soll zukünftig sein!"

Jesus scheint demnach selbst von der Elias-Eigenschaft des Johannes nicht ganz überzeugt gewesen zu sein und wollte dieselbe offenbar nur in dem Sinne verstanden wissen, daß er selbst keineswegs blos der Elias, sondern bereits der verheißene Messias selbst sei, der ohne jede weitere Mittelsperson, also unmittelbar, berufen sei, das Weltgericht zu verkünden und durchzuführen.

Die Erwartung dieses Weltgerichtes und der ihm vorhergehenden Auferstehung treffen wir auch in einer Weissagung des Propheten Daniel (Kap. 12):

V. 1. „Zur selbigen Zeit wird der große Fürst Michael, der für die Kinder deines Volkes stehet, sich aufmachen. Denn es wird eine solche trübselige Zeit sein, als sie nicht gewesen ist, seit daß Leute gewesen sind bis auf dieselbige Zeit. Zur selbigen Zeit wird dein Volk errettet werden, alle, die im Buch geschrieben stehen.

2. Und viele, so unter der Erde schlafen liegen, werden aufwachen; etliche zum ewigen Leben, etliche zu ewiger Schmach und Schande.

3. Die Lehrer aber werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich."

Bemerkenswert ist auch, daß Paulus in seiner Verteidigungsrede vor dem Landpfleger Felix ausdrücklich erklärt, daß die Juden selbst die Auferstehung der Toten, sowohl der Gerechten, wie der Ungerechten erwarten (Apostelgeschichte, Kap. 24):

V. 14. „Das bekenne ich aber dir, daß ich nach diesem Wege, den sie eine Sekte heißen, diene also dem Gott meiner Väter, daß ich glaube allem, was geschrieben stehet im Gesetze und in den Propheten,

15. Und habe die Hoffnung zu Gott, auf welche auch sie selbst warten, nämlich, daß zukünftig sei die Auferstehung der Toten, beide, der Gerechten und Ungerechten.

16. Dabei aber übe ich mich, zu haben ein unverletzt Gewissen allenthalben, beide, gegen Gott und die Menschen."

Ebenso kommt Paulus vor dem Landpfleger Festus und dem Könige Agrippa auf diesen Gegenstand zu sprechen (Apostelgeschichte, Kap. 26):

V. 22. „Aber durch Hilfe Gottes ist mir gelungen und stehe bis auf diesen Tag und zeuge beiden, dem Kleinen und Großen, und sage nichts außer dem, das die Propheten gesagt haben, daß es geschehen sollte, und Moses:

23. Daß Christus sollte leiden und der erste sein aus der Auferstehung von den Toten und verkündigen ein Licht dem Volk und den Heiden."

Die Tatsache, daß die Evangelien selbst den Hinweis enthalten, daß die Pharisäer für die Auferstehung eintraten, die Sadduzäer aber dieselbe in Abrede stellten, dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen.

Die Form aber, in welcher Jesus für den Glauben an die Auferstehung den Sadduzäern gegenüber eintrat, scheint uns bisher weniger allgemein beachtet worden zu sein. Jesus beruft sich hiebei auf die heilige Schrift und sagt (Markus, Kap. 12):

V. 26. „Aber von den Toten, daß sie auferstehen werden, habt ihr nicht gelesen im Buche des Moses, bei dem Busch, wie

Gott zu ihm sagte und sprach: „Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs.

27. Gott aber ist nicht der Toten, sondern der Lebendigen Gott! Darum irret ihr sehr!“

Ähnlich auch bei Matthäus, Kap. 22, V. 31 und 32, und bei Lukas, Kap. 20, V. 37 und 38.

Diese weit hergeholte Form der Beweisführung zeigt uns deutlich, wie mangelhaft die Anhaltspunkte waren, die Jesus in den Schriften des Alten Testamentes zu diesem Zwecke zur Verfügung standen. Es erklärt sich dies leicht aus der von uns bereits betonten vorherrschend zeitlichen, irdischen Geistesrichtung des Judentums, das keinen Anlaß fand, sich mit den über den Rahmen dieser Welt hinausgehenden, überirdischen Fragen eingehender zu beschäftigen.

3.

Auf die Frage, wann die Auferstehung und das Weltgericht zu gewärtigen seien, scheint sich Jesus selbst eine bestimmte Antwort schuldig geblieben zu sein. Nur eines schien ihm nach allen seinen Äußerungen sicher, daß nämlich seine Wiederkehr in kürzester Frist erfolgen werde. Er gab daher auch der Hoffnung Ausdruck, einen Teil seiner Zeitgenossen noch am Leben wiederzufinden, und wandte sich im gleichen Sinn an seine Jünger, indem er diese mit den Worten aussendet (Matthäus, Kapitel 10, V. 23.): „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere. Wahrlich, ich sage euch, ihr werdet mit den Städten Israels nicht zu Ende kommen, bis des Menschen Sohn kommt!“

Ebenso schließt er an die Ankündigung von seiner Wiederkehr seinen Jüngern gegenüber die Bemerkung (Matthäus, Kap. 16, V. 28): „Wahrlich ich sage euch: Es stehen etliche hie, die nicht schmecken werden den Tod, bis daß sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reich!“ (Ähnlich bei Lukas, Kap. 9, V. 27.)

In seinem Zornesrufe an die Schriftgelehrten droht er diesen (Lukas, Kap. 11):

V. 49. „Darum spricht die Weisheit Gottes: Ich will Propheten und Apostel zu ihnen senden und derselbigen werden sie etliche töten und verfolgen;

50. Auf daß gefordert werde von diesem Geschlecht aller Propheten Blut, das vergossen ist, seit der Welt Grund gelegt ist,

51. Von Abels Blut an bis auf das Blut des Zacharias, der umkam zwischen dem Altar und Tempel. Ja, ich sage euch: Es wird gefordert werden von diesem Geschlechte!

52. Weh euch Schriftgelehrten! Denn ihr habt den Schlüssel der Erkenntnis weggenommen. Ihr kommt nicht hinein und wehret denen, die hinein wollen!"

In unmittelbarer Voraussicht des ihm bevorstehenden Martertodes gibt Jesus endlich seinen Jüngern die trostvolle Verheißung (Matthäus, Kap. 26, V. 32; Markus, Kap. 14, V. 28):

„Wenn ich aber auferstehe, will ich vor euch hingehen nach Galiläa!"

Daß Jesus soweit gegangen sei, seine Auferstehung geradezu für den dritten Tag nach seinem Tode in Aussicht zu stellen, ist sehr fraglich. Undenkbar wäre dies bei dem in allen seinen Äußerungen offenkundig zutage tretenden Bestreben, alle in den Schriften des Moses oder der Propheten irgendwie auf den erwarteten Messias anwendbaren Stellen auf seine eigene Person zu beziehen, allerdings nicht. Es hätte ihm die biblische Überlieferung, wonach Jonas, einer seiner Vorgänger im Prophetentum des Herrn, drei Tage im Bauche eines Fisches verbringen mußte, ehe er aus demselben befreit wurde, ja unleugbar keinen ungeeigneten Anhaltspunkt bieten können, anzunehmen, daß auch er selbst nach seinem Tode drei Tage im Schoße der Erde verbleiben und erst am dritten Tage demselben wieder entsteigen werde.

In diesem Sinne soll sich Jesus nun auch tatsächlich ausgesprochen haben. So nach Lukas (Kap. 11):

V. 29. „Das Volk aber drang hinzu. Da fing er an und sagte: Dies ist eine arge Art; sie begehret ein Zeichen und es wird ihr kein Zeichen gegeben, denn nur das Zeichen des Propheten Jonas.

30. Denn, wie Jonas ein Zeichen war den Niniviten, also wird des Menschen Sohn sein diesem Geschlecht."

Ähnlich nach Matthäus (Kap. 12).

V. 38. „Da antworteten etliche unter den Schriftgelehrten und Pharisäern und sprachen: Meister, wir wollten gerne ein Zeichen von dir sehen.

39. Und er antwortete und sprach zu ihnen: Die böse und ehebrecherische Art suchet ein Zeichen; und es wird ihr kein Zeichen gegeben werden, denn das Zeichen des Propheten Jonas.

40. Denn, gleichwie Jonas war drei Tage und drei Nächte in des Walfisches Bauch, also wird des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte mitten in der Erde sein."

Matthäus kommt auf diese Frage im 16. Kapitel noch einmal zu sprechen:

V. 1. „Da traten die Pharisäer und Sadduzäer zu ihm; die versuchten ihn und forderten, daß er sie ein Zeichen vom Himmel sehen ließe.

2. Aber er antwortete und sprach: Des Abends sprecht ihr: Es wird ein schöner Tag werden, denn der Himmel ist rot;

3. Und des Morgens sprecht ihr: Es wird heute Ungewitter sein, denn der Himmel ist rot und trübe. Ihr Heuchler, über des Himmels Gestalt könnet ihr urteilen; könnet ihr denn nicht auch über die Zeichen dieser Zeit urteilen?

4. Diese böse und ehebrecherische Art suchet ein Zeichen; und soll ihr kein Zeichen gegeben werden, denn das Zeichen des Propheten Jonas. Und er ließ sie und ging davon."

Auffallend ist nur, daß Markus an der hier in Betracht kommenden Stelle (Kap. 8) hievon keine Erwähnung tut und Jesus jedes Zeichen rundweg ablehnen läßt:

V. 10. „Und alsbald trat er in ein Schiff mit seinen Jüngern und kam in die Gegend Dalmanuthas.

11. Und die Pharisäer gingen heraus und fingen an, sich mit ihm zu befragen, versuchten ihn und begehrten von ihm ein Zeichen vom Himmel.

12. Und er seufzte in seinem Geist und sprach: Was suchet doch dies Geschlecht Zeichen? Wahrlich, ich sage euch: Es wird diesem Geschlecht kein Zeichen gegeben."

Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß Lukas in einer Stelle, welche im Zusammenhalt mit den übrigen gleichartigen Stellen unbedingt die Erwähnung der Auferstehung nach drei Tagen erwarten ließe, eine solche gänzlich unterläßt. Es geschieht dies im Kapitel 9:

V. 44. „Fasset ihr zu euren Ohren diese Rede: Des Menschen Sohn muß überantwortet werden in der Menschen Hände.

45. Aber das Wort vernahmen sie nicht und es war vor ihnen verborgen, daß sie es nicht begriffen. Und sie fürchteten sich, ihn zu fragen um dasselbige Wort."

Es steht also keineswegs fest, daß Jesus selbst jemals von seiner nach drei Tagen zu gewärtigenden Auferstehung gesprochen habe. Es scheint sich vielmehr diesfalls in den Evangelien um eine erst nach seiner vermeintlichen Auferstehung erfolgte Zutat zu handeln, dazu bestimmt, die unter Jesu Anhänger gedrungene Kunde von seiner am dritten Tage erfolgten Auferstehung durch dessen eigene Vorhersage zu bekräftigen. Für diese Ansicht spricht auch eine kurze Bemerkung im Evangelium des Johannes, (Kap. 20, V. 9). In diesem wird nämlich der Schilderung, wie Petrus und Johannes sich in dem von Jesus verlassenen Grabe umschauten und daraufhin glaubten, daß derselbe auferstanden sei, erklärend beigefügt: „Denn sie wußten die Schrift noch nicht, daß er von den Toten auferstehen müßte!" Mag der Apostel Johannes auf die Abfassung des nach ihm benannten Evangeliums einen Einfluß genommen haben oder nicht, diese Stelle bleibt doch von größter Bedeutung, weil sie wenigstens das Bekenntnis ihres Verfassers enthält, daß die Erklärung der Auferstehung Jesu aus der heiligen Schrift erst nach der von den Jüngern gläubig hingenommenen und weiter verbreiteten Botschaft von dessen Auferstehung erfolgte. Die „Schrift", auf welche hier hingedeutet wird, kann doch wohl nur die von uns bereits erwähnte biblische Erzählung von der wunderbaren Errettung des Jonas aus dem Rachen des Fisches sein. Die Annahme, daß es

sich hiebei um die von Paulus zur Begründung der Auferstehung Christi (aber nicht der Auferstehung am dritten Tage) herangezogene Psalmstelle handle, scheint uns wenig wahrscheinlich. Diese Stelle lautet (Psalm 16):

V. 8. „Ich habe den Herrn allezeit vor Augen; denn er ist mir zur Rechten, so werde ich fest bleiben.

9. Darum freuet sich mein Herz und meine Ehre ist fröhlich; auch mein Fleisch wird sicher liegen.

10. Denn du wirst meine Seele nicht der Hölle lassen und nicht zugeben, daß dein Heiliger verwese.

11. Du tust mir kund den Weg zum Leben; vor dir ist Freude die Fülle und lieblich Wesen zu deiner Rechten ewiglich."

Paulus beruft sich im Zusammenhange hiemit nach der Apostelgeschichte (Kap. 13, V. 34) noch auf einen Psalmspruch des Jesaias (Kap. 55, V. 3): „Ich will mit euch einen ewigen Bund machen, daß ich euch gebe die gewissen Gnaden Davids."

Diese „gewissen Gnaden" Davids finden wir im 89. Psalm näher beschrieben:

V. 3. „Und sage also: Daß eine ewige Gnade wird aufgehen, und du wirst deine Wahrheit treulich halten im Himmel.

4. Ich habe einen Bund gemacht mit meinen Auserwählten; ich habe David, meinem Knechte, geschworen:

5. Ich will deinen Samen bestätigen ewiglich und deinen Stuhl bauen für und für."

Ähnlich im 132. Psalm:

V. 11. „Der Herr hat David einen wahren Eid geschworen, davon wird er sich nicht wenden: Ich will dir auf deinen Stuhl setzen die Frucht deines Leibes.

12. Werden deine Kinder meinen Bund halten und mein Zeugnis, das ich sie lehren werde, so sollen auch ihre Kinder auf deinem Stuhl sitzen ewiglich."

Paulus kennzeichnet nach der Apostelgeschichte (Kap. 13) den Unterschied zwischen David und Jesus mit den Worten:

V. 36. „David, da er zu seiner Zeit gedienet hatte dem Willen Gottes, ist er entschlafen und zu seinen Vätern getan und hat die Verwesung gesehen.

37. Den aber Gott auferweckt hat, der hat die Verwesung nicht gesehen."

In allen diesen Hinweisen vermissen wir einen solchen auf den Propheten Jonas vollkommen. Dies läßt sich wohl nur daraus erklären, daß Paulus eine diesfällige Äußerung Jesu nicht zu Ohren gekommen war. Da derselbe aber anderseits mit allen christlichen Überlieferungen und Beweisführungen auf das genaueste vertraut war, dürfen wir wohl mit Grund annehmen, daß die angebliche Vorhersage Jesu von seiner Auferstehung nach drei Tagen nicht von diesem selbst herrührt, sondern erst späteren Ursprunges ist.

4.

Die Annahme, daß Jesus seiner Wiederkehr nicht schon nach drei Tagen entgegensah, findet auch in seinen Äußerungen über die vor derselben zu gewärtigenden Ereignisse ihre Rechtfertigung.

So berichtet uns Matthäus im 24. Kapitel:

V. 1. „Und Jesus ging hinweg von dem Tempel und seine Jünger traten zu ihm, daß sie ihm zeigeten des Tempels Gebäu.

2. Jesus aber sprach zu ihnen: Sehet ihr nicht das alles? Wahrlich, ich sage euch: Es wird hie nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde.

3. Und als er auf dem Ölberge saß, traten zu ihm seine Jünger besonders und sprachen: Sage uns, wann wird das geschehen? Und welches wird das Zeichen sein deiner Zukunft und des Endes der Welt?

4. Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Sehet zu, daß euch nicht jemand verführe.

5. Denn es werden viele kommen unter meinem Namen und sagen: Ich bin Christus; und werden viele verführen.

6. Ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen; sehet zu und erschrecket nicht. Das muß zum ersten alles geschehen; aber es ist noch nicht das Ende da.

7. Denn es wird sich empören ein Volk über das andre und ein Königreich über das andre und werden sein Pestilenz und teure Zeiten und Erdbeben hin und wieder.

8. Da wird sich allererst die Not anheben.

9. Alsdann werden sie euch überantworten in Trübsal und werden euch töten. Und ihr müsset gehasset werden um meines Namens willen von allen Völkern.

10. Dann werden sich viele ärgern und werden sich untereinander verraten und werden sich untereinander hassen.

11. Und es werden sich viel falscher Propheten erheben und werden viele verführen.

12. Und dieweil die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen, wird die Liebe in vielen erkalten.

13. Wer aber beharret bis an's Ende, der wird selig.

14. Und es wird gepredigет werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.

15. Wenn ihr nun sehen werdet den Greuel der Verwüstung (davon gesagt ist durch den Propheten Daniel), daß er stehet an der heiligen Stätte (wer das liest, der merke drauf!),

16. Alsdann fliehe auf die Berge, wer im jüdischen Lande ist,

17. Und wer auf dem Dach ist, der steige nicht hernieder, etwas aus seinem Hause zu holen;

18. Und wer auf dem Felde ist, der kehre nicht um, seine Kleider zu holen.

19. Weh' aber den Schwangern und Säugerinnen zu der Zeit!

20. Bittet aber, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter oder am Sabbat.

21. Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, als nicht gewesen ist von Anfang der Welt bis her und als auch nicht werden wird.

22. Und, wo diese Tage nicht würden verkürzt, so würde kein Mensch selig; aber um der Auserwählten willen werden die Tage verkürzt.

23. So alsdann jemand zu euch wird sagen: Siehe, hie ist Christus, oder: da, so sollt ihr's nicht glauben.

24. Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen und große Zeichen und Wunder tun, daß verführet werden in den Irrtum (wo es möglich wäre) auch die Auserwähleten.

25. Siehe, ich habe es euch zuvor gesagt.

26. Darum, wenn sie zu euch sagen werden: Siehe, er ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus; siehe, er ist in der Kammer, so glaubet nicht.

27. Denn, gleichwie der Blitz ausgehet vom Aufgang und scheinet bis zum Niedergang, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohns.

28. Wo aber ein Aas ist, da sammeln sich die Adler.

29. Bald aber nach der Trübsal derselbigen Zeit werden Sonne und Mond den Schein verlieren und die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen.

30. Und alsdann wird erscheinen das Zeichen des Menschensohns am Himmel. Und alsdann werden heulen alle Geschlechter auf Erden und werden sehen kommen des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit.

31. Und er wird senden seine Engel mit hellen Posaunen und sie werden sammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels zu dem andern.

32. An dem Feigenbaum lernet ein Gleichnis. Wenn sein Zweig jetzt saftig wird und Blätter gewinnet, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist.

33. Also auch, wenn ihr das alles sehet, so wisset, daß es nahe vor der Tür ist.

34. Wahrlich, ich sage euch: Dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß dieses alles geschehe.

35. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

36. Von dem Tage aber und von der Stunde weiß niemand, auch die Engel nicht im Himmel, sondern allein mein Vater.

37. Gleich aber, wie es zu der Zeit Noahs war, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohns.

38. Denn, gleichwie sie waren in den Tagen vor der Sint-

flut: Sie aßen, sie tranken, sie freiten und ließen sich freien, bis an den Tag, da Noah zu der Arche einging;

39. Und sie achteten's nicht, bis die Sintflut kam und nahm sie alle dahin: Also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes.

40. Dann werden zwei auf dem Felde sein; einer wird angenommen und der andere wird verlassen werden.

41. Zwei werden mahlen auf der Mühle; eine wird angenommen und die andre wird verlassen werden.

42. Darum wachet, denn ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird.

43. Das sollt ihr aber wissen: Wenn ein Hausvater wüßte, welche Stunde der Dieb kommen wollte, so würde er ja wachen und nicht in sein Haus brechen lassen.

44. Darum seid ihr auch bereit; denn des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr nicht meinet."

Ähnlich bei Markus im Kapitel 13:

V. 1. „Und da er aus dem Tempel ging, sprach zu ihm seiner Jünger einer: Meister, siehe, welche Steine und welch' ein Bau ist das!

2. Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Siehest du wohl allen diesen großen Bau? Nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde.

3. Und da er auf dem Ölberge saß gegenüber dem Tempel, fragten ihn besonders Petrus und Jakobus und Johannes und Andreas:

4. Sage uns, wann wird das alles geschehen? Und, was wird das Zeichen sein, wann das alles soll vollendet werden?

5. Jesus antwortete ihnen und fing an, zu sagen: Sehet zu, daß euch nicht jemand verführe!

6. Denn es werden viele kommen unter meinem Namen und sagen: Ich bin Christus; und werden viele verführen.

7. Wenn ihr aber hören werdet von Kriegen und Kriegsgeschrei, so fürchtet euch nicht; denn es muß also geschehen. Aber das Ende ist noch nicht da.

8. Es wird sich ein Volk über das andre empören und ein Königreich über das andre. Und werden geschehen Erdbeben hin und wieder und wird sein teure Zeit und Schrecken. Das ist der Not Anfang.

9. Ihr aber, sehet euch vor! Denn sie werden euch überantworten vor die Rathhäuser und Schulen; und ihr müsset gestäupet werden und vor Fürsten und Könige müsset ihr geführet werden um meinetwillen zu einem Zeugnis über sie.

10. Und das Evangelium muß zuvor verkündiget werden unter alle Völker.

11. Wenn sie euch nun führen und überantworten werden, so sorget nicht, was ihr reden sollt, und bedenkt auch nicht zuvor; sondern, was euch zu derselbigen Stunde gegeben wird, das redet. Denn ihr seid's nicht, die da reden, sondern der heilige Geist.

12. Es wird aber überantworten ein Bruder den andern zum Tode und der Vater den Sohn und die Kinder werden sich empören wider die Eltern und werden sie helfen töten.

13. Und werdet gehasset sein von jedermann um meines Namens willen. Wer aber beharret bis an das Ende, der wird selig.

14. Wenn ihr aber sehen werdet den Greuel der Verwüstung (von dem der Prophet Daniel gesagt hat), daß er stehet, da er nicht soll (wer es lieset, der vernehme es!), alsdann wer in Judäa ist, der fliehe auf die Berge.

15. Und, wer auf dem Dache ist, der steige nicht hernieder in's Haus, und komme nicht drein, etwas zu holen aus seinem Hause.

16. Und wer auf dem Felde ist, der wende sich nicht um, seine Kleider zu holen.

17. Weh' aber den Schwangern und Säugerinnen zu der Zeit!

18. Bittet aber, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter.

19. Denn in diesen Tagen werden solche Trübsale sein, als sie nie gewesen sind bisher, vom Anfang der Kreatur, die Gott geschaffen hat, und als auch nicht werden wird.

20. Und, so der Herr diese Tage nicht verkürzt hätte, würde kein Mensch selig; aber um der Auserwählten willen, die er auserwählet hat, hat er diese Tage verkürzt.

21. Wenn nun jemand zu der Zeit wird zu euch sagen: Siehe, hie ist Christus! Siehe, da ist er! — so glaubet nicht.

22. Denn es werden sich erheben falsche Christi und falsche Propheten, die Zeichen und Wunder tun, daß sie auch die Auserwählten verführen, so es möglich wäre.

23. Ihr aber sehet euch vor! Siehe, ich habe es euch alles zuvor gesagt.

24. Aber zu der Zeit, nach dieser Trübsal, werden Sonne und Mond ihren Schein verlieren.

25. Und die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen.

26. Und dann werden sie sehen des Menschen Sohn kommen in den Wolken mit großer Kraft und Herrlichkeit.

27. Und dann wird er seine Engel senden und wird versammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von dem Ende der Erde bis zum Ende des Himmels!

28. An dem Feigenbaum lernet eine Gleichnis. Wenn jetzt seine Zweige saftig werden und Blätter gewinnen, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist.

29. Also auch, wenn ihr sehet, daß solches geschieht, so wisset, daß es nahe vor der Tür ist.

30. Wahrlich ich sage euch: Dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß dies alles geschehe.

31. Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen.

32. Von dem Tage aber und der Stunde weiß niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater.

33. Sehet zu, wachet und betet; denn ihr wisset nicht, wann es Zeit ist.

34. Gleich als ein Mensch, der über Land zog und ließ sein Haus und gab seinen Knechten Macht, einem jeglichen sein Werk und gebot dem Türhüter, er sollte wachen,

35. So wachet nun, denn ihr wisset nicht, wann der Herr des Hauses kommt, ob er kommt am Abend oder zu Mitternacht oder um den Hahnenschrei oder des Morgens;

36. Auf daß er nicht schnell komme und finde euch schlafend.

37. Was ich aber euch sage, das sage ich allen: Wachet!"

Desgleichen Lukas im Kapitel 21:

V. 5. „Da etliche sagten von dem Tempel, daß er geschmückt wäre von feinen Steinen und Kleinoden, sprach er:

6. Es wird die Zeit kommen, in welcher das alles, das ihr sehet, nicht ein Stein auf dem andern gelassen wird, der nicht zerbrochen werde.

7. Sie fragten ihn aber und sprachen: Meister, wann soll das werden? Und welches ist das Zeichen, wann das geschehen wird?

8. Er aber sprach: Sehet zu, lasset euch nicht verführen. Denn viele werden kommen in meinem Namen und sagen, ich sei es, und: Die Zeit ist herbeigekommen. Folget ihnen nicht nach!

9. Wenn ihr aber hören werdet von Kriegen und Empörungen, so entsetzet euch nicht; denn solches muß zuvor geschehen; aber das Ende ist noch nicht sobald da.

10. Da sprach er zu ihnen: Ein Volk wird sich erheben über das andre und ein Reich über das andre.

11. Und werden geschehen große Erdbeben hin und wieder, teure Zeit und Pestilenz; auch werden Schrecknisse und große Zeichen vom Himmel geschehen.

12. Aber vor diesem allen werden sie die Hände an euch legen und euch verfolgen und werden euch überantworten in ihre Schulen und Gefängnisse und vor Könige und Fürsten ziehen um meines Namens willen.

13. Das wird euch aber widerfahren zu einem Zeugnis.

14. So nehmet nun zu Herzen, daß ihr nicht sorget, wie ihr euch verantworten sollt.

15. Denn ich will euch Mund und Weisheit geben, welcher nicht sollen widersprechen alle eure Widersacher.

16. Ihr werdet aber überantwortet werden von den Eltern, Brüdern, Gefreundten und Freunden; und sie werden euer etliche töten.

17. Und ihr werdet gehasset sein von jedermann um meines Namens willen.

18. Und ein Haar von eurem Haupt soll nicht umkommen.

19. Fasset eure Seelen mit Geduld!

20. Wenn ihr aber sehen werdet Jerusalem belagert mit einem Heer, so merket, daß herbeigekommen ist ihre Verwüstung.

21. Alsdann, wer in Judäa ist, der fliehe auf das Gebirge, und wer drinnen ist, der weiche heraus, und wer auf dem Lande ist, der komme nicht hinein.

22. Denn das sind die Tage der Rache, daß erfüllet werde alles, was geschrieben ist.

23. Weh' aber den Schwangern und Säugerinnen in denselbigen Tagen; denn es wird große Not auf Erden sein und ein Zorn über dies Volk.

24. Und sie werden fallen durch des Schwertes Schärfe und gefangen geführt unter alle Völker; und Jerusalem wird zertreten werden von den Heiden, bis daß der Heiden Zeit erfüllet wird.

25. Und es werden Zeichen geschehen an der Sonne und am Mond und an den Sternen; und auf Erden wird den Leuten bange sein und werden zagen; und das Meer und die Wasserwogen werden brausen.

26. Und die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die kommen sollen auf Erden; denn auch der Himmel Kräfte werden sich bewegen.

27. Und alsdann werden sie sehen des Menschen Sohn kommen in der Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit.

28. Wenn aber dieses anfänget, zu geschehen, so sehet auf und erhebt eure Häupter, darum, daß sich eure Erlösung nahet.

29. Und er sagte ihnen ein Gleichnis: Sehet an den Feigenbaum und alle Bäume.

30. Wenn sie jetzt ausschlagen, so sehet ihr's an ihnen und merket, daß jetzt der Sommer nahe ist.

31. Also auch ihr, wenn ihr dies alles sehet angehen, so wisset, daß das Reich Gottes nahe ist.

32. Wahrlich, ich sage euch: Dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß es alles geschehe.

33. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht.

34. Hütet euch aber, daß eure Herzen nicht beschweret werden mit Fressen und Saufen und mit Sorgen der Nahrung und komme dieser Tag schnell über euch.

35. Denn wie ein Fallstrick wird er kommen über alle, die auf Erden wohnen.

36. So seid nun wacker allezeit und betet, daß ihr würdig werden möget, zu entfliehen diesem allen, das geschehen soll und zu stehen vor des Menschen Sohn."

Weiters im Kapitel 17:

V. 22. „Er sprach aber zu den Jüngern: Es wird die Zeit kommen, daß ihr werdet begehren, zu sehen Einen Tag des Menschensohns und werdet ihn nicht sehen.

23. Und sie werden zu euch sagen: Siehe hie, siehe da! Gehet nicht hin und folget auch nicht!

24. Denn, wie der Blitz oben vom Himmel blitzet und leuchtet über alles, das unter dem Himmel ist, also wird des Menschen Sohn an seinem Tage sein.

25. Zuvor aber muß er viel leiden und verworfen werden von diesem Geschlechte.

26. Und wie es geschah zu den Zeiten Noahs, so wird's auch geschehen in den Tagen des Menschensohns.

27. Sie aßen, sie tranken, sie freiten, sie ließen sich freien bis auf den Tag, da Noah in die Arche ging und kam die Sintflut und brachte sie alle um.

28. Desselbigengleichen, wie es geschah zu den Zeiten Lots: Sie aßen, sie tranken, sie kauften, sie verkauften, sie pflanzten, sie bauten.

29. An dem Tage aber, da Lot aus Sodom ging, da regnete es Feuer und Schwefel vom Himmel und brachte sie alle um.

30. Auf diese Weise wird's auch gehen an dem Tage, wenn des Menschen Sohn soll offenbart werden.

31. An demselbigen Tage, wer auf dem Dache ist und sein Hausrat in dem Hause, der steige nicht hernieder, denselbigen zu holen. Desselbigengleichen, wer auf dem Felde ist, der wende sich nicht um nach dem, das hinter ihm ist.

32. Gedenket an des Lots Weib!

33. Wer da suchet, seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren, und wer sie verlieren wird, der wird ihr zum Leben helfen.

34. Ich sage euch: In derselbigen Nacht werden zwei auf einem Bette liegen; einer wird angenommen, der andre wird verlassen werden.

35. Zwei werden mahlen miteinander; eine wird angenommen, die andere wird verlassen werden.

36. Zwei werden auf dem Felde sein; einer wird angenommen, der andere wird verlassen werden.

37. Und sie antworteten und sprachen zu ihm: Herr, wo? Er aber sprach zu ihnen: Wo das Aas ist, da sammeln sich auch die Adler."

Lukas kommt auch gelegentlich des Einzuges Christi in Jerusalem auf denselben Gegenstand zu sprechen (Kap. 19):

V. 41. „Und als er nahe hinzukam, sah er die Stadt an und weinte über sie,

42. Und sprach: Wenn doch auch du erkenntest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet! Aber nun ist's vor deinen Augen verborgen.

43. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängstigen;

44. Und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen, darum, daß du nicht erkannt hast die Zeit, darinnen du heimgesucht bist."

Daß sowohl die Fassung der letzten Stelle, wie auch jene eines Teiles der ersteren auf die Zerstörung von Jerusalem Bezug nehmen, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Ebenso sicher ist aber auch, daß Jesus gar nicht daran dachte, die im Jahre 70 nach seiner Geburt erfolgte Zerstörung von Jerusalem als solche zu weissagen, sondern sich dieselbe nur im Zusammenhange mit einer die ganze Welt umfassenden Umwälzung, ähnlich jener, wie sie zur Zeit der Sintflut stattfand, vorstellen mochte. Nur auf Grund einer solchen sah er eine vollkommen neue Weltbildung voraus, in welcher er in Pracht und Herrlichkeit erscheinen und über die Lebendigen und die Toten das Gericht halten sollte.

Wenn Lukas von einer „Wagenburg" spricht (Kap. 19, V. 43), so hat er dabei offenbar die ihm schon bekannte Belagerung und Zerstörung von Jerusalem und deren Begleiterscheinungen im Auge. Jesus selbst, der ja, wie gesagt, eine weltumstürzende Bewegung voraussah, lag ein so beschränkter Gedankengang sicherlich ferne. Nach ihm sollten ja die Tage eines Noah wieder eintreten, wenige aus dem allgemeinen Wirrsal der Dinge gerettet und sohin das unvergängliche Gottesreich unter seiner Herrschaft neu begründet werden. Dies und nichts anderes ist der wahre, ungekünstelte Inhalt der auf seine Wiederkehr Bezug habenden Worte, welche wir ohne jede Kürzung wiedergegeben haben, um dem Leser ein vollkommen selbständiges Urteil in dieser Frage zu ermöglichen. Was darüber hinausgeht oder damit in Widerspruch steht, findet in den Evangelien keine glaubwürdige Begründung.

Sollte Jesus wirklich, wie Lukas (Kap. 23, V. 43) berichtet, zu einem der beiden mit ihm gekreuzigten Verbrecher auf dessen Bitte, seiner zu gedenken, wenn er in sein Reich komme, geantwortet haben: „Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du noch mit mir im Paradiese sein!" — so hätte er bereits in jenem martervollen Augenblicke die Stunde der von ihm angekündigten Weltumwälzung für gekommen erachtet. Diese Möglichkeit ist keineswegs ausgeschlossen, da wir in unmittelbarem Anschluß an jene Verheißung erfahren, daß um diese Zeit eine Finsternis eingetreten sei, die das ganze Land auf drei Stunden hinaus bedeckte und vermutlich auch mit einem Erdbeben verbunden war, da der Vorhang des Tempels entzweigerissen sein soll.

Die Auferstehung im Lichte der Wissenschaft.

Jesu Wiederkehr ist bis heute nicht erfolgt. Ebensowenig ist der von ihm angekündigte Weltzusammenbruch eingetreten. Die in den Evangelien enthaltenen Angaben über seine Auferstehung, seine Erscheinungen an verschiedenen Orten und die schließlich erfolgte Himmelfahrt verdienen keinen Glauben, weil solche Vor-

gänge mit den Gesetzen der Natur unvereinbar sind und daher deren Möglichkeit rundweg ausgeschlossen ist. Der von Jesus vertretene Grundsatz, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei, dem wir schon im ersten Buche Mose (Kap. 18, V. 14) begegnen, kann bei dem heutigen Stande der naturwissenschaftlichen Forschung und dem ganzen bisherigen Verlaufe der Weltgeschichte gegen unsere Ansicht nicht entscheidend sein. Wir müssen vielmehr auch hier an unseren grundsätzlichen Ausführungen über die Schöpfung und die Entwicklung des Weltalls unbedingt festhalten. Hienach ist Gott in seiner Einflußnahme auf die organischen Lebewesen ebenso an die im Wesen der Materie begründeten Gesetze, die wir als Naturgesetze zu bezeichnen pflegen, gebunden, wie diese Lebewesen selbst, ob sie nun einen mehr oder weniger hochentwickelten Organismus ihr eigen nennen.

Dieser Gegensatz von Geist und Materie und das unablässige Bemühen des Geistes, sich die Materie unterzuordnen und den eigenen Zwecken dienstbar zu machen, begründet ja den wesentlichen Inhalt des gigantischen Kampfes zwischen Geist und Natur, welcher vom Anbeginn der Welt bis zum heutigen Tage ununterbrochen fortdauert. In diesem Kampfe gibt es wohl ein allmähliches, stetes Fortschreiten in der Beherrschung der Materie durch den Geist, aber solche Sprünge, wie sie die Auferstehung eines wirklich Verstorbenen aus dem Grabe, sein Erscheinen durch verschlossene Türen und gar seine leibhaftige Himmelfahrt bedeuten würden, liegen im Rahmen dieser Entwicklung außer dem Bereiche jeder Möglichkeit. Wir werden daher die biblischen Erzählungen von der Auferstehung und der Himmelfahrt Jesu samt allen daran geknüpften Begleiterscheinungen in das Gebiet der frommen Sage zu verweisen haben.

Wie konnten aber diese Sagen mit solcher Bestimmtheit entstehen und durch bald zwei Jahrtausende eine wesentliche Grundlage der christlichen Glaubenslehre bilden? Die Erklärung liegt näher, als man vermuten möchte.

Die Evangelien berichten uns bekanntlich, daß sich Joseph von Arithmatäa, ein angesehener Ratsherr, nach Vollzug der Kreuzigung an Pilatus wandte mit der Bitte, ihm den Leichnam Jesu zur

Beerdigung zu überlassen. Dieser willfahrte seinem Ansuchen und so nahm Joseph den Leichnam Jesu vom Kreuze herab und setzte ihn in einem nahegelegenen, ihm gehörigen, neuen Felsengrabe bei. Als geheimer Jünger und Anhänger Jesu mochte er aber bald mit Recht besorgen, daß die Juden kommen und ihm den Leichnam des ihnen so verhaßten Gegners mit Gewalt entreißen könnten, um ihre vielleicht noch nicht zur Genüge gestillte Rachgier an demselben zu befriedigen. Aus diesem Grunde dürfte Joseph von Arithmatäa noch in derselben Nacht, in der er den Leichnam Jesu in seinem Felsengrabe beigesetzt hatte, diesen heimlich aus dem Grabe entfernt und an einem anderen, niemandem bekannten Orte neuerlich bestattet haben.

Um nun aber auf der einen Seite den Juden gegenüber darauf hinweisen zu können, daß er ihnen den Leichnam nicht herausgeben könne, weil er ja nicht mehr im Grabe sei, und anderseits die Jünger Jesu in ihrem Glauben an dessen auch von ihm heiliggehaltene Lehre zu bestärken, scheint Joseph von Arithmatäa die Nachricht in die Welt gesetzt zu haben, Jesus sei im Grabe wieder zum Leben erwacht und aus demselben auferstanden. Diese Kunde wurde zunächst den trauernden Frauen, den erfahrungsgemäß treuesten Anhängerinnen jeder großen Persönlichkeit, und dann erst durch diese Jesu Jüngern zuteil. Deren anfängliche Zweifel mögen bald durch eine Reihe wunderbarer Ereignisse und Erlebnisse zum Schweigen gebracht worden sein. Vorgänge solcher Art, welche mit den Naturgesetzen rundweg unvereinbar sind, konnten aber auch hiebei unter keinen Umständen in Betracht kommen.

Daß die Nachricht von der Auferstehung Jesu seine offenen und geheimen Anhänger mit neuer Glaubenskraft erfüllte, aber auch dem unauslöschlichen Hasse seiner Gegner neue Nahrung zuführte, läßt sich denken. Für die ersteren wurde sie bald zum Grundstock ihrer Glaubenslehre und blieb ihre Überlieferung in allen rechtgläubigen christlichen Kirchen bis zum heutigen Tage als eine unantastbare Wahrheit hochgehalten.

Ist nun Jesus überhaupt nicht auferstanden? Gewiß ist er dies, aber in einer Form, deren Geltung wir für jeden Menschen in Anspruch nehmen müssen. Er ist auf jenem Himmels-

körper zu neuem, ewigen Leben wiedergeboren worden, der vom Anbeginn der Welt an zu diesem Zwecke auserſehen war. Im Wege der Naturwiſſenſchaft vermögen wir vorläufig allerdings nur feſtzuſtellen, daß es außer unſerer Erde noch andere Weltgebilde gibt, welche die Möglichkeit eines organiſchen Lebens auf denſelben anzunehmen geſtatten. Die Religionsphiloſophie weiſt uns dagegen, wie wir dargetan zu haben glauben, mit unzweifelhafter, geradezu mathematiſcher Sicherheit nach, daß es wenigſtens einen Himmelskörper geben muß, welcher ſeiner Anlage nach dazu beſtimmt und geeignet iſt, die auf dieſer, ihrem Zwecke gemäß zeitlich begrenzten Erde geborenen und zur Selbſtbeſtimmung herangereiften Lebeweſen nach Ablauf ihrer Prüfungszeit dauernd aufzunehmen, allwo ihnen dann nach Maßgabe ihres Verdienſtes der ihnen gebührende Anteil an den ewigen Glücksgütern zukommen ſoll. Hiezu iſt aber eine organiſche Wiedergeburt mit dem wiedererwachenden Bewußtſein der früheren Lebensſtellung unerläßlich notwendig. Für die Möglichkeit eines unſterblichen fleiſchlichen Lebens bürgt uns die ſeit ungezählten Jahrtauſenden immer wiederkehrende Verjüngung der organiſchen Erdgebilde, welche vielleicht dereinſt berufen iſt, der Naturwiſſenſchaft das Geheimnis des unſterblichen körperlichen Daſeins zu verraten. Wir feiern deshalb auch mit vollem Recht das Oſterfeſt als Feſt der Auferſtehung.

Für uns genügt ſo vom religiös-ſittlichen Standpunkte aus die Tatſache, daß der Menſch nicht einmal, ſondern zweimal lebt. Über die hiebei zutage tretenden organiſchen Erſcheinungen hat uns die Naturwiſſenſchaft aufzuklären, welche im Rahmen der von ihr zu löſenden Aufgabe gewiß die volle Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit beanſpruchen darf.

Himmel und Hölle.

1.

Es war naturgemäß das Streben aller Völker, die Stätte ihres einstigen ewigen Glückes näher zu erforschen. Wir wollen uns hier darauf beschränken, mit wenigen Worten die Stellung zu kennzeichnen, welche Jesus dieser Frage gegenüber einnahm. Er stellt den Himmel als Ort der ewigen Freude dem Ort der ewigen Pein, der Hölle, gegenüber. Seine Vorstellung über den in beiden herrschenden Zustand veranschaulicht uns seine Erzählung vom reichen Prasser und dem armen Lazarus (Lukas, Kap. 16):

V. 19. „Es war aber ein reicher Mann, der kleidete sich mit Purpur und köstlicher Leinwand und lebte alle Tage herrlich und in Freuden.

20. Es war aber ein Armer, mit Namen Lazarus, der lag vor seiner Tür voller Schwären.

21. Und begehrte, sich zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen; doch kamen die Hunde und leckten ihm seine Schwären.

22. Es begab sich aber, daß der Arme starb und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß. Der Reiche aber starb auch und ward begraben.

23. Als er nun in der Hölle und in der Qual war, hub er seine Augen auf und sah Abraham von ferne und Lazarus in seinem Schoß.

24. Und er rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich mein, und sende Lazarus, daß er das Äußerste seines Fingers ins Wasser tauche und kühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieser Flamme.

25. Abraham aber sprach: Gedenke Sohn, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben und Lazarus dagegen hat Böses empfangen; nun aber wird er getröstet und du wirst gepeiniget.

26. Und über das alles ist zwischen uns und euch eine große Kluft befestiget, daß, die da wollten von hinnen hinabfahren zu euch, könnten nicht, und auch nicht von dannen zu uns herüberfahren.

27. Da sprach er: So bitte ich dich Vater, daß du ihn sendest in meines Vaters Haus.

28. Denn ich habe noch fünf Brüder, daß er ihnen bezeuge, auf daß sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual.

29. Abraham sprach zu ihm: Sie haben Moses und die Propheten; laß sie dieselbigen hören.

30. Er aber sprach: Nein, Vater Abraham; sondern, wenn einer von den Toten zu ihnen ginge, so würden sie Buße tun.

31. Er sprach zu ihm: Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob jemand von den Toten auferstünde."

2.

Nach jüdischer Vorstellung schmachtet Jesus selbst im tiefsten Schlund der Hölle und hat dort eine seiner schweren Gotteslästerung entsprechende martervolle Strafe auszustehen. Gittin 57a berichtet uns hierüber:

„Onkelos bar Kalonikos, Schwestersohn des Titus, wollte zum Judentum übertreten. Er beschwur den Geist des Titus herauf und fragte ihn: Wer ist in jener Welt geachtet? Er antwortete: Die Israeliten. Onkelos fragte weiter: Soll man sich ihnen anschließen? Er antwortete: Ihre Gebote sind zu viel, du kannst sie nicht halten; gehe lieber hin und befehde sie in dieser Welt, so wirst du ein Haupt werden, denn es heißt (Klagel. 1, 8): ‚Ihre Widersacher sind zum Haupte geworden', d. h. jeder, der die Israeliten bedrängt, wird ein Haupt. Onkelos fragte den Geist: Wodurch wirst du gerichtet? Er antwortete: Durch das, was ich für mich selbst bestimmt habe: Jeden Tag sammelt man meine Asche und richtet mich, dann verbrennt man mich und verstreut die Asche auf sieben Meere. — Darauf ging Onkelos und beschwur den Geist Bileam's herauf. Er fragte ihn: Wer ist in jener Welt geachtet? Der Geist antwortete: Die Israeliten. Onkelos fragte weiter: Soll man ihnen sich anschließen? Der Geist sprach: Nicht suche ihren Frieden und ihr Bestes alle Tage. Onkelos fragte:

Wodurch wirst du gerichtet? Der Geist antwortete: Durch siedenden Samenerguß. — Darauf ging Onkelos und beschwur den Geist Jesu herauf. Er fragte ihn: Wer ist in jener Welt geachtet? Der Geist antwortete: Die Israeliten. Onkelos fragte weiter: Soll man ihnen sich anschließen? Der Geist sprach: Suche ihr Bestes und nicht ihr Böses. Jeder, der sie antastet, gleicht einem, der seinen Augapfel antastet. Onkelos fragte: Wodurch wirst du gerichtet? Der Geist sprach: Durch siedenden Kot. Denn der Herr hat gesagt: Wer die Worte der Weisen verspottet, wird durch siedenden Kot gerichtet. Siehe, welch' ein Unterschied zwischen den Abtrünnigen Israels und den heidnischen Propheten!"

Onkelos befragt also, bevor er sich entschließt, zum Judentum überzutreten, drei seiner gefährlichsten Widersacher: Titus, der Jerusalem zerstört hat, Bileam, der Israel zu unzüchtigem Götzendienst verleiten wollte, und Jesus, der das Ansehen der jüdischen Gesetzeslehrer für alle Zeit zunichte gemacht hatte.

Laible bemerkt mit Recht, daß wir es hier mit einem Erzeugnis jüdischnationaler Dichtung zu tun haben und knüpft hieran die nachstehende Erörterung:

„Hatte einmal der Lügengeist begonnen, das Los der Israeliten in der andern Welt durch seine Lügengeister dem, der zum Judentum überzutreten beabsichtigte, anzupreisen, so mußte er dem Onkelos ebenso einstimmig den Übertritt zum Judentum empfehlen lassen. Das geschieht jedoch nicht, sondern die beiden Heiden raten zur Befehdung Israels, während nur der Israelit Jesus zur Freundschaft mit Israel rät. Das ist durchaus jüdisch gedacht. Denn der Jude ist zu stolz, um fremdes Zeugnis anzuerkennen; er kennt keine gewichtvollere Autorität, als den Juden. Onkelos durfte nicht auf den Rat von Heiden zum Judentum übertreten, sondern lediglich auf den Rat eines Juden, dessen Urteil in diesem Falle um so schwerer wog, als er (natürlich nach Ansicht der Juden) keineswegs ein Freund des Judentums gewesen war und jetzt sich in ärgster Verdammnis befand, deren volle Berechtigung er zugesteht. — Auch der Unterschied in den Höllenstrafen läßt klar die Entstehung der Geschichte auf dem Boden der jüdischen Dichtung erkennen. Ein nationaler Zug hat hier den andern verdrängt. Jüdisch ge-

dacht wäre doch an sich gewesen, daß der Israelit eine weit geringere Verdammnis zu erleiden habe, als die beiden Heiden. Statt dessen übersteigen die Verdammnisqualen Jesu die der beiden Nichtisraeliten. Denn stärker noch, als das Bewußtsein, in Jesu einen Volksgenossen zu haben, war je und je der Haß gegen Jesum, von welchem man sagen muß, daß er der nationale Zug des Judentums seit der Verwerfung Christi geworden ist, wie denn derselbe in unserer Erzählung den denkbar krassesten Ausdruck gefunden hat. Da die Erzählung erdichtet ist, nehmen wir wegen der Wichtigkeit, welche die Person Jesu in ihr hat, an, daß die Tendenz der Dichtung eben in dieser Person Jesu gipfelt: der gepriesene Übertritt des berühmten Onkelos zum Judentum soll von Jesu in der Weise empfohlen sein, daß Jesus nicht nur aus der tiefsten Verdammnis heraus seine Mahnung erteilt, sondern auch diese seine Verdammnis, welche doch gar keine Beziehung zu Onkelos' Vorhaben hat, geschildert und als berechtigt anerkannt habe."

Der Bestrafung durch „siedenden Kot" begegnen wir auch in Erubin 21 b, wo es mit Bezug auf die Göttlichkeit der Worte der Schriftgelehrten im Namen des Rab Acha bar Ulla heißt: „Daraus (aus Pred. 12, 12) geht hervor, daß, wer über die Worte der Schriftgelehrten spottet, durch siedenden Kot gerichtet wird."

An diese Strafart knüpft Laible einige Worte der Erläuterung:

„Daß wir beim ‚siedenden Kot' nicht an eine Abteilung in der Hölle zu denken haben, geht klar aus dem Parallelismus hervor: von Bileam heißt es, er werde gerichtet durch siedenden Samenerguß. Es sind Zustände gemeint, Gerichtsarten. Erst die nachthalmudische Zeit hat, offenbar in der Lust, alles Ungeheuerliche, was der Thalmud über Jesum enthält, auszubilden und auszumalen, den ‚siedenden Kot' zu einer Abteilnng der Hölle gemacht und folgende Lehre aufgestellt: Der ‚siedende Kot' ist die unterste Wohnung der Hölle, in welche alle Unflätigkeit der Seelen fällt, welche sich in denjenigen Wohnungen, die darüber sind, aufhalten. Sie ist auch, wie ein heimliches Gemach, und es fällt alle Überflüssigkeit hinein, in welcher kein Fünklein der Heiligkeit ist. Deshalb wird sie der ‚siedende Kot' genannt, nach

dem Geheimnis der Worte Jes. 28, 8: ‚Speien und Kot ist soviel, daß kein Platz mehr rein ist,‘ wie Jes. 30, 22 gesagt wird: ‚Du sollst ihn Kot nennen.‘“

Was die Entstehungszeit unserer Thalmudstelle betrifft, so kommt diesfalls zu beachten, daß Onkelos dem Zeitalter Akiba's, eines der unversöhnlichsten Gegner Jesu, angehört. Damals hatten besonders die jüdischen Gesetzeslehrer unter der römischen Verfolgung viel zu leiden und darf es uns daher nicht wundernehmen, wenn der alte, noch immer unter der Asche fortglimmende Haß gegen Jesus bei dieser Gelegenheit wieder in hellen Flammen aufschlug. Hatte dieser ja durch sein Auftreten das geheiligte Ansehen der Rabbiner in einer für das Judentum noch heute unvergeßlichen und unverzeihlichen Weise auf das empfindlichste geschädiget.

3.

Über den im Himmel herrschenden Zustand äußerte sich Jesus auch bei nachstehender Gelegenheit (Matthäus, Kap. 22):

V. 23. „An demselbigen Tage traten zu ihm die Sadduzäer, die da halten, es sei kein Auferstehen, und frageten ihn,

24. Und sprachen: Meister, Moses hat gesagt: So einer stirbt und hat nicht Kinder, so soll sein Bruder sein Weib freien und seinem Bruder Samen erwecken.

25. Nun sind bei uns gewesen sieben Brüder. Der erste freite und starb; und dieweil er nicht Samen hatte, ließ er sein Weib seinem Bruder;

26. Desselbigengleichen der andre und der dritte bis an den siebenten.

27. Zuletzt nach allen starb auch das Weib.

28. Nun in der Auferstehung, wes Weib wird sie sein unter den sieben? Sie haben sie ja alle gehabt.

29. Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Ihr irret und wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes.

30. In der Auferstehung werden sie weder freien, noch sich freien lassen, sondern sie sind gleichwie die Engel Gottes im Himmel.“

Die Begriffe „Himmel", „Himmelreich" und „Gottesreich" sind in den Evangelien nicht klar auseinander gehalten.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß Jesus an der dem jüdischen Volke eigentümlichen Auffassung festgehalten zu haben scheint, wonach das zu gewärtigende Gottesreich auf dieser Erde, wenn auch nach ihrer gewaltsamen Umgestaltung seinen Platz haben sollte. In diesem Sinne ist wohl auch Jesu Verheißung an seine Jünger aufzufassen (Matthäus, Kap. 19, V. 28):

„Wahrlich, ich sage euch, daß ihr, die ihr mir seid nachgefolgt in der Wiedergeburt, da des Menschensohn wird sitzen auf dem Stuhle seiner Herrlichkeit, werdet ihr auch sitzen auf zwölf Stühlen und richten die zwölf Geschlechter Israels!"

Der Ausdruck „Wiedergeburt", den Matthäus hier gebraucht, stammt jedenfalls nicht von Jesus selbst her, da diesem eine solche Begriffsbildung vollkommen fremd war, er verrät vielmehr den Einschlag der alexandrinischen Schule bei Abfassung oder Übersetzung dieses Evangeliums. Lukas, welcher dieselbe Stelle im Anschluß an den Bericht über das letzte Abendmahl bringt, enthält diesen Ausdruck nicht (Kap. 22):

V. 28. „Ihr aber seid's, die ihr beharret habt bei mir in meinen Anfechtungen.

29. Und ich will euch das Reich bescheiden, wie mir's mein Vater beschieden hat,

30. Daß ihr essen und trinken sollt über meinem Tische in meinem Reich und sitzen auf Stühlen und richten die zwölf Geschlechter Israels!"

Wie buchstäblich einige Jünger Jesu diese Vorhersage entgegennahmen, erhellt daraus, daß die Söhne des Zebedäus, Jakobus und Johannes, sich an Jesus mit der Bitte wandten, in seinem Reiche zu seiner Rechten und zu seiner Linken sitzen zu dürfen. Darauf entgegnete dieser seinen beiden Jüngern (Matthäus, Kap. 20., V. 23):

„Das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, steht mir nicht zu, sondern denen es bereitet ist von meinem Vater!"

Auch in dieser Äußerung tritt uns der Jesu ganzes Innenleben beherrschende Gedanke entgegen, daß er dereinst berufen sei,

im Reiche Gottes auf dem Throne seiner Herrlichkeit zu sitzen und im Namen seines himmlischen Vaters über die Gerechten und die Ungerechten das für alle Ewigkeit entscheidende, endgiltige Urteil zu fällen. Die im Begriff des Fegefeuers gelegene Zwischenstufe zwischen Himmel und Hölle kommt in Jesu Worten nicht zum Ausdruck.

Ob nun der schlichte Zimmermann aus Nazareth die Hoffnung seines Lebens in jenen himmlischen Höhen erfüllt gesehen hat, in denen wir den ewigen Wohnsitz aller Sterblichen vermuten? Sein ideales Vorbild für die Menschen aller Zeiten, die wunderbare Verbreitung seiner Lehre und die übernatürliche Kraft, mit welcher Tausende von Gläubigen deren Wahrheit mit dem eigenen Blute besiegelten, lassen diese Annahme gewiß nicht unberechtiget erscheinen, wenn auch die Form der Erfüllung Jesu Erwartungen nicht entsprochen haben mag.

Dritter Teil.

Die weitere Entwicklung der christlichen Glaubenslehre.

Die unmittelbare Folge des erschütternden Dramas von Golgatha dürfte wohl die gewesen sein, daß sich Jesu Jünger zunächst scheu von der Öffentlichkeit zurückzogen, um nicht auch selbst den feindlichen Umtrieben der unerbittlichen Gegner ihres Herrn und Meisters zum Opfer zu fallen. Maria, die Mutter Jesu, und dessen Brüder scheinen, wie schon früher ausgeführt, auf die Nachricht von dem sie persönlich doch am nächsten berührenden Ereignisse nach Jerusalem geeilt zu sein, um sich dort an Ort und Stelle über die näheren Einzelheiten des Leidens und Sterbens ihres Sohnes und bezw. Bruders zu erkundigen. Ob Jakobus, einer unter den Brüdern Jesu, schon damals den Entschluß gefaßt hat, für die Lehre seines Bruders einzutreten und sich den Aposteln anzuschließen, mag dahingestellt bleiben. Vorläufig wurde Matthias als Ersatz für den abgängigen zwölften Apostel durch das Los bestimmt.

Petrus, welcher durch die Kunde von der Auferstehung seines Herrn neuen Mut gefaßt hatte, übernahm zunächst die Leitung der kleinen Gemeinde, welche mit der Pflege der christlichen Überlieferung eine volle Gütergemeinschaft verband.

In der ersten Zeit scheint deren Wachstum nur sehr langsam vonstatten gegangen zu sein. Die Zeit des Pfingstfestes,

während dessen alle Apostel in einem Hause beieinander saßen und eine wunderbare Naturerscheinung, bestehend in einem windartigen Brausen mit zungenartigen Lichterscheinungen, den heiligen Eifer und die Beredtsamkeit der Apostel mit neuer Glut erfüllte, brachte hierin eine entscheidende Wendung zum Besseren. Von da ab nahm die noch immer junge Bewegung einen rascheren Fortgang, blieb aber vorerst von dem Gedanken getragen, daß nur die Kinder des Volkes Israel, also nur die Juden, zu dem von Jesus Christus verkündeten und begründeten Messiasreiche berufen sein sollten. In diesem Sinne ruft auch Petrus nach der Apostelgeschichte (Kap. 3) seinen Volksgenossen zu:

V. 25. „Ihr seid der Propheten und des Bundes Kinder, welchen Gott gemacht hat mit euren Vätern, da er sprach zu Abraham: Durch deinen Samen sollen gesegnet werden alle Völker auf Erden.

26. Euch zuvörderst hat Gott auferweckt seinen Knecht Jesum und hat ihn zu euch gesandt, euch zu segnen, daß ein jeglicher sich bekehre von seiner Bosheit."

So wuchs die junge Gemeinde stetig zu einer immer mehr an Achtung gewinnenden Gemeinschaft heran. Die gleichzeitige Pflege der idealen religiösen, wie der rein materiellen Interessen war hiebei für dieselbe charakteristisch. So berichtet uns die Apostelgeschichte (Kap. 4):

V. 32. „Der Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; auch keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein.

33. Und mit großer Kraft gaben die Apostel Zeugnis von der Auferstehung des Herrn Jesu und war große Gnade bei ihnen allen.

34. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wieviel ihrer waren, die da Äcker und Häuser hatten, verkauften sie dieselben und brachten das Geld des verkauften Guts

35. Und legten's zu der Apostel Füßen und man gab einem jeglichen, was ihm not war."

Diese Verhältnisse brachten die Notwendigkeit der Aufstellung von eigenen Almosenpflegern mit sich, um nicht über der Pflege der materiellen Güter jene der geistigen zu vernachlässigen und

auch die Griechen, welche sich bereits über ihre Zurücksetzung zu beklagen begannen, zu beruhigen. Die **Apostelgeschichte** berichtet uns hierüber im 6. Kapitel:

V. 1. „In den Tagen aber, da der Jünger viel wurden, erhub sich ein **Murmeln unter den Griechen wider die Hebräer**, darum, daß ihre Witwen übersehen wurden in der täglichen Handreichung.

2. Da riefen die Zwölfe die Menge der Jünger zusammen und sprachen: Es taugt nicht, daß wir das Wort Gottes unterlassen und zu Tische dienen.

3. Darum, ihr lieben Brüder, sehet unter euch nach sieben Männern, die ein gut Gerücht haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind, welche wir bestellen mögen zu dieser Notdurft.

4. Wir aber wollen anhalten am Gebet und am Amt des Worts.

5. Und die Rede gefiel der ganzen Menge wohl; und erwähleten Stephanus, einen Mann voll Glaubens und heiligen Geistes, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus, den Judengenossen von Antiochien.

6. Diese stellten sie vor die Apostel und beteten und legten die Hände auf sie.

7. Und das Wort Gottes nahm zu und die Zahl der Jünger ward sehr groß zu Jerusalem. Es wurden auch viel Priester dem Glauben gehorsam."

Unter den so bestellten Almosenpflegern tat sich insbesondere Stephanus durch sein unermüdliches Wirken im Dienste der ihm anvertrauten Aufgabe, aber auch nicht minder durch sein entschiedenes Eintreten für die geistige Seite der neuen Bewegung hervor. Dabei kam er mit dem rein äußerlichen jüdischen Formeldienst in den schärfsten Gegensatz, so daß sich bald der Unwille des durch seine Führer aufgehetzten jüdischen Volkes gegen ihn kehrte und sich zuletzt in offener Gewalt Luft machte, die Stephanus das Leben kostete.

So waren die Gegner der jungen Heilslehre, die sich nach dem Tode Jesu seinen Anhängern gegenüber anfangs etwas glimpflicher benommen hatten, wieder bei der am Herrn und Meister selbst erprobten blutigen Gewalttat angelangt.

Saulus.

Eine wunderbare Fügung wollte es, daß bei der Steinigung des Stephanus auch ein besonders glaubenseifriger Jüngling zugegen war, der die Kleider jener hütete, welche Stephanus das Leben nahmen. Gerade dieser sollte später selbst eine entscheidende Rolle in der Geschichte der christlichen Glaubensausbreitung spielen. Es war Saulus, der Sohn eines jüdischen römischen Staatsbürgers aus Tarsus, dessen Vater eine gebürtige Römerin zur Frau genommen hatte. Von seinen Eltern zum Rabbi bestimmt, wurde Saulus in der Schule des Gamaliel zu Jerusalem im pharisäischen Geiste für seinen künftigen Beruf vorbereitet. Daneben erlernte er nach damaliger Gepflogenheit ein Handwerk, und zwar jenes der Grobweberei, dessen Betrieb ihm später den Lebensunterhalt sicherte.

Saulus trat mit glühendem Eifer für die strenge Einhaltung der im mosaischen Gesetze enthaltenen Vorschriften ein und wurde so ein unbarmherziger Verfolger aller jener, die mit seinen Grundsätzen in Widerspruch standen. Dies traf in erster Reihe bei den Angehörigen der christlichen Gemeinde zu, welche die lebendigen Worte ihres Stifters höher schätzten, als den erstarrten Formeldienst der jüdischen Gesetzeslehrer.

Hierin erblickte Saulus einen Abfall vom Gesetze und bot daher dem hohen Rate seine Dienste zur Verfolgung der abtrünnigen jüdischen Volksgenossen an.

In diesem Rate saß auch Gamaliel, sein Lehrer, dessen mäßige Haltung aber zum blindwütigen Glaubenseifer seines Schülers in grellem Widerspruche stand. Denn vorzugsweise Gamaliels Fürsprache hatten es die Apostel zu verdanken gehabt, daß sie die erste Zeit nach dem Tode Jesu eine etwas nachsichtigere Behandlung erfuhren. Dieser Schriftgelehrte war nämlich gegenüber dem Vorhaben, die Apostel wegen der Wunder und Zeichen, die sie im Namen Jesu unter dem Volke getan hatten, und wegen der Verkündigung seiner Lehre im Tempel, dem Tode zu überliefern, für deren Freilassung eingetreten. Er begründete seine Haltung damit,

daß die von den Aposteln vertretene Lehre, wenn sie bloß von Menschen stamme, ohnehin von selbst erlöschen werde, wenn sie aber in Gott den Ursprung habe, jeder Widerstand von Hause aus vergeblich sei. Die Apostelgeschichte berichtet uns hierüber im 5. Kapitel:

V. 34. „Da stand aber auf im Rat ein Pharisäer, mit Namen Gamaliel, ein Schriftgelehrter, in Ehren gehalten vor allem Volk, und hieß die Apostel ein wenig hinaustun.

35. Und sprach zu ihnen: Ihr Männer von Israel, nehmet euer selbst wahr an diesen Menschen, was ihr tun sollet.

36. Vor diesen Tagen stund auf Theudas und gab vor, er wäre etwas, und hingen an ihm eine Zahl Männer, bei vierhundert; der ist erschlagen und alle, die ihm zufielen, sind zerstreuet und zunichte worden.

37. Darnach stund auf Judas aus Galiläa in den Tagen der Schätzung und machte viel Volks abfällig ihm nach; und der ist auch umkommen und alle, die ihm zufielen, sind zerstreuet.

38. Und nun sage ich euch: Lasset ab von diesen Menschen und lasset sie fahren. Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird's untergehen.

39. Ist's aber aus Gott, so könnet ihr's nicht dämpfen, auf daß ihr nicht erfunden werdet als die wider Gott streiten wollen."

Gamaliel drang mit seinem Rate durch. Der hohe Rat begnügte sich damit, die Apostel züchtigen zu lassen und gab ihnen dann die Freiheit mit dem strengen Gebote, im Namen Jesu nicht weiterhin zu predigen. Diese kümmerten sich aber um diese Weisung ebensowenig, wie um die früheren, und hörten nicht auf, alle Tage im Tempel und in den Häusern das Evangelium von Jesus Christus zu verkünden. So wuchs die Zahl der Anhänger immer mehr und mehr, es verschärfte sich aber auch im gleichen Maße der Groll der Gegner, so daß schließlich wieder jene Richtung im hohen Rate die Oberhand gewann, welche eine gewaltsame Unterdrückung der neuen „Sekte" für geboten erachtete.

In deren Diensten tat sich nun, wie schon erwähnt, Saulus ganz besonders eifrig hervor. Da trat in ihm auf einer seiner

Verfolgungsreisen, die ihn nach Damaskus führte, eine innere Wandlung ein, welche aus dem unermüdlichen Gegner der christlichen „Gesetzesverächter" deren eifrigsten und bedeutendsten Vorkämpfer schuf. Saulus wurde bekanntlich auf dem Wege durch eine gewaltige Lichterscheinung, vermutlich einen Blitzschlag, vom Pferde geschleudert und in einen Zustand der Verzückung versetzt, aus welchem er mit der durch nichts mehr zu besiegenden Überzeugung erwachte: „Jesus, der von mir verfolgte Christus, lebt!"

Damit schwanden auch in Saulus allmählich die Zweifel an der Wahrheit der von ihm bisher so leidenschaftlich bekämpften Lehre von der Auferstehung Jesu, ja diese Lehre wurde fortan die wesentliche Grundlage der von ihm verkündeten neuen Heilsbotschaft. Die weitere Ausbreitung und Ausbildung der christlichen Glaubenswahrheiten war hiedurch an einem entscheidenden Wendepunkte angelangt.

Der Apostel Paulus.

1.

Eine der ersten Folgen, welche die in Saulus vollzogene innere Umkehr mit sich brachte, war das in ihm erweckte Bewußtsein, daß er selbst von mütterlicher Seite nicht jüdischem, sondern römischem, also heidnischem Blut entstamme. Je lebendiger dieses Bewußtsein in ihm wurde, desto stärker regte sich in ihm der Trieb, auch die Heiden der von Jesus auf die Welt gebrachten und für alle Menschen gleich bestimmten göttlichen Gnade teilhaft werden zu lassen.

So wurde er in Wahrheit der „Heidenapostel", als den er sich selbst bezeichnet, und trug diesem Gesinnungswechsel auch nach außen hin dadurch Rechnung, daß er fortan seinen hebräischen Namen „Saulus" mit dem lateinischen Namen „Paulus" vertauschte. Im Verkehr mit Griechen und Römern war dies übrigens damals ein ziemlich allgemeiner jüdischer Gebrauch. Wir werden uns daher im folgenden auch an diese Namensveränderung halten.

Paulus ging in seiner Lehre von dem Gedanken aus, daß Jesus durch seine Auferstehung als wahrer Messias, als wahrer Christus erwiesen sei und, daß dessen Kreuzigung in der göttlichen Absicht gelegen und notwendig gewesen sei, um die Menschen von den Folgen der Erbsünde zu befreien. So tritt in Jesus der Messias, der Christus immer deutlicher hervor und werden wir daher im weiteren für Jesus, den Christus, die heute allgemein gebräuchliche Bezeichnung „Christus" in Anwendung bringen.

Nach Paulus hat also das Kreuz die Menschheit von den Banden des mosaischen Gesetzes befreit und dieselbe zu einem neuen Leben im Geiste befähigt und emporgehoben. Denn, während die Menschen, solange sie „im Fleische" lebten, der Herrschaft der Sünde und dem verdammenden Spruche des auf derselben aufgebauten „Gesetzes" unterworfen seien, erlange der einzelne durch die in der Kreuzigung des Fleisches Christi gelegene versöhnende Macht und durch den Glauben an dieselbe die Herrschaft über sein eigenes Fleisch und werde hiedurch in die Lage versetzt, die Macht der Sünde in sich selbst zu brechen. So habe Christus durch die Ertötung alles dessen, was an ihm irdisch war, für die ganze Menschheit den Weg für ein neues Leben im Geiste eröffnet.

Auf dieser Bahn allein führe nun der wahre Weg des Heiles, auf dem der einzelne nicht mehr durch Beobachtung der äußeren Formen des „Gesetzes", sondern nur durch den Glauben und die daraus entspringende Gnade die Rechtfertigung anstrebe und auch finde. **Christus fordere hienach keine leibliche, sondern nur eine geistige Beschneidung**, eine innere Umkehr, eine Beschneidung des Herzens und nicht anderer körperlicher Teile. Diesen Gedanken vertritt Paulus insbesondere in seinem **Römerbrief** (2. Kap.):

V. 28. „Denn das ist nicht ein Jude, der auswendig ein Jude ist, auch ist das nicht eine Beschneidung, die auswendig am Fleisch geschieht,

29. Sondern das ist ein Jude, der's inwendig verborgen ist, und die Beschneidung des Herzens ist eine Beschneidung, die im Geist und nicht im Buchstaben geschieht; eines solchen Lob ist nicht aus Menschen, sondern aus Gott."

Die hervorragende Bedeutung des geistigen Momentes in der neuen Lehre und dessen Gegensatz zum materiellen betont Paulus auch an einer anderen Stelle desselben Briefes (Kap. 7):

V. 22. „Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen.

23. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüte, und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern."

Auf diesen Widerstreit weist Paulus auch im Galaterbriefe (Kap. 5) hin:

V. 13. „Ihr aber, lieben Brüder, seid zur Freiheit berufen; allein sehet zu, daß ihr durch die Freiheit dem Fleisch nicht Raum gebet, sondern durch die Liebe diene einer dem andern.

14. Denn alle Gesetze werden in Einem Wort erfüllet, in dem: Liebe deinen Nächsten als dich selbst!

15. So ihr euch aber untereinander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr nicht untereinander verzehret werdet.

16. Ich sage aber: Wandelt im Geist, so werdet ihr die Lüste des Fleisches nicht vollbringen.

17. Denn das Fleisch gelüstet wider den Geist und den Geist wider das Fleisch; dieselbigen sind widereinander, daß ihr nicht tut, was ihr wollet.

18. Regieret euch aber der Geist, so seid ihr nicht unter dem Gesetze."

Paulus stellt dann die Werke des Fleisches jenen des Geistes gegenüber und knüpft daran seine Schlußfolgerungen:

V. 19. „Offenbar sind aber die Werke des Fleisches, als da sind Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht,

20. Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Rotten, Haß, Mord,

21. Saufen, Fressen und dergleichen, von welchen ich euch habe zuvor gesagt und sage noch zuvor, daß, die solches tun, werden das Reich Gottes nicht erben.

22. Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit.

23. Wider solche ist das Gesetz nicht.

24. Welche aber Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch samt den Lüsten und Begierden.

25. So wir im Geist leben, so lasset uns auch im Geiste wandeln.

26. Lasset uns nicht eitler Ehre geizig sein, einander zu entrüsten und zu hassen."

Denjenigen nun, welche Christo angehören, in seinem Geiste leben und auch wandeln, verspricht Paulus ewigen Lohn und bezeichnet sie als „Gotteskinder".

So schreibt er in seinem Römerbrief (Kap. 8):

V. 14. „Denn, welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder.

15. Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch abermal fürchten müßtet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!

16. Derselbige Geist gibt Zeugnis unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind."

Treffender und schlagender ist der Gegensatz zwischen dem in Gottesfurcht beharrenden jüdischen Geiste und dem auf Gottesliebe beruhenden christlichen Geiste wohl niemals klargestellt worden.

Auf den Begriff der Gotteskindschaft kommt Paulus auch im Galaterbrief (Kap. 3) zu sprechen:

V. 23. „Ehedenn aber der Glaube kam, wurden wir unter dem Gesetz verwahret und verschlossen auf den Glauben, der da sollte offenbart werden.

24. Also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christum, daß wir durch den Glauben gerecht würden.

25. Nun aber der Glaube kommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister.

26. Denn ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum.

27. Denn wieviel euer auf Christum getauft sind, die haben Christum angezogen.

28. Hie ist kein Jude, noch Grieche, hie ist kein Knecht, noch Freier, hie ist kein Mann, noch Weib; denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu.

29. Seid ihr aber Christi, so seid ihr ja Abrahams Same und nach der Verheißung Erben."

Denselben Gegenstand behandelt Paulus auch im 4. Kapitel:

V. 1. „Ich sage aber, solange der Erbe unmündig ist, so ist zwischen ihm und einem Knechte kein Unterschied, ob er wohl ein Herr ist aller Güter;

2. Sondern er ist unter den Vormündern und Pflegern bis auf die Zeit, die der Vater bestimmt hat.

3. Also auch wir, da wir unmündig waren, waren wir gefangen unter den äußerlichen Satzungen.

4. Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz getan,

5. Auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlöste, daß wir die Kindschaft empfingen.

6. Weil ihr denn Kinder seid, hat Gott gesandt den Geist seines Sohnes in eure Herzen, der schreiet: Abba, lieber Vater!

7. Also ist nun hie kein Knecht mehr, sondern eitel Kinder; sind's aber Kinder, so sind's auch Erben Gottes durch Christum."

Paulus erkennt somit die Idee einer allmählichen religiösen Entwicklung grundsätzlich an, verbindet sie aber noch mit dem ihm eigenen Erlösungsgedanken. Die Vorstellung, daß die religiöse Erkenntnis geradeso den Gesetzen der geistigen Entwicklung unterworfen sei, wie jede andere Form der Erkenntnis, scheint ihm jedoch fremd geblieben zu sein.

2.

Das eine stand nach dem Gesagten für Paulus jedenfalls fest, daß nämlich die bisherige Schranke des mosaischen Gesetzes jeden Anspruch auf weitere Berücksichtigung im Rahmen der neuen Heilslehre verloren habe. Damit entfiel für ihn die Notwendigkeit einer verschiedenartigen Behandlung von Juden und Heiden. Ja, er ging noch weiter. Es sollten fürderhin überhaupt alle,

die Menschen bisher trennenden Unterschiede, wie Geschlecht, Stand und Geburt aufgehoben sein, da ja Christus durch seinen Kreuzestod alle zur ewigen Gemeinschaft mit ihm berufen habe, welche sich gläubig an ihn wendeten.

Der Glaube an Christus sollte demnach nunmehr an die Stelle der Gesetzesbefolgung treten. So verkündet Paulus in seinem Römerbrief (Kap. 10):

V. 4. „Christus ist des Gesetzes Ende, wer an den glaubet, der ist gerecht!"

Und weiters:

V. 9. „Denn so du mit deinem Munde bekennest Jesum, daß er der Herr sei, und glaubest in deinem Herzen, daß ihn Gott von den Toten auferwecket hat, so wirst du selig.

10. Denn so man von Herzen glaubet, so wird man gerecht, und so man mit dem Munde bekennet, so wird man selig.

11. Denn die Schrift spricht: Wer an ihn glaubet, wird nicht zuschanden werden.

12. Es ist hie kein Unterschied unter Juden und Griechen; es ist aller zumal Ein Herr, reich über alle, die ihn anrufen.

13. Denn, wer den Namen des Herrn wird anrufen, soll selig werden."

Mit dem Gebote des Glaubens verbindet Paulus jenes der Liebe, welches er in seinem Römerbrief (Kap. 12) näher beschreibt:

V. 9. „Die Liebe sei nicht falsch. Hasset das Arge, hanget dem Guten an.

10. Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich. Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor.

11. Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt. Seid brünstig im Geiste. Schicket euch in die Zeit.

12. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.

13. Nehmet euch der Heiligen Notdurft an. Herberget gerne.

14. Segnet, die euch verfolgen; segnet und fluchet nicht.

15. Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden.

16. Habt einerlei Sinn untereinander. Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen.

17. Haltet euch nicht selbst für klug. Vergeltet niemand Böses mit Bösem. Fleißiget euch der Ehrbarkeit gegen jedermann.

18. Ist es möglich, soviel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden.

19. Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn (Gottes); denn es steht geschrieben: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.

20. So nun deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.

21. Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem."

Wer alle diese Gebote hält, wird nach Paulus das ewige Leben empfangen. Das Unterpfand hiefür bietet ihm die Auferstehung Christi, welche zugleich die Bürgschaft für die Auferstehung aller bildet, die an seinen Namen glauben und in seinem Geiste leben. Hierüber gibt uns der erste Korintherbrief (Kap. 15) näheren Aufschluß.

V. 1. „Ich erinnere euch aber, lieben Brüder, des Evangeliums, das ich euch verkündiget habe, welches ihr auch angenommen habt, in welchem ihr auch stehet.

2. Durch welches ihr auch selig werdet: welcher Gestalt ich es euch verkündiget habe, so ihr's behalten habt; es wäre denn, daß ihr's umsonst geglaubet hättet.

3. Denn ich habe euch zuvörderst gegeben, welches ich auch empfangen habe, daß Christus gestorben sei für unsre Sünden, nach der Schrift.

4. Und daß er begraben sei und daß er auferstanden sei am dritten Tage nach der Schrift.

5. Und daß er gesehen worden ist von Kephas, darnach von den Zwölfen.

6. Darnach ist er gesehen worden von mehr, denn fünfhundert Brüdern auf einmal, deren noch viel leben, etliche aber sind entschlafen.

7. Darnach ist er gesehen worden von Jakobus, darnach von allen Aposteln.

8. Am letzten nach allen ist er auch von mir, als einer unzeitigen Geburt, gesehen worden.

9. Denn ich bin der geringste unter den Aposteln, als der ich nicht wert bin, daß ich ein Apostel heiße, darum, daß ich die Gemeine Gottes verfolget habe.

10. Aber von Gottes Gnade bin ich, das ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet, denn sie alle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.

11. Es sei nun ich oder jene, also predigen wir und also habt ihr geglaubet."

Bemerkenswert ist in dieser Stelle die Behauptung, daß Christus zuletzt auch von Paulus gesehen worden sei. Nachdem dies bekanntlich nur in Form einer den Heidenapostel allerdings in seinem Innersten erschütternden Vision der Fall war, dürfen wir wohl annehmen, daß Paulus auch bezüglich der übrigen, von ihm namhaft gemachten Persönlichkeiten nur eine solche Erscheinung Christi nach seiner vermeintlichen Auferstehung im Auge hatte.

Es ergibt sich dies übrigens auch aus seinen weiteren, denselben Gegenstand behandelnden Ausführungen:

V. 12. „So aber Christus gepredigt wird, daß er sei von den Toten auferstanden, wie sagen denn etliche unter euch, die Auferstehung der Toten sei nichts?

13. Ist aber die Auferstehung der Toten nichts, so ist auch Christus nicht auferstanden.

14. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich.

15. Wir würden aber auch erfunden als falsche Zeugen Gottes, daß wir wider Gott gezeuget hätten, er hätte Christum auferwecket, den er nicht auferweckt hätte, sintemal die Toten nicht auferstehen.

16. Denn so die Toten nicht auferstehen, so ist Christus auch nicht auferstanden.

17. Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden;

18. So sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren.

19. Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen.

20. Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten und der Erstling worden unter denen, die da schlafen.

21. Sintemal durch einen Menschen der Tod und durch einen Menschen die Auferstehung der Toten kommt.

22. Denn, gleichwie sie in Adam alle sterben, also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden.

23. Ein jeglicher aber in seiner Ordnung, der Erstling Christus, darnach die Christo angehören, wenn er kommen wird;

24. Darnach das Ende, wenn er das Reich Gott und dem Vater überantworten wird, wenn er aufheben wird alle Herrschaft und alle Obrigkeit und Gewalt.

25. Er muß aber herrschen, bis daß er alle seine Feinde unter seine Füße lege.

26. Der letzte Feind, der aufgehoben wird, ist der Tod.

27. Denn er hat ihm alles unter seine Füße getan. Wenn er aber saget, daß es alles untertan sei, ist's offenbar, daß ausgenommen ist, der ihm alles untergetan hat.

28. Wenn aber alles ihm untertan sein wird, alsdann wird auch der Sohn selbst untertan sein dem, der ihm alles untergetan hat, auf daß Gott sei alles in allen."

In diesen Worten hat Paulus sein Glaubensbekenntnis über die Auferstehung überhaupt niedergelegt. Diese bildet, wie schon gesagt, die Grundlage seiner ganzen Glaubenslehre, welche mit ihr steht und fällt. Dabei vertritt Paulus offenbar nicht die Anschauung, als ob Christus auf dieser selben Erde, auf der er ehedem gewandelt, wieder leiblich auferstanden

wäre, seine Überzeugung geht vielmehr wohl dahin, daß derselbe in einer anderen, diesem irdischen Treiben entrückten Welt wieder zum Leben zurückgerufen worden sei und dereinst von dort kommen werde, um alle seine Getreuen um sich zu sammeln und alle seine Feinde unter den Schemel seiner Füße zu legen.

Erst nach alledem werde das eigentliche Reich Gottes seinen Anfang nehmen, in welchem dieser selbst und unmittelbar die Herrschaft führen wird.

Eine andere Deutung der paulinischen Lehre von der Auferstehung, insbesondere soweit sie die Person Christi betrifft, ist nicht zulässig, weil wir in derselben jeden Hinweis auf dessen Himmelfahrt vermissen und auch keinen Anhaltspunkt dafür besitzen, daß Christus zur Zeit der Abfassung des von uns bezogenen Briefes noch unter den Lebenden geweilt habe.

Petrus und Paulus.

1.

Die natürliche Folge der von Paulus vertretenen Auffassung von der Rechtfertigung durch den Glauben allein und ohne die im mosaischen Gesetze vorgeschriebenen Werke war die Anschauung, daß der Weg zum ewigen Heile fürderhin nicht mehr, wie bisher, durch das Judentum hindurch führen, sondern nunmehr den Heiden ebenso, wie den Juden, unmittelbar offen stehen solle. Damit entfiel aber die angeblich von Gott befohlene, auserwählte Stellung des jüdischen Volkes von selbst und wurde auch die Notwendigkeit einer Beschneidung für die christlichen Glaubensjünger durchaus entbehrlich.

Die gesetzestreuen Judenchristen, besonders jene der Urgemeinde von Jerusalem, glaubten aber an der Vorschrift der Beschneidung unbedingt und allgemein, also auch für die Heidenchristen, festhalten zu müssen.

Diese Richtung fand besonders in **Petrus**, der mit Johannes und Jakobus der christlichen Urgemeinde vorstand, eine kräftige Stütze, obwohl sich Petrus selbst, durch ein Traumgesicht bewogen, zur Aufnahme des heidnischen Hauptmanns Cornelius in die christliche Gemeinschaft entschlossen hatte. Später scheint er indes, seiner leicht entzündbaren, aber auch ebenso schwankenden Charakteranlage folgend, wieder zur strengeren Gesetzesauffassung zurückgekehrt zu sein, die eine volle Gleichstellung der Heidenchristen mit den Judenchristen für unzulässig erachtete.

Dabei konnte sich Petrus zur Begründung dieser Auffassung auf seinen persönlichen Verkehr mit Christus, auf dessen eigene Worte und Handlungsweise berufen und, wer hätte einer solchen Autorität gegenüber einen ernsten Widerspruch noch wagen dürfen? Gerade in dieser kritischen Zeit scheint das Ansehen des Petrus von Seite der gesetzestreuen Judenchristen besonders hoch gehoben worden zu sein und finden wir vielleicht einen Ausfluß dieser Stimmung in der bekannten Stelle bei **Matthäus** (Kap. 16), mit welcher die römischkatholische Kirche bekanntlich den Primat begründet:

V. 18. „Und ich sage dir auch: Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!

19. Und will dir des Himmelreiches Schlüssel geben: Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöset sein!"

Von dieser besonderen Berufung des Petrus geschieht weder bei Markus, noch auch bei Lukas irgendwelche Erwähnung. Diese Einschaltung konnte daher, wenn sie überhaupt von Matthäus selbst herrührt und nicht gelegentlich einer späteren Bearbeitung oder Abschrift seines Evangeliums entstanden ist, nur den einen Zweck haben, das durch Paulus etwas ins Wanken gebrachte Ansehen des Petrus und der hinter ihm stehenden Judenchristen wieder zu befestigen und seiner Lehrmeinung eine ausschlaggebende Bedeutung zu geben. Mit der von Christus ausdrücklich betonten **Gleichstellung aller seiner Jünger** und der Tatsache, daß er

ja denselben allen die Binde- und Lösegewalt verliehen hat, ist eine besondere Bevorzugung des Apostels Petrus schlechterdings nicht in Einklang zu bringen.

Man beachte übrigens, was bei Matthäus unmittelbar auf die eben bezogene Stelle im Kapitel 16 folgt:

V. 20. „Da verbot er seinen Jüngern, daß sie niemand sagen sollten, daß er Jesus der Christ wäre.

21. Von der Zeit an fing Jesus an und zeigte seinen Jüngern, wie er müßte hin gen Jerusalem gehen und viel leiden von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten, und getötet werden und am dritten Tage auferstehen.

22. Und Petrus nahm ihn zu sich, fuhr ihn an und sprach: Herr, schone dein selbst; das widerfahre dir nur nicht!

23. Aber er wandte sich um und sprach zu Petrus: „Heb' dich, Satan, von mir. Du bist mir ärgerlich; denn du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist!"

Diese Worte sind gerade nicht danach angetan, eine besondere Berufung Petri für die künftige Leitung der christlichen Glaubensgemeinschaft anzunehmen. Auch die spätere Vorhersage Christi, daß ihn Petrus binnen kürzester Frist dreimal verleugnen werde, läßt nicht darauf schließen, daß er den gutmütigen, aber unverläßlichen Charakter des Petrus als einen „Felsen" betrachtet habe, dem er sein verantwortungsvolles Lebenswerk anvertrauen könnte.

Es sei zudem auch auf die Schilderung hingewiesen, die uns Paulus von der Persönlichkeit des Petrus in seinem Briefe an die Galater (Kap. 2) gibt, worin er über den Besuch des Apostelfürsten Petrus bei der Christengemeinde in Antiochia berichtet:

V. 11. „Da aber Petrus gen Antiochien kam, widerstund ich ihm unter Augen, denn es war Klage über ihn kommen.

12. Denn zuvor, ehe etliche von Jakobus kamen, aß er mit den Heiden; da sie aber kamen, entzog er sich, und sonderte sich, darum, daß er die von der Beschneidung fürchtete.

13. Und heuchelten mit ihm die anderen Juden, also, daß auch Barnabas verführet ward, mit ihnen zu heucheln.

14. Aber da ich sah, daß sie nicht richtig wandelten nach der Wahrheit des Evangeliums, sprach ich zu Petrus vor allen öffentlich: So du, der du ein Jude bist, heidnisch lebest und nicht jüdisch, warum zwingest du denn die Heiden, jüdisch zu leben?

15. Wir sind von Natur Juden und nicht Sünder aus den Heiden.

16. Doch weil wir wissen, daß der Mensch durch des Gesetzes Werke nicht gerecht wird, sondern durch den Glauben an Jesum Christ, so glauben wir auch an Christum Jesum, auf daß wir 'gerecht werden durch den Glauben an Christum und nicht durch des Gesetzes Werke; denn durch des Gesetzes Werke wird kein Fleisch gerecht.

17. Sollten wir aber, die da suchen, durch Christum gerecht zu werden, auch selbst Sünder erfunden werden, so wäre Christus ein Sündendiener. Das sei ferne!

18. Wenn ich aber das, so ich zerbrochen habe, wiederum baue, so mache ich mich selbst zu einem Übertreter.

19. Ich bin aber durch's Gesetz dem Gesetz gestorben, auf daß ich Gott lebe; ich bin mit Christo gekreuziget.

20. Ich lebe aber; doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Denn, was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben des Sohns Gottes, der mich geliebet hat, und sich selbst für mich dargegeben.

21. Ich werfe nicht weg die Gnade Gottes; denn, so durch das Gesetz die Gerechtigkeit kommt, ist Christus vergeblich gestorben!"

Petrus mußte sich da, wie man sieht, von dem ihm an Geist und Bildung weit überlegenen Paulus eine ganz gehörige Abkanzlung gefallen lassen, weil er sich aus Furcht vor dem in Jerusalem damals eine große Rolle spielenden Jakobus, einem Bruder Christi, zu einer Verleugnung seiner den Heiden etwas entgegenkommenderen Haltung hatte verleiten lassen.

Es fehlte diesem Apostelfürsten eben ganz und gar der weite, weltumfassende Blick eines Paulus, den derselbe wohl seiner Herkunft von einer römischen Mutter verdankte, und der ihm die

Einbeziehung der Heiden als unerläßliche Bedingung für das weitere Gedeihen der christlichen Glaubenslehre zum Bewußtsein kommen ließ. So blieb Petrus im tiefsten Grunde seines Herzens dem Gesetze seiner Väter treu und erkannte in der von Christus geoffenbarten Wahrheit ebenso, wie ja dieser selbst, nur eine Zurückführung des im Buchstabendienste erstarrten Judentums auf seine in Gott selbst ruhende, lebendige Quelle. Auch sah er in Christus nur den schon den Vätern verheißenen Messias, der bestimmt sei, dem Volke Israel die dauernde Oberhoheit über die ganze Welt zu gewinnen und zu erhalten.

Der Gedanke einer Gleichstellung der ja von Christus nach seiner Wiederkehr zu unterjochenden Heiden war mit einer solchen beschränkten, jüdischnationalen Messias-Auffassung selbstredend vollkommen unvereinbar.

2.

So ist es ganz begreiflich, daß die zwischen Petrus, Jakobus und Johannes einerseits und Paulus und Barnabas andererseits gelegentlich des Besuches der letzteren in Jerusalem getroffene Vereinbarung, wonach sich die ersteren bei Verbreitung der neuen Glaubenslehre hauptsächlich an die Juden, die letzteren dagegen an die Heiden wenden sollten, von keinem dauerhaften Halte war.

Paulus berichtet uns in seinem Galater-Briefe über diesen Ausgleich (im 2. Kap.) folgendes:

V. 1. „Darnach über vierzehn Jahre zog ich abermal hinauf gen Jerusalem mit Barnabas und nahm Titus auch mit mir.

2. Ich zog aber hinauf aus einer Offenbarung und besprach mich mit ihnen über dem Evangelium, das ich predige unter den Heiden; besonders aber mit denen, die das Ansehen hatten, auf daß ich nicht vergeblich liefe oder gelaufen wäre.

3. Aber es ward auch Titus nicht gezwungen, sich beschneiden zu lassen, der mit mir war, ob er wohl ein Grieche war.

4. Denn, da etliche falsche Brüder sich mit eingedrungen und neben eingeschlichen waren, zu verkundschaften uns're Freiheit, die wir haben in Christo Jesu, daß sie uns gefangen nähmen,

5. Wichen wir denselbigen nicht eine Stunde, untertan zu sein, auf daß die Wahrheit des Evangeliums bei euch bestünde.

6. Von denen aber, die das Ansehen hatten — welcherlei sie weiland gewesen sind, da liegt mir nichts an, denn Gott achtet das Ansehen der Menschen nicht — mich haben die, so das Ansehen hatten, nichts anders gelehret,

7. Sondern dagegen, da sie sahen, daß mir vertrauet war das Evangelium an die Vorhaut, gleichwie dem Petrus das Evangelium an die Beschneidung,

8. (Denn, der mit Petrus kräftig ist gewesen zum Apostelamt unter die Beschneidung, der ist mit mir auch kräftig gewesen unter die Heiden,)

9. Und da sie erkannten die Gnade, die mir gegeben war, Jakobus und Kephas und Johannes, die für Säulen angesehen waren, gaben sie mir und Barnabas die rechte Hand und wurden mit uns eins, daß wir unter die Heiden, sie aber unter die Beschneidung gingen;

10. Allein, daß wir der Armen gedächten, welches ich auch fleißig bin gewesen zu tun."

Gelegentlich der Reise des Apostels Petrus nach Antiochia traten, wie schon früher angedeutet, die hiemit nur zeitweilig verhüllten Gegensätze wieder auf's neue hervor. Ein aufrichtiges, verläßliches Eintreten des Petrus für die Befreiung der Heidenchristen vom mosaischen Gesetze war unter solchen Umständen nicht mehr zu erwarten. Petrus wurde im Gegenteil immer mehr zum Mittelpunkte jener Richtung, die im jüdischnationalen Messias-Gedanken das Um und Auf der neuen Heilslehre erschöpft wissen wollte. Um so tiefer erfaßte Paulus die gewaltige Tragweite der von Christus geoffenbarten Heilsbotschaft und trat mit unermüdlichem Eifer für deren geistige Fortentwicklung ein.

So ist es das hervorragende Verdienst dieses unermüdlichen Heidenapostels, daß die auf jüdischnationalem Boden entstandene neue Glaubenslehre ihrem engen heimatlichen Rahmen entrissen und zur Grundlage einer alle Menschen in gleicher Weise umfassenden und beglückenden Erlösungsreligion umgestaltet wurde.

Judentum und Heidentum bedeuteten für diese nur die vorbereitenden Stufen.

Beim weiteren Ausbau der christlichen Heilslehre trat Paulus sogar für die Befreiung der Judenchristen vom mosaischen Gesetze ein, wogegen die älteren Apostel dessen Vorschriften, insbesondere jene über die Beschneidung, für die Judenchristen unbedingt aufrecht erhalten wissen wollten. Dieser Gegensatz machte Paulus in der Folge so manchen seiner bisher getreuesten Anhänger abwendig.

Die weiten Reisen, welche dieser Apostel mit bewunderswerter Rührigkeit, allen übeln Erfahrungen, Verfolgungen und Entbehrungen zum Trotz, im Dienste der von ihm vertretenen heiligen Sache unternahm, sind bekannt. Zu den bittersten aller seiner Erfahrungen dürfte Paulus wohl jene gerechnet haben, daß ihm überallhin die ihm feindlich gesinnten Judenchristen nachzogen, um für den von ihnen eingenommenen engherzigen jüdisch-nationalen Standpunkt einzutreten, und so die Früchte seiner dornenvollen Lehrtätigkeit fortgesetzt gefährdeten.

Im Frühjahre 59 trat Paulus seine letzte Reise nach Jerusalem an, um eine bei seinen Heidenchristen gesammelte Liebesgabe für die Armen der Urgemeinde persönlich zu überbringen. Bei dieser Gelegenheit fiel er dem persönlichen Hasse seiner ehemaligen jüdischen Glaubensgenossen, wie nicht minder der ihm abgeneigten Haltung der in Jerusalem seßhaften Judenchristen zum Opfer und wurde über Veranlassung der ersteren aus dem Tempel, wo er lehren wollte, in das römische Lager als Gefangener abgeführt. Von da wurde er, um ihn vor einem jüdischen Anschlage zu sichern, zunächst nach Cäsarea und von diesem Orte später über sein eigenes Verlangen nach Rom gebracht, um vor dem Kaiser selbst Rechenschaft ablegen zu können. Dort kam er nach stürmischer Seefahrt im Frühjahr 62 an und wurde so milde gehalten, daß er sogar sein Lehramt auszuüben in der Lage war.

Die neronische Christenverfolgung des Jahres 64 dürfte Paulus indes kaum überlebt haben. Ob er hiebei gemeinsam mit Petrus, wie die christliche Überlieferung behauptet, den Märtyrertod erlitten hat, ist geschichtlich noch nicht festgestellt. Es ist aber gar

nicht unwahrscheinlich, daß Petrus von der Christengemeinde in Jerusalem, wie seinerzeit nach Antiochia, späterhin auch nach Rom gesandt wurde, um dort mit Paulus Rücksprache zu nehmen und auch in der römischen Hauptstadt den jüdischnationalen Standpunkt seiner Urgemeinde durch die Macht seiner hohen persönlichen Autorität in entscheidender Weise zur Geltung zu bringen. Wir vermögen daher der Anwesenheit Petri in Rom und der Überlieferung von seinem dort erlittenen Martertode keinen so geringen Grad von Glaubwürdigkeit beizumessen, wie es von wissenschaftlicher Seite heute in der Regel zu geschehen pflegt.

Das Johannes-Evangelium.

1.

Wie sich Christus selbst in erster Linie an die Armen und Unterdrückten gewendet hatte, so fand auch seine Lehre unter den Aposteln zunächst bei den von Leid beladenen, vorzugsweise unteren Schichten der Bevölkerung ihren meisten Anhang. Das gebildete Griechentum scheint in der neuen Lehre vorerst die ihm eigene philosophische Tiefe vermißt zu haben. In den Evangelien war ja viel zu viel Hinweis auf Wunder und Zeichen enthalten, wie es das Judentum verlangte, und viel zu wenig philosophische Grübelei zu finden, wie es das Griechentum gewohnt war.

Diese Tatsache scheint sich mit der Zeit um so fühlbarer gemacht zu haben, als die christlichen Gemeinden immer mehr und mehr zu einer Kirche heranwuchsen, welche unablässig bestrebt war, ihr Glaubensgebiet nach dem Westen hin auszudehnen. Dabei konnte man aber doch nicht vorwiegend bei den niederen, ungebildeten Volksschichten stehen bleiben, mußte vielmehr auch darauf bedacht sein, die höheren, gebildeteren Stände für die neue Lehre zu gewinnen. Dazu reichten aber die von jüdischem Geiste getragenen älteren Evangelien keineswegs aus und machte sich daher das Bedürfnis nach einem neuen, dem griechischen Geiste mehr verwandten, ihm entgegenkommenden Evangelium bemerkbar.

Diesem Umstande dürfte wohl das unter Zuhilfenahme der Autorität des Apostels Johannes geschaffene, sogenannte „Johannes-Evangelium" seinen Ursprung zu verdanken haben. Dasselbe rührt zweifellos von einem griechischen Verfasser her und läßt uns den wesentlichen Inhalt der älteren Evangelien im Lichte der griechischen Denkungsart erscheinen. Den genauen Zeitpunkt seiner Abfassung kennen wir ebensowenig, als die Persönlichkeit, von welcher diese Arbeit stammt. Der Inhalt läßt uns nur vermuten, daß der Verfasser dem Apostel Johannes nahestand und vielleicht zu dessen Schülern zählte. Auch dürfen wir annehmen, daß die Schrift in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christus entstanden sei.

Die Bedeutung des Johannes-„Evangeliums" — wenn wir schon an dieser gebräuchlichen Bezeichnung festhalten wollen — kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Es hob die in dem Boden der galiläischen Heimat festwurzelnde, mit dem gesetzestreuen Judentum eng verknüpfte und an dessen Überlieferung unverbrüchlich festhaltende Persönlichkeit Christi von dem Boden dieser irdischen Welt hoch empor bis zu den himmlischen Fernen, da der Grieche seine Götter suchte, und ließ ihn als von Ewigkeit her erzeugten Gottessohn auf diese Welt herniedersteigen, um die Menschheit von ihren Sünden zu erlösen und dann wieder zum Vater zurückzukehren. So trat an die Stelle des „Menschensohnes" der fleischgewordene „Gottessohn", der wieder die bevorstehende Sendung des heiligen Geistes in einer Form verheißt, welche diesen als selbständiges göttliches Wesen neben dem Vater und dem Sohne auftreten läßt. So im Kapitel 14:

V. 16. „Und ich will den Vater bitten und er soll euch einen andern Tröster geben, daß er bei euch bleibe ewiglich.

17. Den Geist der Wahrheit, welchen die Welt nicht kann empfahen, denn sie siehet ihn nicht und kennet ihn nicht. Ihr aber kennet ihn; denn er bleibet bei euch und wird in euch sein.

25. Solches hab' ich zu euch geredet, weil ich bei euch gewesen bin.

26. Aber der Tröster, der heilige Geist, welchen mein Vater senden wird in meinem Namen, derselbige wird euch alles lehren und euch erinnern alles des, das ich euch gesagt habe."

Ebenso im 15. Kapitel:

V. 26. „Wenn aber der Tröster kommen wird, welchen ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet, der wird zeugen von mir.

27. Und ihr werdet auch zeugen, denn ihr seid von Anfang bei mir gewesen."

Ähnlich auch im 16. Kapitel:

V. 7. „Aber ich sage euch die Wahrheit: Es ist euch gut, daß ich hingehe. Denn so ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch; so ich aber gehe, will ich ihn zu euch senden.

8. Und, wenn derselbige kommt, der wird die Welt strafen um die Sünde und um die Gerechtigkeit und um das Gericht.

9. Um die Sünde, daß sie nicht glauben an mich;

10. Um die Gerechtigkeit aber, daß ich zum Vater gehe und ihr mich hinfort nicht sehet;

11. Um das Gericht, daß der Fürst dieser Welt gerichtet ist.

12. Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet's jetzt nicht tragen.

13. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von ihm selber reden, sondern, was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen.

14. Derselbige wird mich verklären, denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen."

Einen bemerkenswerten Ansatz zu dieser Auffassung finden wir übrigens bereits bei Lukas im 21. Kapitel, welches die Vorhersage Christi über die bis zu seiner Wiederkehr zu gewärtigenden Ereignisse enthält:

V. 14. „So nehmet nun zu Herzen, daß ihr nicht sorget, wie ihr euch verantworten sollt.

15. Denn ich will euch Mund und Weisheit geben, welcher nicht sollen widersprechen mögen, noch widerstehen alle eure Widersacher."

Im Gegensatze hiezu bringt Markus diese Stelle in folgender Fassung (Kap. 13):

V. 11. „Wenn sie euch nun führen und überantworten werden, so sorget nicht, was ihr reden sollt, und bedenket auch nicht zuvor, sondern, was euch zu derselbigen Stunde gegeben wird, das redet. Denn ihr seid's nicht, die da reden, sondern der heilige Geist."

Damit stimmt Lukas im Kapitel 12 überein:

V. 11. „Wenn sie euch aber führen werden in ihre Schulen und vor die Obrigkeit und vor die Gewaltigen, so sorget nicht, wie oder was ihr antworten oder, was ihr sagen sollt.

12. Denn der heilige Geist wird euch zu derselbigen Stunde lehren, was ihr sagen sollt."

Den richtigen Wortlaut dürfte wohl Matthäus im 10. Kapitel wiedergeben:

V. 19. „Wenn sie euch nun überantworten werden, so sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt; denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt.

20. Denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet!"

Für die Charakteristik der einzelnen Evangelien und das Verständnis der kirchlichen Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit ist diese Feststellung nicht ohne Bedeutung. Christus ist nach dem Johannes-Evangelium nicht mehr der von Gott verheißene und von Gott gesandte Messias, als welchen er sich selbst gefühlt und einbekannt hat, sondern der von Ewigkeit her in Gott ruhende und von ihm auf diese Welt gesandte Gottessohn, der die Eigenschaft eines Menschen mit jener seiner göttlichen Herkunft vereiniget hat. So wurde die Persönlichkeit Christi immer mehr und mehr ihres irdischen Charakters entkleidet und von einem mystischen Strahlenglanze umgeben, welcher deren wahre, geschichtliche Erscheinung in den Hintergrund treten ließ. Anderseits erscheint uns der von Christus geforderte Geist der Nächstenliebe im Johannes-Evangelium in einem neuen, durchaus idealen Lichte, das dem jüdischen Denken und Fühlen vollkommen fremd war und bringt uns so vielleicht der edlen, von griechischem Geiste angehauchten Denkungsweise Christi näher, als es in den älteren Evangelien der Fall war.

So wurde das Christentum durch dieses neue Evangelium gleichzeitig mit dem Zauber geheimnisvoller Mystik umwoben und in seiner, auf dem Gebote der Gottes- und Nächstenliebe aufbauenden Sittenlehre auf eine bis zum heutigen Tage unübertroffene Höhe edelster Reinheit und Erhabenheit emporgehoben. Damit war es dem Empfinden der arischen Völker näher gerückt und der dauernden Aufnahme bei denselben zugänglich gemacht.

2.

Die unter die Schriften des Neuen Testaments ebenfalls aufgenommene sogenannte „Offenbarung des Johannes" hat mit dem Evangelium des Johannes gar nichts gemein und ist ein unzweifelhaft aus jüdischer Quelle stammendes, dem Vorbilde des Propheten Daniel nachgeahmtes Phantasiegemälde ohne jede tiefere religiöse oder auch nur einigermaßen beachtenswerte geschichtliche Bedeutung.

Das Johannes-Evangelium bildet dagegen bis zum heutigen Tage die wesentliche Grundlage der in den einzelnen christlichen Glaubensbekenntnissen niedergelegten dogmatischen Wahrheiten, vor allem der Lehre über das Verhältnis Christi zu seinem göttlichen Vater und betreffend die göttliche Dreieinigkeit. Die Ansätze hiezu finden sich allerdings bereits, wie früher gezeigt, mehrfach in den älteren Evangelien enthalten, die ja auch zum Teil schon griechischen Einfluß durchschimmern lassen.

Auf dieser Stufe religiöser Erkenntnis ist die christliche Kirche im ganzen und großen bis zum heutigen Tage stehen geblieben. Ihre Entwicklung bestand ja keineswegs in der organischen Fortbildung und Fortentwicklung der in den vier Evangelien und den mit ihnen vereinigten kanonischen Schriften enthaltenen religiösen Wahrheiten, sondern vielmehr in der allmählichen dogmatischen Festlegung derselben unter Ausschluß jeder freieren, der fortschreitenden allgemeinen Erkenntnis angepaßten Auffassung.

Die Geschichte dieser dogmatischen Lehrbildung, die Spaltung der christlichen Kirche in eine morgenländische und eine abendländische Kirche und schließlich die Lostrennung der verschiedenen

evangelischen Glaubensgemeinschaften von der römisch-katholischen Kirche, durchwegs Erscheinungen, die ihrem Wesen nach nur auf eine verschiedene Auffassung und Auslegung der gemeinsamen Glaubensgrundlagen hinauslaufen, fallen nicht in den Rahmen unserer Ausführungen.

Wir haben es hier vielmehr nur noch mit der Frage zu tun, welche innere Berechtigung der dogmatischen Festlegung der Glaubensgrundsätze an sich zukommt und welchen Standpunkt wir diesfalls als allein berechtigten anzuerkennen haben.

Heilsglaube und Dogma.

1.

Während sich der griechische Geist im Evangelium des Johannes ein unvergängliches Denkmal auf dem Boden der christlichen Glaubenslehre gesetzt hat, wandte sich der seiner innersten Natur nach auf die rechtliche Ausgestaltung aller Lebensverhältnisse hinzielende römische Geist von allem Anfang an der Schaffung eines diese Glaubenslehre tragenden und stützenden Lehrgebäudes zu, indem er ein die ganze Welt umfassendes und für alle Menschen bestimmtes Kirchensystem schuf, das erst jüngst im unfehlbaren Papste seinen Abschluß fand. So entstand allmählich die „Una sancta catholica ecclesia", die einige, heilige katholische Kirche, deren Lehren nach denselben Grundsätzen aufgebaut wurden, welche seinerzeit für die Bildung des römischen Rechtes maßgebend gewesen waren.

So gewannen selbst die ihrer Natur nach nur dem Gewissensgebiete vorbehaltenen Pflichten vielfach einen über dieses Gebiet hinausreichenden, geradezu rechtlich verbindenden Charakter, der in dem reichgegliederten System von kirchlichen Bußen und Strafen seinen Rückhalt fand. Erwiesen sich diese nicht als zureichend, um

die kirchliche Autorität zu sichern, so griff man unbedenklich nach dem „brachium saeculare", nach dem weltlichen Arm. Den festen Untergrund bilden in diesem System die kirchlichen Dogmen, d. h. Lehrsätze der obersten Kirchengewalt, welche die grundlegenden Wahrheiten des Glaubens und der Sittenlehre, sowie jene der kirchlichen Disziplin in einer für alle Gläubigen verbindlichen Form zum Gegenstande haben.

Seit dem vatikanischen Konzil vom Jahre 1870 steht die Festsetzung dieser dogmatischen Lehrsätze bekanntlich dem Papste allein mit dem Anspruche auf Unfehlbarkeit seiner Aussprüche zu, wenn er diese ex cathedra erläßt.

Der katholischen Kirche gegenüber wird das Wesen der verschiedenen evangelischen Kirchengemeinschaften — eine einheitliche evangelische Kirche gibt es bekanntlich nicht — vielfach darin gesucht, daß diese im Gegensatze zur katholischen Kirche den Gläubigen volle Glaubensfreiheit im Rahmen der heiligen Schrift gewähren. In Wahrheit hat der Protestantismus von allem Anfang an die Zugehörigkeit zu einem der verschiedenen Bekenntnisse von dessen ausdrücklicher Annahme abhängig gemacht. Diese „Bekenntnisse" trugen auch mehr oder minder einen dogmatischen Charakter an sich, wobei man indes seitens der kirchlichen Autorität niemals so weit ging, den Anspruch auf Unfehlbarkeit bei Festsetzung derselben zu erheben.

In neuerer Zeit macht sich in den protestantischen Kreisen eine Bewegung geltend, welche dahin zielt, von jedweder dogmatischen Bestimmung der Glaubenslehre Umgang zu nehmen und sich mit der Erforschung und Feststellung eines einheitlichen christlichen Glaubensprinzipes zu begnügen. Der Vorteil eines solchen bestünde unleugbar darin, daß es jedem einzelnen Gläubigen jederzeit und unmittelbar vor Augen sein könnte. In dieser Richtung verdient besonders eine Abhandlung ernste Beachtung, die Professor Dorner in Königsberg vor kurzem über denselben Gegenstand veröffentlicht hat*).

*) Enthalten in: „Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion" unter No. 4: „Heilsglaube und Dogma", S. 139 u. f.

2.

Dorner wendet sich in seinen Ausführungen mit vollem Rechte gegen die Annahme, daß es möglich sei, ein für allemal irgend einen Glaubenssatz mit der Wirkung festzusetzen, daß derselbe für alle Zeit als unfehlbar und unabänderlich zu gelten habe. Schon die Tatsache der Dogmengeschichte für sich allein, welche das Werden und die Veränderung der Lehrformen zu betrachten habe, sei ein Fragezeichen gegenüber der Meinung von einer ein für allemal endgiltig bestimmten, unfehlbaren Lehre und habe sehr viel dazu beigetragen, die Dogmen als kirchliche Lehrsätze auf ihre wahre Bedeutung einzuschränken.

Den im Christentum gelegenen neuen Grundgedanken bringt Dorner in nachstehender Weise zur Ausführung:

„In der ersten Zeit hat das christliche Erkennen noch keine präzisen Formen angenommen; es ist durch das Neue Testament und die apostolischen Väter repräsentiert. Der Inhalt des Christentums wird auch hier trotzdem durch besondere Zeitvorstellungen bestimmt, wie das die Eschatologie, der Dämonenglaube, die an alttestamentliche Vorstellungen anschließende Art des Versöhnungsglaubens, der Reichsgottesidee und vieles andere beweist. Das wesentlich Neue und Triebkräftige dieses Glaubens liegt aber natürlich nicht in diesen Formen, sondern darin, daß die Gottesgemeinschaft über alle Störungen hinausgehoben und ethisch bestimmt ist. Der Christ ist seiner unmittelbaren Gottesgemeinschaft, des Besitzes des göttlichen Geistes gewiß, durch den er getrieben wird, sich sittlich zu betätigen. Wenn auch die Neuheit dieses Prinzips zunächst in schroffen, zum Teil gegen die Welt ablehnenden, der Natur und der natürlichen Sittlichkeit zum Teil fremden Formen erscheint — man denke an die verhältnismäßig niedere Taxierung der Ehe, des Eigentums, selbst der persönlichen, sozialen Stellung, der Kunst, der Wissenschaft, teilweise auch des Staates —, so ist doch die Persönlichkeit in ihrem vollen Werte fixirt und damit ist ein Prinzip gegeben, das in seiner weiteren Entwicklung ganz andere Früchte zeitigen konnte. Zunächst kam es darauf an, das Zentrum des Menschen neu zu

gestalten; wenn in der wiederhergestellten Gottesgemeinschaft, in der neuen Gesinnung ein neues Zentrum gegeben war, so war damit die Möglichkeit einer unabsehbaren Entwicklung inauguriert. Und diese zentrale Umgestaltung des Menschen in der ethisch bestimmten Gottmenschheit war das wirklich Neue des Christentums. Sie ist an den Stifter angeknüpft, der nach den Quellen, wenn auch in zeitgemäßer Form, dieses Bewußtsein vertritt, und eben hierin über alles Bisherige hinausgeht, ein neues Zeitalter inauguriert. Denn von einer Gottmenschheit, von einer Erlösung im positiven Sinne, die zugleich Vollendung des religiösen Bewußtseins im Ergriffensein von der göttlichen Vernunft, im Beseeltsein vom göttlichen Geiste ist, und zwar mit Selbstbewahrung der Persönlichkeit, die nicht in der Gottheit untergeht, sondern sich erst recht in der Gottesgemeinschaft tatkräftig weiß, ist in keiner außerchristlichen Religion die Rede; neu ist die, wenn auch zunächst noch naive Verbindung der Immanenz, d. h. des Einwohnens Gottes im Menschen, des Einswerdens des Menschen mit Gott, und der Transzendenz, d. h. des Bewußtseins von der Erhabenheit Gottes über alles Endliche, des Übergreifens der Gottheit über den einzelnen, der eben deshalb zugleich weiß, daß Gott allen Menschen einwohnen will, und diese christliche Grundidee und Grunderfahrung als allgemeingiltig auffaßt."

Dorner gesteht selbst zu, daß diese christlichen Grundprinzipien auch im Protestantismus nicht ohne dogmatische Einengung zur Durchführung kamen. So schreibt er:

„Der ursprüngliche Protestantismus hat in der Heilsgewißheit und in der Hervorhebung der natürlichen Ethik den ethisch bestimmten persönlichen Charakter der unmittelbaren christlichen Gottesgemeinschaft als den dem Menschen naturgemäßen Zustand mit Recht hervorgehoben, aber die Konsequenzen seines Standpunktes keineswegs voll gezogen, ja in den offiziellen Kirchen sich mehr von dem bevormundenden Gesetz des Lebens, der Werke, als von dem Lehrgesetz befreit, das er vielmehr bald wieder in drückender Form einführte. Freilich straft er schon durch seine Existenz diese einseitige Entwicklung selbst Lügen, und sein sola

fide, die Rechtfertigung allein durch den Glauben, bewährte er schlecht, wenn der Glaube Heilsgewißheit in sich schließen und doch am Ende Autoritätsglaube an ein bestimmt formuliertes Lehrgesetz sein sollte, wenn er einerseits unmittelbare Erfahrung der Gottesgemeinschaft sein sollte, so daß wir den andern auch ‚ein Christus werden‘ können, andererseits noch dazu Glaube an allerhand Heilsgarantien sein sollte, die erst diese Heilserfahrung verbürgen mußten, an eine ganze Reihe von Dogmen, die man traditionell überkommen hatte, oder an eine bestimmte Lehre von den Sakramenten, die das Heil verbürgten und für heilsnotwendig erklärt wurden.“

3.

Im weiteren Verlaufe seiner Ausführungen weist Dorner darauf hin, daß man allmählich zur Erkenntnis kam, daß die kirchlich festgestellte Lehre nur eine, keineswegs einwandfreie Form sei, das Wesen des Christentums nach der Auffassung einer christlichen konfessionellen Gemeinschaft zu einer gegebenen Zeit darzustellen und, daß sich mit der Zeit die Versuche mehrten, welche dahin gingen, an die Stelle der Dogmen den auf selbständiger Erkenntnis beruhenden Glaubensinhalt zu setzen. So sei man dahin gekommen, die einzelnen Konfessionen als individuelle Formen des christlichen Prinzipes aufzufassen, welches selbst wieder verschiedene Stadien durchlaufen habe.

Die charakteristischen Merkmale dieses Standpunktes findet Dorner nun in den nachstehenden, gemeinsamen Grundzügen, welche allerdings im einzelnen wieder verschiedene Gestaltungen aufzuweisen hätten:

„Einmal bleibt man nicht mehr bei der unmittelbaren Form des Glaubens stehen, sondern untersucht seine Fundamente mit Hilfe psychologischer, religionsgeschichtlicher, erkenntnistheoretischer, eventuell auch metaphysischer Forschungen. Die Religion aber wird als etwas dem geistigen Wesen des Menschen Natürliches und gegenüber den naturwissenschaftlichen Zweifeln als

berechtigt erwiesen. Denn, mag man nun bei der psychologischen Begründung der Religion stehen bleiben oder ihre metaphysische Basis anerkennen, jedenfalls sucht man ihre Notwendigkeit für das menschliche Bewußtsein zu erweisen, indem man ihrem psychologischen Ursprung nachgeht und ihren Gang in der Weltgeschichte völkerpsychologisch zu verstehen sucht. Das Christentum aber gilt seinem Wesen nach als die prinzipielle Verwirklichung des Ideals der Religion oder mindestens als die höchste Stufe der historischen Entwicklung der Religionen. Bei diesen Untersuchungen gibt man sich die größte Mühe, dasjenige, was den neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und den notwendigen Voraussetzungen der Naturwissenschaft widerspricht, als für die Religion nicht wesentlich zu zeigen, wie denn gerade eine Einschränkung der Theologie durch die Naturwissenschaften erfolgt ist. Man ist völlig einverstanden, daß es nicht die Aufgabe der Theologie sein kann, sich in die Erkenntnis des Naturprozesses einzumengen, daß vielmehr in dem naturgesetzlichen Zusammenhang, in der Ordnung der Welt und in ihrer Gesetzmäßigkeit Gott sich offenbare, besser, als in Wundern, die den Naturzusammenhang zerstören, und daß man ebensogut, ja besser sittlich tätig sein könne, wenn man die Naturgesetze kennt und benützt, als wenn man annimmt, man müsse in den Naturprozeß störend eingreifen und die Gottheit mache selbst in dieser Hinsicht Ausnahmen. Versucht aber die Naturphilosophie, das Gesamtbewußtsein des Menschen, auch das religiöse und sittliche Bewußtsein, auf einen bloß materiellen Prozeß zurückzuführen, so weist man dem gegenüber nach, daß die Erkenntnis dieses Prozesses selbst ein Produkt geistiger Tätigkeit sei, geradeso, wie das sittliche Handeln und die Religion, soweit sie nicht auf die Gottheit selbst zurückzuführen ist, auf der Ideale bildenden Tätigkeit des Geistes beruhe, die nicht aus dem bloß materiellen Naturzusammenhang begreiflich wird."

„Wenn man so einerseits alles das, was die Voraussetzung des naturgesetzlichen Zusammenhanges stören könnte, als dem religiösen Glauben nicht wesentlich preisgibt, und die Benützung der Natur für geistige Zwecke durch die Kenntnis und Berück-

sichtigung der Naturgesetze vermittelt sein läßt, so sucht man trotzdem die berechtigte Selbständigkeit des geistigen, insbesondere religiösen Lebens aufrecht zu erhalten. So hat die Theologie die Selbständigkeit der naturwissenschaftlichen Forschungen anerkannt und nach dieser Seite hin sich selbst beschränkt, z. B. in Bezug auf die biblischen Schöpfungsberichte, in Bezug auf die Wunder. Man sucht aber ebenso, wie das Wesen der Religion, insbesondere auch das eigentümliche Wesen der christlichen Religion festzustellen. Man ist sich darüber einig, daß das Christentum verschiedene Erscheinungsformen hat, die man entweder individuell oder als verschiedene Stufen der Entfaltung des christlichen Geistes ansieht. Gegenüber der modernen Idee der Entwicklung erkennt man an, daß die Formen, in denen das Christentum in der Welt erscheint, auch die Lehrformen, zeitlich bedingt sind, sucht aber zugleich zu zeigen, daß es ein Ideal der Religion gibt, das in dem christlichen Prinzip enthalten sei. Der Annahme, daß alle Entwicklungsformen nur relativ seien, wird die Ideale bildende Kraft des Geistes entgegengestellt und man sucht zu zeigen, daß gerade die Idee der Entwicklung selbst den deutlichsten Beweis dafür enthält, daß der Geist sich über den Prozeß stellt, die Entwicklungsstadien festhält, vergleicht, das Vergangene gegenwärtig hält und so auch imstande ist, den religiösen Entwicklungsgang zu überschauen, das Bleibende, Wertvolle von dem Vergänglichen zu unterscheiden und festzuhalten, wie selbst die Natur auf ihre Weise ihre verschiedenen Entwicklungsstadien festhält und gleichzeitig nebeneinander bewahrt. Würde man nicht Ideale festhalten, so würde man nicht mehr von Entwicklung, sondern nur von Veränderungen reden können."

„Mag man ferner das Prinzip des Christentums in dem Prinzip der Gottmenschheit, das alle aneignen sollen, oder in der Idee der gottwohlgefälligen Menschheit oder in der völligen Kräftigkeit des Gottesbewußtseins oder in der Aneignung des göttlichen Reichswillens finden, darüber ist man einig, daß hier in irgendeiner Weise die dem Menschen mögliche Vereinigung des Menschen mit Gott, sei es in Form des Gefühles oder des Willens

oder des bewußten Erkennens oder in allen drei Beziehungen zugleich, erreicht sei, und daß damit auch prinzipiell eine Erlösung von den früheren Mängeln und Einseitigkeiten des religiösen Bewußtseins gegeben sei. Andererseits erkennt man aber an, daß die neuere Methode der Geschichtsforschung auf die gesamte Erscheinung des Christentums angewendet werden müsse, daß man zwischen dem Prinzip und der jeweiligen zeitlichen Erscheinung des Prinzips zu unterscheiden habe, daß die historische Kritik vor den christlichen Urkunden nicht stillstehen müsse. Eben daher wird die Art und Weise, wie dieses christliche Prinzip mit der Person Christi verknüpft wird, zwar noch verschieden vorgestellt — auch je nachdem man das christliche Prinzip auffaßt, verschieden —, aber daß man sich in dieser Hinsicht mit dem historisch wirklich festzustellenden Tatbestand in Einklang zu halten hat, und daß Christus in jedem Falle in den Formen seiner Zeit das christliche Prinzip vertreten hat, wird zugegeben. Daß hiedurch die Lehre von Christus wesentlich beeinflußt wird, versteht sich von selbst."

„Dazu kommt aber, daß die neueren psychologischen und ethischen Forschungen auf die gesamte Lehrbildung einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt haben. Denn überall werden nicht mehr in Bezug auf geistige Vorgänge metaphysische Kategorien angewendet wie man früher stritt, ob die Sünde mit der Substanz des Menschen verwoben oder ein bloßes Accidens sei, wie man die Christologie in der Form der Zweinaturenlehre darstellte und eine gegenseitige Mitteilung der einzelnen Eigenschaften der zwei Naturen begreiflich zu machen unternahm. Jetzt sucht man die Lehren, welche die wesentlichen sind, und das Verhältnis des Menschen zu Gott betreffen, psychologisch und ethisch statt metaphysisch und juristisch zu bestimmen. Dabei wird zugleich auf die ethischreligiöse Entwicklung Rücksicht genommen und die absoluten Gegensätze werden erweicht. So wird der Hauptgegensatz in der christlichen Religion, der Gegensatz von Sünde und Gnade, nicht mehr in abstrakter Weise so betrachtet, daß mit der Sünde, die mit einem Akte Adams in die Welt getreten sein sollte, das ganze Menschengeschlecht im absoluten Gegensatz zu Gott stehen und der ewigen Verdammnis preisgegeben sein soll. Vielmehr ist

die Sünde niemals da ohne das ihr entgegengesetzte Prinzip des Guten; sie ist überhaupt nicht absolut; sie ist ein Verhältnis, eine grundsätzliche Verschiebung an sich berechtigter Faktoren, Überwiegen der Sinnlichkeit über die praktische Vernunft, das Gewissen, oder des Fleisches, des Welt- und Selbstbewußtseins über den Geist, das Gottesbewußtsein, oder Zwiespalt zwischen dem rein natürlichen und dem geistigen Bewußtsein als Durchgangspunkt der Erhebung des Geistes zu sich selbst, oder Überwiegen des beschränkten partikularen Willens über den universalen, oder, aus Mangel an Kenntnis des universalen Ideals, Haften an der Vereinzelung. Die Erlösung ist nicht für sich zu nehmen als bloße Befreiung von Schuld, Sünde, Übel, sondern sie ist unmittelbar eins mit der prinzipiellen, positiven Verwirklichung des Ideals, mit der Aneignung des christlichen Prinzips der Einheit mit Gott seitens des Menschen im Gefühl, Phantasie, Willen, Wissen."

4.

Durch die eben gekennzeichneten Gesichtspunkte findet Dorner die ganze Religion auf neue Grundlagen gestellt.

„So ist die Theologie einerseits in den großen Zusammenhang des gesamten Wissens hineingestellt; der Zusammenhang des Christentums mit der Kultur, mit der gesamten Religionsgeschichte, der Zusammenhang der Theologie mit allem übrigen Wissen wird ebenso in neuer Weise offenbar, wie andererseits die Theologie auch auf ihr eigentümliches Gebiet, die historische und philosophische Untersuchung des Christentums, beschränkt wird. Daß eine solche Theologie nicht mehr in dem alten Sinne kirchlich bestimmte Theologie sein kann, liegt in der Natur der Sache, da sie sich zugleich die Aufgabe stellt, die Fundamente der christlichen Religion und der Kirche oder der Kirchen immer auf's neue zu untersuchen."

Dabei bleibt aber noch immer die Frage offen, ob wir das Dogma bei unserem heutigen Stande der christlichen Erkenntnis schon entbehren und in das Gebiet der Vergangenheit verweisen können. Dorner geht dieser Frage keinesfalls aus dem Wege,

kommt vielmehr im Zusammenhang mit derselben auf den Vorschlag zu sprechen, ein neues Dogma zu bilden, das den Anforderungen des modernen Bewußtseins genügen und die mannigfachen Anstöße des alten Dogmas durch Vereinfachung vermeiden könnte. Er bemerkt hiezu:

„Auch dieser Vorschlag ist schwer ausführbar. Es würde dazu die Anerkennung der kirchlichen Gemeinschaft nötig sein und, ob die Gegenwart dazu geeignet wäre, bei ihrer dermaligen Zerrissenheit sich auf ein solches neues Dogma zu einigen, ist höchst fraglich. Dazu kommt aber dies, daß das Dogma wesentlich darin seine Bedeutung hat, daß sein Inhalt für unantastbar gilt. Wenn man nun auch seine Formulierung so allgemein gestalten wollte, daß für die individuelle Deutung möglichst viel Raum bliebe, so würde doch auch diese Formulierung nicht auf stete Dauer Anspruch machen können, weil die wissenschaftlichen Mittel der Formulierung wechseln würden. Dazu käme aber immer noch das weitere Bedenken, daß etwas als Wahrheit von einer Gemeinschaft fixiert würde, die hiemit den Anspruch machte, über die Wahrheit entscheiden zu können. Die Reformation mit ihrer Betonung der Persönlichkeit und persönlicher Heilsgewißheit hat aber eben damit das Recht der Prüfung und Kritik entfesselt und dadurch nicht nur die Vorstellung von einem unfehlbaren Dogma, sondern überhaupt die Vorstellung von jedem Lehrgesetz ein für allemal selbst entfernt, und sie kam sofort mit sich in Widerspruch, als sie selbst wieder solche Lehrgesetze fixierte. Tatsächlich steht es nun ja trotz alles Redens von der Rechtsgültigkeit der Bekenntnisse so, daß es nun einmal keine allgemeine Kirche gibt, die eine Lehrgestaltung hätte, die Anspruch auf Allgemeingültigkeit machen kann, daß insbesondere im Protestantismus tatsächlich eine wirklich allgemeingültige Lehre nicht mehr existiert, da die verschiedensten theologischen Schulen teils in einer Kirche beisammen sind, teils in allen protestantischen Denominationen (Parteikirchen) zusammen eine reiche Mannigfaltigkeit der Lehre vertreten ist. — Für die Theologen hat also das Dogma nur soweit Geltung, als sie ihm selbst zustimmen, und es ist der Kritik auf allen Punkten ausgesetzt. Und für das Volk soll es ein

Dogma geben, das dieses als Wahrheit glauben, d. h. im Vertrauen auf die Kirche annehmen muß? Kann das protestantische Bewußtsein eine solche Forderung stellen? Und kann man wirklich sagen, daß das Dogma wirklich populären Charakter trage? Das griechische Dogma war für das Volk nicht verständlich; der katholische Klerus fordert von den Massen nur fides implicita, Glauben an die Autorität der Kirche überhaupt, nicht den Glauben, wie er in den einzelnen Dogmen ausgeprägt ist; auch der Protestantismus hat Dogmen, die das Volk schwerlich verstehen kann. Gerade das Dogma trägt einen aristokratischen Charakter, insofern es eine von den Leitern formulierte Lehre dem Volke zum Glauben anempfiehlt. Das Christentum ist aber seiner Tendenz nach eine Universalreligion, welche allen das Heilsbewußtsein geben, alle zu selbständigen Persönlichkeiten machen will, und der Protestantismus hat diese universale Tendenz mit seiner Lehre von dem allgemeinen Priestertum aller Gläubigen in kräftiger Weise erneuert, wenn auch bis jetzt nicht konsequent verfolgt. — So könnte man eher darauf kommen, daß das Dogma nicht für das Volk, sondern für die Leiter der Kirche dasjenige fixieren soll, was christlich ist, damit diesen für ihre Tätigkeit in der Gemeinschaft gleichsam eine Leitung gegeben sei, Grenzen ausgesteckt werden, innerhalb deren die Verkündigung bleiben muß, um christlich zu sein, daß es also mehr für die Leitenden da sei, als für das Volk. Allein diesen Zweck wird es gerade sehr mangelhaft erfüllen, da es zu stabil ist, um in der Gegenwart und für die Gegenwart solche Gesichtspunkte aufzustellen. Dazu ist die Theologie da, die das Wesen des Christentums nach allen Seiten zu untersuchen hat. Denn, je klarer man dieses Wesen kennt, um so mehr ist man fähig, zu beurteilen, was ihm entspricht und was nicht."

„Gerade das christliche Prinzip ist es also, auf das wir wieder zurückgeführt werden, und es ist nun die Frage, ob nicht auch für das Volk dieses Prinzip in seiner ganzen Konzentriertheit verständlich ist, ob es nicht ein unmittelbares Wissen von der Wahrheit dieses Prinzips geben kann, das jedem zugänglich ist. Man hat gerade in der neueren Zeit auf das schärfste dagegen protestiert, daß die Religion ein

Wissen sei. Man hätte dagegen protestieren sollen, daß sie nur ein Wissen sei. Nimmt man der Religion die Ueberzeugung von der Wahrheit ihres Inhaltes, so löst man sie in Illusion auf. Sollte es nun nicht möglich sein, das einfache Prinzip des Christentums auch dem Volke verständlich zu machen? Man hat schon längst den Heilsglauben dem Dogmenglauben gegenübergestellt."

„Das Christentum wird erst von einem falschen aristokratischen Zuge befreit, wenn es so verstanden wird, daß es das Sehnen einer jeden Brust nach der Gemeinschaft mit Gott stillt, daß es nichts enthält und geben will, als das, was jeder normale Mensch wollen muß, ein solches Einwohnen des göttlichen Geistes im Menschen, das sein Gefühl beseligt, seinen Willen sittlich bestimmt, seinen Erkenntnisdrang wenigstens insoweit befriedigt, daß er ein unmittelbares Wissen von der Gottesgemeinschaft hat, eine Gewißheit, die deshalb als ein prinzipielles Wissen bezeichnet werden kann, weil mit ihr das Bewußtsein davon verbunden ist, daß, was ihm gilt, allen Menschen gelten soll, weil die Allgemeingültigkeit dieses religiösen Bewußtseins zugleich gewußt wird. Daß hiemit zugleich der Zwiespalt mit Gott aufgehoben, alle Furcht entfernt und in Ehrfurcht vor dem uns innewohnenden Gott umgewandelt ist, versteht sich von selbst. Eine Seele, die dieses Bewußtsein hat, ist zu einer in sich konzentrierten Persönlichkeit umgestaltet, die in der Gottesgemeinschaft zu frischer Tätigkeit in der Welt bereit ist. Um dieses Bewußtsein populär darzustellen, dazu mag es der Anschauung bedürfen, der Anschauung einer Persönlichkeit, welche dieses Prinzip vertritt. So mag man denn auch die Person des Stifters der christlichen Religion verwenden, um dieses Bewußtsein an ihr zu illustrieren und ihm so anregende Kraft zu geben*). Aber das darf nur geschehen mit strengster Wahrhaftigkeit, nur unter Zuziehung der Situationen, die historisch verifiziert werden können, deren Geschichtlichkeit außer Zweifel

*) Diese Stelle verrät gerade kein besonderes Verständnis ihres Verfassers von der weltgeschichtlichen Bedeutung der Persönlichkeit Christi.

steht. Will man nur in einem Bilde für die Phantasie dieses Bewußtsein vergegenwärtigen, so mag man hinzufügen, daß man hier im Bilde rede. Es ist schlechterdings nicht einzusehen, warum diese Betonung des christlichen Prinzips nicht ebenso wirksam sein sollte, auch für das populäre Bewußtsein, als die oft abstrakten Dogmen, von denen viele dem Zweifel ausgesetzt sind. Alles kommt auf die Gewißheit in der Religion an, d. h. darauf, daß die Persönlichkeit sich gotterfüllt, in Gott beseligt, von Gottes Geist ethisch beseelt weiß, und daß sie ein unmittelbares Wissen von der Wahrheit dieses Zustandes hat, daß sie unmittelbar weiß, Gott, von dem sie sich erfüllt weiß, sei eine Realität, ja die Realität aller Realitäten. Wie ein solcher Glaube mit der Wissenschaft kollidieren soll, ist nicht abzusehen. Denn er enthält ja nicht ein Verschlungenwerden des Endlichen durch das Unendliche, sondern er enthält in der Gottmenschheit, daß der Mensch durch das Einwohnen Gottes selbst erst zu voller Kraft und innerer Konzentration und Einheitlichkeit erhoben ist, um sich nun nach allen Seiten zu betätigen, also auch seine Erkenntnis auszugestalten."

5.

Dorner muß bei alledem zugestehen, daß der Gegensatz zwischen einem der großen Masse zugänglichen, populären christlichen Bewußtsein und dem, einem mehr wissenschaftlich gebildeten Kreis vorbehaltenen religionsphilosophischen Erkennen auch in der Zukunft unvermeidbar bleiben wird. Er findet diesen Gegensatz aber nicht bedenklich, weil die einen, wie die andern „ein Wissen von dem Wesen des Christentums" haben werden, so daß „sie sich in Gott, Gott in sich und damit auch Gott wissen, und zwar so, daß zugleich dadurch ihr Gefühl beseligt, ihre Phantasie angeregt, ihr Wille belebt wird."

Im übrigen meint er:

„Das Zentrum besitzen alle, die christliche Persönlichkeiten sind. Der Unterschied ist nur der, daß die einen bei dem unmittelbaren Wissen bleiben, die anderen als ihre spezielle Aufgabe dieses Er-

kennen sich stellen, entsprechend ihrer besonderen Begabung. Aber sie machen aus ihrem Wissen keine Priesterweisheit, die das Volk gläubig verehren soll, ohne sie zu verstehen. Ihr Erkennen soll vielmehr allen wenigstens mittelbar zugute kommen, soweit das Verständnis solcher reichen kann, die sich mit den Methoden des Erkennens nicht besonders abgeben können. Sie leisten aber mit ihrem Erkennen insbesondere auch den Dienst, daß sie die Zweifel, die an der Gewißheit des religiösen Bewußtseins durch wissenschaftliche Einwände entstehen könnten, aufklären und als Mißverständnisse beseitigen. Es wird deshalb auch durchaus berechtigt sein, daß neben den streng wissenschaftlichen Forschungen die Resultate der Forschung, soweit möglich, gemeinverständlich gemacht werden, daß alle soviel als möglich an der Vertiefung der Erkenntnis teilhaben. Aber Dogmen sind nicht mehr nötig in dem Sinne, daß die kirchlichen Gemeinschaften bestimmte Lehren auktoritativ fixieren. Die Freiheit eines Christenmenschen soll sich auch in der Freiheit des erkennenden Bewußtseins bewähren und die innere Notwendigkeit der Sache und der Sinn für das Notwendige, Allgemeingültige, der allem Willkürlichen entgegentritt und in der höchsten religiösen Vernünftigkeit sein Gesetz findet, tritt an die Stelle der Auktorität. Denn das Christentum ist seinem Prinzip nach die rationale, der Idee der Religion entsprechende Religion, und wenn es auch als universale Religion imstande sein muß, das Allgemeingültige in individuellen Erscheinungsformen darzustellen, so bleibt darum doch die Allgemeingültigkeit des Prinzips bestehen."

Dem gelehrten Königsberger Theologen scheint bei diesem überströmenden Ausflusse seiner die tatsächlichen Verhältnisse außeracht lassenden Gelehrsamkeit etwas bang geworden zu sein. Denn er stellt nun selbst die Frage: „Aber ist wirklich dieser Standpunkt für die große Masse haltbar? Wird man nicht entgegenhalten, daß viele, ja die große Mehrzahl der Christen nicht nur einer bestimmten Konfession, sondern den auktoritativ festgestellten Dogmen dieser Konfession anhängt? Macht sich nicht gerade heute wieder besonders der konfessionelle Charakter der Frömmigkeit, ja eine gewisse Neigung zur Orthodoxie fühlbar?"

Dorner faßt aber gleich wieder Mut und sucht uns über diese Bedenken hinwegzuhelfen:

„Es mag dabei die Furcht mitwirken, daß die Entfesselung der Freiheit zur Willkür führe, die Furcht vor den Resultaten einer Wissenschaft, die dem Christentum, ja jeder Religion gefährlich zu werden drohen. Allein die echte Wissenschaft wird wohl falsche Vorstellungen, die sich mit dem religiösen Bewußtsein verquickt haben, beseitigen und so reinigend auf das religiöse Bewußtsein wirken, aber nie und nimmer die Religion zerstören, da sie ihrem Wesen nach selbst die letzte Einheit voraussetzt, die die Religion in der Gottheit hat. Die Religion will in ihrer höchsten Entwicklung selbst ein Wissen haben und erfaßt die Welt in ihrer gesamten Ausdehnung als die Offenbarungsstätte der Gottheit. Diese immer mehr zu erkennen, liegt auch im Interesse der wahren Religion, die den Menschen über sein kleines Ich hinaushebt und in den großen Zusammenhang hineinstellt, in dem sich das Wirken der Gottheit spürbar macht. — Wenn aber viele noch nicht für den Standpunkt reif sein sollten, sich in Gott versöhnt zu wissen und von da aus auch die Welt harmonisch als das Feld ihrer Tätigkeit zu betrachten, wenn die Kirchen glauben, ihre Dogmen noch ferner festhalten zu müssen, so wird man doch die Forderung an sie stellen müssen, daß sie sich über das Wesen des Christentums klar werden, daß sie zwischen dem Zentrum des Glaubens und dem Peripherischen unterscheiden lernen, und daß sie ihre pädagogische Wirksamkeit auf die Massen dazu verwenden, die einzelnen Menschen zu mündigen Christen zu machen, d. h. sie zu dem Heilsglauben zu führen, der die Heilsgewißheit mit sich führt. Alle Dogmen sollen bloß als Leitmittel zu diesem Ziel von den Kirchen verwendet und gewertet werden, solange sie noch glauben, Dogmen nötig zu haben. Darauf weist die Geschichte des christlichen Erkennens selber hin, das in immer vollkommeneren Gestalten sich darstellt und jetzt dabei angelangt ist, das Wesen des Christentums selbst möglichst allseitig zu erforschen und in seiner konzentrierten Einfachheit zu erfassen. Denn, das eben ist das Große dieser neueren Entwicklung, daß

sie in einem einfachen, gemeinverständlichen Prinzip das Wesen des Christentums erkennt und eben damit seine konzentrierte Kraft in ungeahnter Weise offenbart, die ihren Reichtum in der Geschichte in gesteigerten Gestalten entfaltet hat und weiter entfalten wird."

Wir hören wohl die Botschaft, doch fehlt uns der Glaube. Haben wir doch die Erfahrung dabei auf unserer Seite, denn es besteht ja schon bald zwei Jahrhunderte lang eine Vereinigung, deren Gründer mit einigen wenigen Schlagworten eine sittliche Wiedergeburt und Veredlung der Menschheit anbahnen und bewerkstelligen zu können glaubten. Es ist dies der Freimaurerorden, dessen wahres Wesen wir in kurzen Zügen klarlegen wollen.

Die Freimaurerei.

1.

Das ideale Endziel der Freimaurerei besteht nach der Absicht ihrer Stifter darin, in einer vorwiegend den Gebräuchen der zu Bauhütten vereinigten Werkmaurer entlehnten symbolischen Form die sittliche Veredlung der Menschen und deren Glückseligkeit überhaupt zu fördern. Diese sittliche Veredlung soll vor allem von der Außerachtlassung aller, die Menschen nur durch Zufall trennenden Unterschiede, wie Geburt, Stand, Nationalität, ausgehen und im Bewußtsein gemeinsamer Gotteskindschaft, wetteifernd im Dienste der Tugend und der Wohltätigkeit, ihre höchste Vollendung finden.

Dabei wurde der Glaube an Gott, als den Schöpfer und Baumeister aller Welten, der ja allen Menschen in gleicher Weise Vater sei, anfänglich als eine unentbehrliche Grundbedingung für die Zugehörigkeit betrachtet, während man heute unter dem Einflusse der materialistischen Tagesströmung hieran, wenigstens tatsächlich, nicht mehr überall festzuhalten scheint.

Die Freimaurerei ist aus dem Protestantismus hervorgegangen und hat in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von England ihren Ausgang genommen. Sie baute dort auf den zur Förderung der wirklichen Werkmaurerei bestehenden Vereinigungen (Logen) auf, die sich nun zum Zwecke einer geistigen Bauarbeit zusammentaten und eine Groß-Loge bildeten. Dies geschah im Jahre 1717. Infolge dieser Neuerung verschwanden bald die Handwerker aus den leitenden Stellen der Vereinigung. Der presbyterianische Geistliche Anderson gab einige Jahre später mit Genehmigung der Groß-Loge und mit Zugrundelegung der alten, werkmaurerischen Konstitutionen ein, dem veränderten neuen Zwecke Rechnung tragendes, für alle Logen derselben Richtung bestimmtes Konstitutionsbuch heraus. In diesem sind die Grundzüge der freimaurerischen Lebensanschauung in nachstehender Weise gekennzeichnet:

„Der Maurer ist verbunden, dem Sittengesetze zu gehorchen und, wenn er die Kunst recht versteht, wird er weder ein stumpfsinniger Gottesleugner, noch ein irreligiöser Wüstling sein. Ob nun wohl die Maurer in alten Zeiten verpflichtet wurden, die Religion dieses Landes oder dieser Nation zu haben, welche es immer sein mochte, so wird es doch jetzt dienlicher erachtet, sie allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menschen übereinstimmen, ihre besonderen Meinungen aber ihnen selbst zu überlassen, das ist gute und treue Männer zu sein oder Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was immer für Benennungen oder Überzeugungen sie unterschieden sein mögen. Hiedurch wird die Maurerei der Mittelpunkt der Vereinigung und das Mittel, treue Freundschaft unter Personen zu stiften, die in beständiger Entfernung von einander hätten bleiben müssen."

Welche Grenzlinie trennt hienach die Freimaurerei von dem von Dorner so warm befürworteten einheitlichen christlichen Glaubensprinzip? Aus dem alleinstehenden Begriffe der Gottesgemeinschaft und Gottesgewißheit läßt sich die Freimaurerei gerade so gut ableiten, wie jedes andere beliebige Glaubensbekenntnis. Und zu welchen Ergebnissen hat die mit der Frei-

maurerei verbundene Lockerung der zuvor bestandenen konfessionellen Schranken geführt?

Dem Judentum wurde, bei aller formellen „Judenreinheit" noch so vieler Logen, inmitten der christlichen Gesellschaft eine willkommene Heimstätte eröffnet, die es ihm ermöglichte, seine Sonderzwecke unter dem Mantel religiöser Duldsamkeit und Verträglichkeit in wirksamster Weise zu fördern. Dies fiel ihm um so leichter, als im Rahmen der neuen Vereinigung der öffentlichen Mildtätigkeit ein weiter Spielraum gewährt war, der den begüterten jüdischen Mitgliedern Gelegenheit bot, ihren Einfluß durch besonders opferwillige Beisteuerung von freiwilligen Gaben mit der Zeit zum tonangebenden zu machen.

Auf diese Weise hat sich das Judentum nicht nur in den ihm offenstehenden Vereinigungen, sondern in der freimaurerischen Bewegung überhaupt einen sicheren Rückhalt seiner eigenen religiös-nationalen Bestrebungen zu schaffen gewußt, und dürfte es gerade diesem Umstande nicht in letzter Linie die Erlangung seiner Gleichberechtigung in Schule und Staat zu verdanken haben. Diese kommt aber bei der bekannten materiellen Überlegenheit des Judentums tatsächlich einer Bevorzugung des in moralischer Hinsicht zurückstehenden jüdischen Elementes gleich.

2.

Einen dauernden Erfolg hat die Freimaurerei auf diese Weise nicht erzielt. Im Gegenteil, der Rückschlag ist schon eingetreten und macht sich sogar in den freimaurerischen Kreisen selbst bemerkbar.

So brachte die in deren Diensten stehende Wiener Wochenschrift: „Der Zirkel" in ihrer Nummer vom 3. Dezember 1905 einen mit „J. R. E." gezeichneten, sehr bemerkenswerten Aufsatz mit der Überschrift: „Der moderne Freigeist." In diesem wird ein so treffendes Charakterbild unserer, nur an der Oberflächlichkeit schwimmenden geistigen Strömungen entworfen, daß wir uns nicht versagen können, dasselbe einer näheren Beachtung zu würdigen.

Der Verfasser beschäftigt sich zunächst mit dem Begriff eines „Freigeistes", in dem er einen Menschen erkennt, der die rituellen Gesetze nicht beobachtet, jede religiöse Zeremonie belächelt, über Gottes Dasein mit kaltem Verstande philosophiert, Wunder auf natürliche Ursachen, Offenbarungen auf gewöhnliche Erkenntnisse zurückzuführen sucht und vor Heiligen keine besondere Ehrfurcht empfindet. Daran knüpft er einen kurzen Rückblick auf die gemiedene Stellung der Freigeister in der Zeit, da „noch über Deutschlands Denkern und Dichtern der Fanatismus, wie ein schwerer Nebel lagerte", und stimmt dann eine mit Übertreibungen reich gewürzte Lobeshymne auf den angeblichen Sieg der freigeistigen Bewegung in der neuen Zeit an:

„Nun, der Freigeist hat den Orthodoxismus überlebt und ist groß und stark geworden. Er hat alle Vorurteile von sich abgewälzt und an den Segen glauben gelehrt, der an sein freies Denken sich knüpft; er hat die Welt zum Zweifel bekehrt, dieser ersten Regung echter Wahrheitsliebe, und dem Gewissen eine Freiheit verliehen, durch die der Mensch alle rituellen Verpflichtungen gegen Gott furchtlos löst, wenn er nur seine Verpflichtungen gegen den Nebenmenschen treuherzig erfüllt. Freigeist ist heutzutage jeder, der vom Genius der Wissenschaft berührt wird, und wer wird es nicht zu einer Zeit, da das Leben des Verstandes das der willkürlichen Phantasie unendlich überragt! Der geringste aus dem Volke verhält sich gegenwärtig ungläubig gegen das, was er nicht begreift; er weiß genau, was Mythe und was Geschichte ist, er ist bei keiner Zeremonie mit dem Herzen zugegen. Mag er auch alles vergessen haben, was er beim Katecheten in der Schule gelernt: Das Licht der Aufklärung, das er hier bei der Erschließung des Weltgebäudes durch den wissenschaftlichen Unterricht in sich aufgenommen, das blieb in ihm und erhält ihn für das ganze Leben in der Opposition gegen alle Einbildungen einer trügerischen Phantasie."

Dem sinnbetäubenden Weihrauchdufte blind ergebener Bewunderung folgt nun aber gleich die kalte Mahnung nüchterner Besonnenheit. Diese erinnert den Verfasser an die von ihm selbst erprobte Wahrheit, daß die menschliche Natur nicht dazu

angetan sei, im Genusse einmal erworbener Güter das rechte Maß zu halten, und so fährt er denn fort:

„„Jedes Selbstbewußtsein artet leicht in Selbstüberhebung aus. Wohlstand verleitet zur Üppigkeit, Heldenmut zur Tollkühnheit, Macht zur Tyrannei und Freiheit zur Zügellosigkeit. Die moderne Ungläubigkeit gegen alles, das mit Händen nicht zu greifen ist, artete in Verneinung aus, die dem Leben den tief verborgenen Gehalt raubte. Die triumphierende Erkenntnis der Tatsache, daß es über uns keinen Himmel gibt, keinen Weltschöpfer, der hoch über den Sternen thront, hatte zum Übermut verleitet, einen Himmel überhaupt zu leugnen, und mit ihm den Gott zu verdammen, der in den Tiefen der Menschenbrust lebt. Das Hochgefühl des Bewußtseins, daß es nur Eine Welt gibt, ein ewiges Hier, dem kein paradiesisches Dort gegenübersteht, verfiel in den unverzeihlichen Sinnesrausch, das Reich des Erdenstaubes hoch über alle Idealität zu erheben und dem Materialismus die heiligsten Güter des Herzens zu opfern. Die stolze Tat des Freigeistes, die „Wunder" der Natur von all' ihren Zauberhüllen entkleidet zu haben, veranlaßte zum großen Teil in den so Aufgeklärten eine Nüchternheit, die ganz ungerührt bleibt von den erhabensten Erscheinungen, gleichgiltig gegen alle ästhetischen Reize, eiskalt gegen alle Grazien begeisternder Poesie. Der glorreiche Kampf des Freigeistes gegen den überlieferten Glauben, der Mensch als solcher sei ohne jede Vorentwicklung urplötzlich im Garten Eden zur Welt gekommen, hatte die meisten Freigeister der Gegenwart dahin gebracht, zwischen Mensch und Tier keinen wesentlichen Unterschied zu machen und in das sinnliche Leben alles zu begraben, was sonst als ein spezifisch Geistiges gepflegt und, frei von allen Einflüssen der blinden, elementaren Natur, als ein sich in selbst begründetes Leben großgezogen wurde. Die Emanzipation vom Dogma, diese schönste aller freigeistigen Errungenschaften, zog unmittelbar nach sich die Emanzipation von Religion überhaupt, und so bildete sich eine Gattung von „Freidenkern" heraus, die, frei von allen Grundbedingungen des höheren Gefühlslebens, ein sinnlich-zügelloses Dasein führen, das mit seiner Erschöpfung die Weltempfindung zu einer Empfindung des Elends herabstimmt.""

„„Diese Art der Freigeistigkeit bemächtigte sich leider der modernen Gesellschaft. Man gewöhnte sich daran, alles das hinwegzudenken, was das hastende Leben erst aus erdfernen Zonen mühsam heranziehen müßte. Es ist Tatsache, daß wir keine Religion haben, es ist Tatsache, daß wir keine Poesie haben, es ist Tatsache, daß wir auch keine Philosophie besitzen. Die moderne Welt hat alle Verbindungen abgebrochen, die sie mit dem Urquell aller Lebenskraft, Schönheit und Glückseligkeit vereinigte; sie hat keine Fühlung mit dem Wesen einer ihr übergeordneten Welt; sie hat ihre Bedürfnisse nach innen vereinfacht, indem sie dieselben ganz einfach abschüttelt, sie hat ihre Gedanken beschnitten, damit sie nicht höher hinauswachsen, als die Sehstrahlen des Auges reichen in einem empyrisch beengten Gesichtskreis. Sie ist erlöst vom Unsichtbaren, erlöst von Ahnungen, erlöst von Traumgesichten, erlöst von Gott, vom Genius und allen Mysterien der Seele, die unter so schmerzlichen Geburtswehen zur Offenbarung drängen. Die moderne Welt ist frei von jedem Tribut an ein Himmelreich; das zeigt ihre Leichtlebigkeit, ihre Genügsamkeit, ihre komfortable Ungebundenheit, ihr serviler Humor.""

„„Der moderne Freigeist ist ein ganz eigentümliches Wesen, das meines Wissens noch nicht dargestellt wurde, aber es lohnte sich der Mühe, ihn zu erfassen, denn er allein trägt die wahre Signatur der Zeit und die Schuld an allen unseren Übeln. Ich meine nicht damit den echten Freigeist, der über der Zeit steht, sondern den unechten, scheinbaren, wie er in der Zeit, im Herzen des modernen Lebens die Entwicklung der Gefühle und Gedanken beeinflußt. Ein Mensch, in dem dieser Freigeist lebendig wurde, hat vor allem anderen das Gewissen sich aus der Seele hinwegphilosophiert; er hält alle sittlichen Elemente für anerzogen, angelernt oder angeerbt und fühlt sich in keiner Weise verantwortlich, wenn er sie in seinen Handlungen nicht mit in Rechnung zieht. Er hat es z. B. vom Hörensagen erfahren, daß in der Natur das Stärkere gegen das Schwächere einen Vernichtungskampf führt, — also formuliert er sich daraus die Maxime, jeder Konkurrenz feindlich entgegen zu arbeiten, und wenn er auch dabei

Existenzen zugrunde richten sollte. Er hat vom Hörensagen Kunde davon erhalten, daß die Natur für die Erhaltung der Gattung und Arten ihrer Wesen selber sorgt, während das Individuum nur auf das eigene Wohl bedacht ist, — also spekuliert er sich mit „gebildetem" Verstande in einen Egoismus hinein, über dem er das Gemeinwohl, das Wohl des Staates, das Heil der Menschheit freidenkerisch vernachlässigen zu dürfen glaubt. Er hat bedeutende Philosophen lachen gesehen über die „Freiheit des Willens", also glaubt er vorwurfslos den Eingebungen der elementaren Natur Folge zu leisten und betrachtet die Selbstbeherrschung als eine asketische Torheit. Es ist ihm zu Ohren gekommen, daß das Übersinnliche dem „gesunden Menschenverstand" widerstreitet, also ist ihm jedes ideale Wollen, jede Tat, der ein heiliges Motiv zugrunde liegt, Gegenstand des spöttelnden Witzes. Er hat keinen Sinn für Poesie, keinen Sinn für Wohltun und einen nur modischen Geschmack an der Humanität. Nächstenliebe ist ihm eine Phrase, wie die Liebe überhaupt, von der ja Schopenhauer ihm sagte, daß die Natur durch sie das Individuum betrügt, indem sie dabei nur ihre Zwecke verfolgt: die Erhaltung der Gattung, nicht die des Einzelnen. Wie aufgeklärt denkt dieser Freigeist! Wie weiß er die Lehren der Philosophen und Forscher in Bequemlichkeitstheorien umzugestalten, wobei er, vom Gewissen freigesprochen, nur um so wohlgemuter seiner Eigensucht leben kann. Aber, wenn Zeit und Verhältnisse es ihm nicht gestatten, wenn er der „Schwächere" ist in dem großen Kampf ums Dasein, wenn Natur und Schicksal sich gegen ihn verbünden, seine Zwecke durchkreuzen, seine Pläne verwirren, den Boden ihm unter den Füßen wankend machen, da nimmt der Freigeist Denkformen an, in denen man vergeblich nach einem inneren Halt sucht. Glaube, Hoffnung, Geduld, Selbstbekenntnis, Resignation, das sind ihm jetzt geradezu hassenswerte Dinge; ihm sind die erstbesten Mittel willkommen, um sich wieder ins Geleise zu bringen. Mehr, als sonst, macht er sich keine Skrupel daraus, die Mitmenschen zu hintergehen. Gesetz und Recht gehen ihm jetzt auf als Institutionen, die der barbarische Egoismus ersonnen, und er tritt sie vorläufig im Geiste mit den Füßen, um, wenn die Verhältnisse es gebieten, sie

auch öffentlich zu verletzen, durch Handlungen zu verhöhnen. Hierin findet er sich mit seinem Gewissen viel schneller ab, als mit der Rücksicht auf seine persönliche Ehre, die er durch verbrecherische Taten verliert. Der Wille zum Bösen findet keinen Gegner im ganzen Umkreis der Gedanken, die gebildete Vernunft schweigt aus purer Freigeistigkeit ob der Empörung gegen die menschlichen Sittengesetze, — was steht nun einem solchen Menschen im Wege, Missetaten oder Schandtaten zu begehen?! Ja, die Freidenkerei ist einer der wichtigsten Faktoren unserer sozialen Übel.""

„„Mit dem Freigeiste im praktischen Leben steht auch der Freigeist in der modernen Literatur in engem Zusammenhange. Den großen Errungenschaften der freien Denker Lessing, Schiller, Goethe u. a. ist es zu danken, daß die deutsche Poesie des alten mythologischen Bombastes, der kirchlichen Symbolik, der romantisch-phantastischen Schwulstigkeit losgeworden. Sie lehrten, frei die Natur zu künstlerischen Zwecken zu gebrauchen; sie zeigten den Weg zur ästhetischen Gedankenfreiheit, sie knüpften die Interessen der Phantasie an die Interessen der Vernunft. Der Glaube an Poesie hatte dadurch neue Kraft gewonnen; der sinnliche Mensch wurde durch die Sinneswelt in das Heiligtum des Überirdischen geführt; die traumhaftesten Ahnungen gewannen an der poetisch verklärten Wirklichkeit intuitives Leben. . . . Der echte Freigeist hatte in der Kunst seine Triumphe gefeiert. Und nun? Wie ist es um den Freigeist in der modernen Kunst bestellt? Da wurde überhaupt alles Ideale über den Haufen geworfen. Auf die Tatsache hin, daß die Wissenschaft die Natur alles poetischen Schmuckes entkleidet, glauben unsere Poeten einen Akt der Freigeistigkeit zu vollziehen, wenn sie dem krassen Realismus, dem nüchternsten Raisonnement sich hingeben. Sie wollen von einer Beziehung der Seele zum Göttlichen nichts wissen und identifizieren die rohe, nackte Wirklichkeit mit der künstlerischen Wahrheit. Unsere Dichter und Künstler warten auch nicht mehr auf die Begeisterung, sie sind zu „aufgeklärt" dafür, sie sind viel zu viel Freigeist, um an eine Muse, einen Genius zu glauben. Sie schöpfen nicht aus Offenbarungen, die gemeine Gelegenheit ist ihnen näher, ergiebiger.

Sie meiden die Tiefe; sie wissen, daß kein Vernünftiger sich in dieses „mystische“ Dunkel mit ihnen verlieren werde. Sie erheben sich auch nicht einen Zoll hoch über die Erde in der Meinung, man werde ihren praktischen „gesunden Menschenverstand“ bezweifeln. Auf Goethe's Wort hin: „In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist“ halten sie in ihrem aufgeklärten Dünkel an der Oberfläche fest, sind seicht aus purer „Wahrheitsliebe“, leicht aus reiner Hingebung an das Gewöhnliche. . . . O, über diese Freigeister, die so ganz dem höheren Kunstgewissen abgeschworen und das poetische Interesse an der Natur zu einer leichtfertigen, schwindsüchtigen Teilnahme an Äußerlichkeiten herabgestimmt!““

„„Die Reaktion dieser Freidenkerei auf die Entwicklung der Talente ist geradezu von zerstörender Wirkung. Die jungen Künstler und Dichter hören frühzeitig auf, naiv zu sein; sie paralysieren ihre, aus dem Prosaismus hinausstrebende Seele durch die hastige Sucht, dem allgemeinen Geschmack gerecht zu werden. Ihr Herz erkaltet nach und nach gegen alles das, was ihre Jugendträume in göttlicher Schönheit ihnen vorgezaubert; man sieht es anfrieren an den eiskalten Zeitgeist; hin ist alle natürliche Wärme, alles Wachsen aus sich, alle Innigkeit und Inbrunst. Aus dem dichterischen Trieb wird eine Schreibseligkeit, die vom versteinerten Kern in tiefer Brust nur Atome ablöst, und nicht einmal das. Die poetische Bildkraft ist in ohnmächtige Reflexionssucht aufgelöst; an diese klammert sich krampfhaft das Talent, um im Drange nach Erwerb materielle Erfolge zu erringen. Da werden bald Kritiken aus dem Ärmel geschüttelt, bald flüchtig hingeworfene Novellen, „Einakter“, „Dreiakter“, Essays, Causerien, Feuilletons . . . und alle diese Produkte sind im Stile der prosaischen, innerlich zerissenen, äußerlich geglätteten, fein pointierten, halb gesalzenen, halb gezuckerten, nüchternen und witzigen, frivolen und wissenschaftlichen — hoch aufgeklärten, grundgescheiten Alltagserzeugnisse abgefaßt. So zugerichtet, entfernt sich der Schriftsteller immer mehr und mehr von seiner wahren Bestimmung; er geht in seiner Gattung auf, mit der er alle Servilität und Trivialiät, die stilistische Gewissenlosigkeit und den technischen Schick, die

Plauderhaftigkeit und den Salonwitz, das savoir vivre der modernen Literatur, gemein hat. Und die Gattung entschuldigt ihn. Hält er nicht gleichen Schritt mit der Zeit? Erfreut er sich keiner allgemeinen Beliebtheit? Kennt er nicht das Leben, das heißt, genießt er es nicht? Wer wollte seiner Korruption einen Spiegel vorhalten, ohne dafür durch jenes gewisse freidenkerische Lächeln voll Arroganz und Niedertracht auf das empfindlichste gestraft zu werden? Wehe, dreimal wehe über unsere Literatur, die samt und sonders aus dem verkehrten Freigeiste hervorgegangen. Ja, der verkehrte Freigeist, das ist der aufrecht einherschreitende Orthodoxismus! Wir alle kranken an ihm; wir sind Orthodoxe der Materie, Orthodoxe des Empyrismus, Strenggläubige der Maschine, Fanatiker des Mechanismus; wir machen aus den Lehren der Physik Moralgesetze, kleben an den Dogmen der Sinnlichkeit und schlagen ein Kreuz über den, der diese Dogmen antastet. Das ist ein großes Übel. Diesem Orthodoxentum müssen wir echte Freigeistigkeit entgegensetzen. Wir müssen aufhören, das wissenschaftliche Leben unserer Zeit zu überschätzen, denn die Orgien, die man heutzutage den Naturwissenschaften darbringt, klingen nach Götzendienerei. Wir müssen den Maschinengeist, der sich unseres Gefühlslebens bemächtigt, zurück in seine Fabrikswelt weisen und über dessen Wunderwerke uns weniger vergaffen. Wir müssen etwas mißtrauischer werden gegen den „Fortschritt", der, um mit Grillparzer zu reden, über das Ziel hinausschießt. Wir müssen uns mehr darüber freuen, wenn wir einen Zoll weiter im moralisch Guten, als hundert Meilen weiter im materiell Nützlichen kommen. Das wäre der rechte Freigeist, wie seiner unsere Zeit bedarf.""

3.

Im ganzen und großen trifft der Verfasser mit den vorstehend wiedergegebenen Ausführungen den Nagel auf den Kopf. Daß er von der Feststellung des Anteiles, den der jüdische Einfluß an der Herbeiführung dieses unhaltbaren Zustandes genommen

hat, absieht, ist mit Rücksicht auf seine zweifellose Eigenschaft als Mitglied einer freimaurerischen Vereinigung wohl begreiflich.

Der Frage nach einer Besserung der gerügten Übelstände steht der Verfasser hilf- und ratlos gegenüber. Er sieht die einzige Rettung in dem zu erwartenden „rechten Freigeist", den er „noch nicht geboren" wähnt. „Von seiner Geburt allein hängt die Wiedergeburt der wahren Kultur ab; denn Kultur hat das mit allen Dingen gemein, daß sie an sich weder gut, noch schlecht ist; das Denken macht sie erst dazu."

Die Schlußbemerkung, wonach die Kultur erst „durch Denken" ihre wahre Bewertung erlange, gehört zu jenen schöngeistigen Redensarten, die sich mit Vorliebe dort einzustellen pflegen, wo klare Begriffe fehlen. Was den vom Verfasser herbeigewünschten „rechten Freigeist" betrifft, dessen unsere Zeit bedürfe, so ist derselbe sicher längst geboren, kann aber nur nicht zur Geltung kommen, weil diejenigen Kreise, welche berufen wären, ihm zur Herrschaft zu verhelfen, von den Fesseln des heute alles umklammernden Materialismus selbst so fest umschlungen sind, daß ihnen jedes Verständnis für die sich im Innersten der Volksseele regenden idealen Triebe mangelt.

Unter diesen materialistisch gesinnten Kreisen spielen aber gerade die Freimaurer eine von der großen Öffentlichkeit viel zu wenig beachtete Rolle. Diese streben unter dem Vorwande gemeinnütziger humanitärer Bestrebungen in Wirklichkeit ganz andere, vorherrschend politische Ziele an, unter denen die konfessionellen Fragen und solche aus dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Der rein humanitäre Charakter tritt dagegen, so breit er sich nach außen hin bemerkbar machen mag, vollends in den Hintergrund.

Goethe hat diesen Sachverhalt sehr bald erkannt. Als er im Februar 1780 an den Meister vom Stuhle der im Jahre 1764, am 25. Geburtstage der Herzogin-Mutter Anna Amalia gegründeten Weimarer-Loge das Ansuchen stellte, in die Gesellschaft der Freimaurer aufgenommen zu werden, begründete er dasselbe damit, daß er schon lange „einige Veranlassung" gehabt habe, die Mitgliedschaft zu wünschen. Dieses Verlangen sei auf seiner

letzten Schweizer Reise viel lebhafter geworden. „Es hat mir nur an diesem Titel gefehlt", schreibt er, „um mit Personen, die ich schätzen lernte, in nähere Verbindung zu treten und dieses gesellige Gefühl ist es allein, was mich um die Aufnahme nachsuchen läßt."

Dem Wunsche wurde selbstredend ohne weiteres entsprochen und so durchlief Goethe bald die verschiedenen Stufen und Grade des Ordens, bis er am 2. März 1782 gleichzeitig mit dem Großherzog Karl August den Meistergrad erreichte. Ihr Zulaß in den inneren oder hohen Orden erfolgte indes erst später. Im Jahre 1783 trat Goethe auch in den ebenfalls zu freimaurerischen Zwecken bestimmten Illuminaten-Orden ein, der aber bald darauf von Karl Theodor von Bayern auf Betreiben der Jesuiten aufgelöst wurde. In beiden Fällen mußte die volle Geheimhaltung aller inneren Ordensvorgänge zugesichert werden.

In der Weimarer-Loge kam es bald nach Goethe's Eintritt infolge von Systemstreitigkeiten zum Bruche, und blieb dieselbe nunmehr 26 Jahre hindurch geschlossen. Sie war aber doch noch lange genug offen gestanden, um Goethe's offenem Auge einen klaren Einblick in deren wahres Wesen zu gestatten. Die dabei gesammelten Erfahrungen brachte dieser später, im Jahre 1807, in einem geheimen Gutachten zum Ausdruck, das ihm der Großherzog über eine Eingabe um landesherrliche Zustimmung zur Errichtung einer anerkannten deutschen Loge in Jena abverlangt hatte. Der Staatsminister Goethe vertrat nun dieser Absicht gegenüber einen durchaus ablehnenden Standpunkt: „Freimaurerei macht durchaus statum in statu. Wo sie einmal eingeführt ist, wird das Gouvernement sie zu beherrschen und unschädlich zu machen suchen. Sie einzuführen, wo sie nicht war, ist niemals rätlich."

Auf diesem Standpunkt ist Goethe auch späterhin verblieben und hat im Sinne desselben, als er nach Verbot der Jenenser-Loge die Wiedereröffnung der Weimarer-Loge „Anna Amalia zu den drei Rosen" für zweckdienlich erachtete, die leitenden Stellen derselben mit dem „Gouvernement" gefügigen und ihm verläßlich scheinenden Persönlichkeiten besetzt. Damit war Goethe's Interesse

an der Sache erschöpft, und er konnte sich in Hinkunft darauf beschränken, sich an festlichen Anlässen, die mehr einen persönlichen, als sachlichen Charakter trugen, durch Einsendung von dichterischen Beiträgen oder auch durch eigenes Auftreten zu beteiligen.

Goethe's eben beschriebene Haltung gegenüber der Freimaurerei wurde, wie wir aus der Geschichte wissen, von den protestantischen Landesherren im allgemeinen gebilligt, und so erklärt sich die hervorragende Rolle, welche wir die regierenden protestantischen Fürstenhäuser in den Logen ihrer Ländergebiete einnehmen sehen.

Anders steht es natürlich in den katholischen Reichen, in denen die freimaurerischen Gesellschaften zu den verbotenen, geheimen Vereinigungen zählen. Hier kommt deren Einfluß vorzugsweise auf dem Wege der geheimen Hintertreppenpolitik zur Geltung und ist in der Regel viel mehr gegen die herrschende Regierung gerichtet, als in deren Diensten stehend. Da hier der Hof und die Beamtenschaft diesen verbotenen Gesellschaften fernbleiben müssen, spielt in denselben das bürgerliche Element und unter diesem wieder der jüdische und judenfreundliche Teil eine ausschlaggebende Rolle. Daraus erklärt sich auch das besonders eifrige Eintreten dieser maurerischen Logen für die volle Gleichberechtigung aller Konfessionen und Nationen, für den interkonfessionellen Mischmasch in der Volksschule, verbunden mit religiöser Gleichgiltigkeit, und schließlich für die rein einseitige Geistesbildung mit Vernachlässigung der ebenso berechtigten moralischen Erziehungsansprüche. Der Erfolg aller dieser zur Durchführung gelangten „freiheitlichen" Forderungen ist bekannt: Immer bedenklichere Verrohung von früher Jugend auf und zunehmende Verschärfung der Klassen- und Rassengegensätze.

Dies ist der „veredelnde" Einfluß der Freimauerei, den wir bisher zu erfahren Gelegenheit hatten. Auch in der Zukunft winkt uns kein freudigerer Ausblick. Dies gilt insbesondere von dem neuestens unter die Massen geworfenen Schlagwort von der „Freien Schule". Was soll damit bezweckt werden? Unabhängigkeit von jeder klerikalen Beeinflußung, sagt man uns. Dies wäre schön und gut, wenn uns außerhalb der bestehenden konfessionellen Vereinigungen die nötigen Hilfsmittel zur wirksamen

Pflege der religiösen Gefühle zur Verfügung stünden. Dies ist aber derzeit nicht der Fall und so werden wir zwischen zwei Übeln gewiß das kleinere wählen, wenn wir einen mangelhaften Religionsunterricht dem vollkommenen Fallenlassen eines solchen vorziehen.

Denn ohne Religion gibt es keine wahre Moral, und der Vergleich mit der buddhistischen Erziehungsmethode ist nicht stichhältig, weil im Oriente das religiöse Denken und Fühlen mit der einzelnen Persönlichkeit so enge verwachsen ist, daß sie einer besonderen Unterweisung hierin außerhalb des engen Kreises ihrer Familie in dem ohnehin ganz anders gearteten Schulunterricht gar nicht bedarf. Bei uns sind dagegen die religiösen Gefühle selbst von früher Jugend auf einem harten Kampf ums Dasein unterworfen, wenn nicht Schule und Eltern unentwegt für deren Pflege Sorge tragen. Reißen wir den Kindern die wenigen zarten Keime, die sie in ihrem Inneren bergen, aus dem Herzen, so werden sie wol noch die Fähigkeit behalten, die konventionellen Regeln einer standesmäßigen Dressur sich anzueignen, nicht aber mehr die Kraft besitzen, die ehernen Grundgesetze menschlichen Zusammenlebens dauernd und mit überzeugungsvoller Gewalt in sich aufzunehmen.

Wir vermögen daher in den heute bestehenden freimauerischen Vereinigungen bei aller Anerkennung der edlen und uneigennützigen Absichten eines großen Teiles ihrer Mitglieder keine, die religiösen und sittlichen Grundlagen der Menschheit wirksam fördernde Organisation zu erblicken und werden in diesem Urteile noch durch die Erfahrungen bei Gelegenheit des letzten Burenkrieges bestärkt, worauf wir im Zusammenhange mit dem Protestantismus noch des näheren zu sprechen kommen werden.

Der Protestantismus.

1.

Die zwischen Protestantismus und Freimaurerei bestehenden Wechselbeziehungen waren für den ersteren von den nachteiligsten Folgen begleitet. Es traten nämlich hiedurch die in den einzelnen evangelischen Glaubensbekenntnissen niedergelegten Grundanschauungen immer mehr in den Hintergrund und machten schließlich einem sich in allgemeinen Redensarten verflüchtigenden, unbestimmten Humanitätsdusel Platz. Von einem festen Halt gegenüber dem mit jugendlichem Ungestüm auftretenden Naturalismus und Materialismus konnte unter solchen Umständen keine Rede mehr sein. So fiel der anfänglich von den idealsten Gesichtspunkten getragene Protestantismus mit der Zeit unter dem Scheine wissenschaftlicher Aufklärung der materialistischen Tagesrömung unrettbar zum Opfer.

Es wandelt eben niemand ungestraft unter Palmen, auch wenn er einer Kirche angehört, deren Gründung einst mit vollem Recht als eine Geistestat des deutschen Volkes hoch gepriesen wurde.

Die Stimme des Gewissens macht sich aber auch hier schon laut vernehmbar.

Wir finden sie in einer bereits um Ostern 1904 in der wissenschaftlichen Beilage zum „Jahresbericht der Dorotheenschule in Berlin" erschienenen religionsphilosophischen Studie von Ferdinand Jakob Schmidt, betitelt: „Der Niedergang des Protestantismus", welche durch die gegen Adolf Harnacks Schrift „Wesen des Christentums" gerichtete Abhandlung des katholischen Gelehrten Loisy in Paris „Evangelium und Kirche" veranlaßt wurde. Sie soll nach der Absicht des Verfassers dazu bestimmt sein, ein wenig dazu beizutragen, den „deutschen Protestantismus aus seinem Schlummer aufzurütteln."

Der Verfasser kommt zunächst auf den gegenwärtigen Stand der protestantischen Geistesrichtung zu sprechen und schreibt:

„In welchen Geisteszustand aber das protestantische Deutschland geraten ist, läßt sich am besten daran bemessen, daß es

hundert Jahre nach dem Tode Herders, Kants und Schillers von der Höhe seines welterobernden Idealismus aus Schritt vor Schritt in die geistlosen Schlünde des eudämonistischen und utilitaristischen, des psychologischen und historischen Positivismus herabgesunken ist."

Die Ursache dieser höchst bedenklichen und die Zukunft des Protestantismus wenigstens in Deutschland ernst bedrohenden Erscheinung findet Schmidt in verschiedenen Umständen gelegen:

„„Die europäische Kultur unterscheidet sich dadurch von allen anderen und hat dadurch das Übergewicht über alle andern, daß sich die Menschheit seit den großen Tagen des Hellenentums von dem sinnlich-psychischen (positivistischen) Zustande und weiterhin von der knechtischen Gebundenheit religiös-äußerlicher Moralität zu der Höhe freier Geistigkeit zu erheben begonnen hat. Es waren griechische Denker, denen zuerst die Erkenntnis aufging, daß es ein schlechthin Einheitliches und Allgemeines gibt, aus dem alles Besondere, alles Materielle, Sinnliche und Individuellpsychische entspringt, und daß jenes, eben weil es dem sinnlich einzelnen als die allumfassende und allerzeugende Einheit zugrunde liegt, auch nicht durch Empfinden und Wahrnehmen, sondern nur durch Denken (das Organ, das Allgemeine zu erfassen) erkannt werden kann. Diese, sich zu den materiellen, organischen und psychischen Einzelerscheinungen differenzierende Einheit, wie sie sich abschließend im Denken selber erfaßt, nannten sie Geist, und aus der Verlebendigung dieser bis dahin der Menschheit latenten Geistigkeit ergab sich ihnen als höchste Bestimmung des Menschen: das Leben und die Welt der veränderlichen Dinge von dieser allgeistigen Einheit aus zu ergreifen. Diese universelle Tendenz aber, von der die gesamte europäische Kultur getragen und bestimmt ist, ist nichts anderes, als das, was mit dem Ausdruck „Idealismus" bezeichnet wird. So ist die ganze Wissenschaft, sofern sie echte Wissenschaft ist, ein Produkt dieses Idealismus, und zwar die Naturwissenschaft nicht minder, als die Geisteswissenschaft. Denn alles Wissen, das nicht bloß subjektive, empyrische Gewißheit, sondern objektive Wahrheit ausdrückt, ist gegründet auf die aus der allgemeinen Geisteseinheit des

universellen Daseins und Lebens entspringenden Kategorien, Grundsätze und Ideen, und ohne diese gibt es keine wissenschaftliche Erkenntnis, auf welches Sondergebiet sie auch immer gerichtet sein mag. Gegen diesen weltbezwingenden Idealismus kämpft aber in beschränkten Köpfen und beschränkten Epochen fort und fort die Richtung der durch die Hellenen überholten Menschheitsphase an, welche dann seit Comte den Namen „Positivismus" führt, sonst aber auch als „Sensualismus", „Empyrismus", „Psychologismus" in die Erscheinung getreten ist.""

„„Dieser Positivismus ist die Erkenntnismethode der noch auf der einseitig sinnlichen Daseinsstufe verharrenden Menschheit, in der das Bewußtsein der geistigen Grundstruktur des Universums noch nicht zur Verlebendigung gelangt ist; er erneuert so immer wieder die Erkenntnisweise der Kindheitsepoche der Menschheit und kann sich stets nur dadurch ein neues, zeitgemäßes Ansehen geben, daß er etwa, wie Locke und Hume und neuerdings, wie J. St. Mill und die ganze Schar der Psychologisten stillschweigend die Erkenntnisstücke des Idealismus aufgreift und sie dann hinterher als Produkte der sinnlichen Wahrnehmung auszugeben sucht. Und ebenso, wie der geistige Mann immer erst ein sinnliches Kind gewesen ist, ja, wie es immer auch erwachsene Menschen geben wird, die niemals zur geistigen Freiheit gelangen, so wird daher auch diese beschränkte Erkenntnismethode niemals ganz aufhören und wird besonders dann ihr Haupt um so kühner erheben, wenn der Idealismus in seiner Vorwärtsbewegung auf einen toten Punkt geraten ist. Das Wesen dieser atavistischen Erkenntnisrichtung besteht aber darin, daß sie, wie die Kinder und Unmündigen den Inhalt und Zusammenhang der sinnlichen Wahrnehmungsbesonderung, dieses immer nur veränderliche und nie seiende Empfindungsmaterial der Erscheinungswelt für das Ursprüngliche und Tatsächliche hält und von diesem beschränkten Standpunkt aus das Wesen und den Wert des Daseins zu beurteilen sich unterfängt. Geht der Idealismus also von der allgemeinen und allumfassenden Einheit aus, welche die Totalität in der Weise konstituiert, daß alles Besondere der Außen- und Innenwelt nur als eine fortschreitende Differenzierung

begriffen wird, so hält sich der Positivismus vielmehr an diese letzten Differenzierungserscheinungen an sich, welche die Mannigfaltigkeit des Wahrnehmungsmaterials bilden, und glaubt an diesem Unselbständigsten, Veränderlichsten, Bedingtesten, kurz an der äußerlichen, sinnlichen Erscheinungsweise des zugrunde liegenden Tatsachenbestandes die Urtatsache selber zu besitzen. Kommt nun diese Richtung in irgend einem Zeitalter, sei es als Sensualismus, Empyrismus oder Psychologismus zur Herrschaft, und das ist gegenwärtig bei uns der Fall, so lauert der lähmende Skeptizismus überall im Hintergrund, denn der Positivismus verkündet uns, was er von seinem Standpunkt aus allerdings verkünden muß, daß es überhaupt keine notwendige und allgemeine Erkenntnis gibt, sondern nur ein relatives, wahrscheinliches Wissen, daß das sittliche Wollen unter keinen ewigen und unwandelbaren Gesetzen steht, sondern von Zeit und Ort und ökonomischer Lage abhängig ist, daß die Religion nicht eine direkte, lebendige Macht ist, sondern der Glaube an eine irgend einmal in die geschichtliche Erscheinung getretene, sinnliche Tatsache. Dieser dekadente Zustand kann in der Entwicklung des Ganzen freilich nur von temporärer Bedeutung sein, bei dem einzelnen Volk aber kann er, wenn nicht rechtzeitig überwunden, der Beginn des Verfalles sein. Das ist es, was uns zu erkennen not tut.""

2.

Schmidt sucht nun, die von ihm aufgeworfene Frage nach der gegenwärtigen Lage des Protestantismus durch eine nähere Untersuchung des ihm gegenüberstehenden Katholizismus zu beleuchten:

„Wir Protestanten haben uns nur allzusehr gewöhnt, den Katholizismus lediglich vom theologischen, und zwar von einem gegnerischen Gesichtspunkt aus zu beurteilen; wir vergessen aber darüber ganz, daß die römische Kirche eine allgemeine Kulturmacht ist, wie die Theologie auch immer vergißt, daß die Religion überhaupt nur ein einzelner, wenn auch der wichtigste Faktor der gesamten Kulturbewegung ist. Zwar

hat uns das achtzehnte Jahrhundert auch von dieser einseitigen Betrachtungsweise zu befreien gesucht, aber die geistige Verkümmerung des neunzehnten Jahrhunderts hat uns wieder auf das über zweihundert Jahre hinter uns liegende Geistesniveau zurückgedrängt. Es bleibt uns daher bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge nichts anderes übrig, als das, was das achtzehnte Jahrhundert auf dem Wege zur Vollendung der geistigen Freiheit bereits errungen hat, erst langsam wieder zurückzuerobern".

„Wie aber", frägt Schmidt, „ist der Katholizismus zu beurteilen, wenn wir ihn von der hohen Warte der Gesamtkultur aus betrachten?" In Beantwortung dieser Frage weist er zunächst darauf hin, daß die alles aus sich entwickelnde Grundtendenz der europäischen Menschheitsbewegung gegenüber aller vorangegangenen darin besteht, dem einzelnen zum Bewußtsein zu bringen, daß die allesumfassende und alleserzeugende Universaleinheit Geist sei, und daß daraus die ideelle Triebkraft entspringe, alle bloß natürlich-sinnlichen Daseinsmächte nunmehr von dieser verlebendigten Geisteseinheit aus zu erfassen und entsprechend umzugestalten. Diese Grundidee der gesamten abendländischen Kultur sei in ihrer ersten primitiven Gestalt der Offenbarung bereits in der hellenischen noch vorchristlichen Philosophie enthalten gewesen, jedoch als solche nur im Besitze weniger auserwählter Köpfe geblieben. Sollte diese aber eine Universalmacht werden, sollte die gesamte Menschheit vom Kaiser an bis herab zum Zöllner auf eine höhere Stufe gehoben werden, so mußte sie aus dem Gebiete der bloßen Theorie in jene des praktischen Lebens und aus der Sphäre des reinen Denkens in jene des persönlichen Vorstellens und Wollens hinübergeführt werden. Aus der Philosophie mußte Religion werden. Dieses Werk, die Umwandlung der sublimsten philosophischen Erkenntnis in eine die ganze Menschheit erlösende Macht, habe nun der Katholizismus zustande gebracht und bilde eine ewig denkwürdige Leistung für denselben.

Schmidt beschreibt nun den hiebei beobachteten Vorgang: „Das ist nun geschehen unter Anknüpfung an die Vorstellungswelt einer kleinen Messiasgemeinde, die einerseits lebendig, ja

enthusiastisch religiös war und andererseits als noch unerfüllte Zukunftshoffnung die Möglichkeit gewährte, statt ihrer ursprünglichen, abergläubischen und phantastischen Hoffnungen einen ganz neuen Inhalt, eben die Macht der Idee des Geistes unter der Vorstellung der „Ausgießung des heiligen Geistes" einströmen zu lassen. Wie demgemäß Petrus, der als der Stifter und Vorsteher der Urgemeinde gleichwohl den Übergang zu der geistigen Christusgemeinde mitgemacht hat, der Kirche als ihr erster Bischof gilt, so ist Paulus ihr erster Lehrer, denn er war es, der aus dem eschatologischen Vorstellungskreis heraus zuerst zu der Verkündigung des Dogmas geschritten ist, daß der Herr der Geist sei."

„Überblicken wir von hier aus die Entwicklung des Katholizismus bis zum Ende des Mittelalters, so kann gesagt werden, daß seine große Kulturmission letzthin in der glücklichen Lösung zweier universeller Fundamentalaufgaben bestanden hat. Die eine betrifft den inneren systematischen Ausbau der schöpferischen Grundidee in dem dogmatischen Lehrgebäude, die andere die äußere Objektivierung dieser Idee in dem Institut der Kirche. Beide entfalten sich neben- und miteinander, aber doch so, daß jene ihren Höhepunkt vor der Konsolidierung der romanisch-germanischen Völkergruppen hat, diese den ihrigen in der Glanzzeit des Mittelalters, etwa um das Jahr 1200. Aber zu einer rechten Würdigung dieser staunenswerten Leistung gelangen wir erst dann, wenn wir sie einmal nicht bloß dogmengeschichtlich und kirchenhistorisch betrachten, sondern von ihrer allgemeinen, ideellen Grundtendenz aus, d. h. religionsphilosophisch. Und so fragen wir denn: Was mußte geschehen, daß die philosophische Erkenntnis von der geistigen Einheit alles Daseins, von der Befreiung des Lebens in diesem Geiste und von der Gestaltung aller natürlichen Beziehungen aus ihm zu einem Gemeingut aller Menschen werden konnte? Die Antwort darauf ist, daß eine reine Gedankenwahrheit nur dadurch allgemein vermenschlicht werden kann, daß sie in das Gebiet des anschaulichen Vorstellens hineingestaltet wird."

Den Grund dieser Wahrheit findet Schmidt darin, daß in dieser Sphäre alle leben, während nur die wenigsten sich zur

reinen Gedankenhöhe zu erheben vermögen. Dieses lebendige Vorstellen sei aber dann religiöses Vorstellen, wenn es die allumfassende höchste Lebenseinheit nach dem jeweiligen Stande der Erkenntnis zum Gegenstand der Idee habe. Da aber diese Einheit ihrer vollendeten Erkenntnis nach Geist sei, so müsse zuletzt diese Geisteseinheit, unter Anknüpfung an welche vorhergehenden Elemente auch immer, religiös vorstellig gemacht werden. „Diese Aufgabe gelöst zu haben, die philosophische Erkenntnis der lebendigen Geisteseinheit in die religiöse Lebensentwicklung der Menschheit hineingestaltet zu haben, ist das grandiose Verdienst der katholischen Dogmatik. Demnach sind diese Dogmen, an sich betrachtet, nichts anderes, als die systematische Veranschaulichung der höchsten geistigen Lebenseinheit in der Vorstellungssphäre eines menschlichen Persönlichkeitsideals."

An anderer Stelle bemerkt der Verfasser: „Das katholische Dogma kann nur von dem fundamentalen Gesichtspunkte aus zureichend gewürdigt werden, daß es den Inhalt und Umfang aller aus der absoluten Geistigkeit herfließenden Bestimmungen noch nicht in der Idee des wirklichen Lebens, sondern zunächst in der Zwischenidee der idealen Kirche vorstellig zu machen hatte."

In dieser Zwischenidee bilde das Dogma die geistig innere, der Episkopat die sinnlich äußere Seite. In ihm sei die Idee als Stand verkörpert, und zwar als Vermittlungsstand oder Zwischenstand zwischen Gott als dem absoluten Geiste und der noch zunächst im bloß sinnlichen Zustande befindlichen Menschheit. Der Episkopat sei demnach die lebendige, äußere Vorstellung dessen, was das kirchliche Dogma der prinzipiellen Idee nach bedeute; er repräsentiere die Kirche als Institut.

„Es lag in der Natur der Entwicklung", — führt Schmidt aus, — „daß in der Weltepoche des entstehenden und vorherrschenden Katholizismus, also etwa vom zweiten Jahrhundert an bis zum Eintritt der Reformation, die Kirche als ein solch' besonderer Stand auch äußerlich organisiert sein mußte, um die übrige Menschenmasse auf diese Weise zu einem geistigen Leben zu erziehen.

Ein guter Erzieher aber muß dasjenige in sich selbst vorbildlich vergegenwärtigen, wozu er andere erziehen soll, und so ist der Episkopat wenigstens prinzipiell der dem sinnlichen Dasein entgegengesetzte Stand der in sich vollendeten Geistigkeit. Der Objektivierung der Kirchenidee in einem solchen abgesonderten Stande bedurfte es also deswegen, um den hartnäckigen Sinn erst der antiken Völkermassen und noch mehr dann denjenigen der germanischen Barbarenstämme zur Geisteskultur zu erheben. Der Druck und die Herrschaft dieses Zwischenstandes ist gewiß oft genug schwer empfunden worden, aber objektive Beurteilung wird unumwunden zugestehen, daß eine so harte Schule nötig war, um ein so großes Ziel zu erreichen. Zwar wird in historischen Lehrbüchern noch immer geklagt, daß das Kaisertum auf der Höhe des Mittelalters dem Papsttum unterlegen ist, aber wer, auch als Deutscher und Protestant, tiefer schaut, der wird die Vorsehung nur darum preisen. Denn ein Sieg des Kaisertums hätte gerade uns Deutsche — auf Jahrhunderte — in der geistigen Entwicklung zurückgehalten; wir hätten uns die im kirchlichen Katholizismus waltende Kulturidee nicht so schnell und nicht so innig zu eigen gemacht, und es liegt nahe, daß es mit uns alsdann zu einer ähnlichen Halbbarberei gekommen wäre, wie mit dem griechischen Katholizismus in Rußland. Daß wir davor bewahrt geblieben sind, verdanken wir der Überlegenheit und Tatkraft der katholischen Kirche. Wir haben auf diese Weise die Idee der asiatisch-sinnlichen Menschheitskultur zum mindesten grundsätzlich überholt, indem wir uns in jener harten Schulzeit die Idee der geistigen Kultur angeeignet haben; die Russen dagegen werden über den sinnlichen Positivismus, wie er sich in ihrem Leben und in ihrer Religionsform eingenistet hat, schwerlich mehr hinauskommen."

Die katholische Kirche habe hingegen die abendländischen Nationen unter die Herrschaft der Idee der geistigen Kultur gestellt. Denn, daß die romanisch-germanischen Völkergruppen vollständig für das Christentum gewonnen worden sind, drücke ja nur in religiöser Form die Tatsache aus, daß diese Nationen im Prinzip von der Idee beherrscht worden seien, das Leben auf der allgemeinen Grundlage der Geistigkeit zu gestalten.

3.

Noch eine andere Erwägung findet **Schmidt** von Wichtigkeit. Er verweist nämlich darauf, daß wir eine historische Erscheinung niemals zureichend würdigen können, wenn wir nur ihre Verursachung und ihre eigene Entwicklung genügend erkennbar machen. Es müsse vielmehr die Darlegung der inneren Wirkungen damit Hand in Hand gehen, insoferne dadurch die Geschichtsentwicklung über die zur Darstellung gebrachten Geschichtsvorgänge selbst hinausgeführt wird. Denn es gebe keine absoluten Geschichtsereignisse, trotzdem dieser Aberglaube sich im neunzehnten Jahrhundert in geradezu erschreckender Weise breit gemacht habe. Jeder historische Vorgang werde zwar als solcher durch äußere Ursachen bestimmt, er habe aber keinesfalls einen in sich selber abgeschlossenen Wert, sondern dieser sei immer nur relativ und danach bemeßbar, ob die aus ihm erzeugten Werte größer oder geringer sind, als er selber. Was geschichtlich wahrhaft groß sei, müsse dies allemal dadurch beweisen, daß es etwas Größeres hervorbringt, als es selber gewesen ist. Denn nur so diene es dem lebendigen Fortschritt der göttlichen Universalidee.

„Wenden wir", fährt der Verfasser fort, „diesen geschichtsphilosophischen Grundsatz auf den Katholizismus an, so entspringt daraus für uns eine Erkenntnis, welche aller bisherigen Geschichtsauffassung, der protestantischen nicht weniger, als der katholischen, allerdings von Grund auf entgegengesetzt ist. Nicht ohne Scheu, aber um der Wahrheit willen, sei es daher gesagt, was sich vor der philosophischen Untersuchung der Kulturentwicklung dem erstaunten Blick enthüllt: **Die Ermöglichung des Protestantismus ist die größte von allen Leistungen des Katholizismus; seine ganze Entwicklung hat, universell betrachtet, kein anderes Ziel gehabt, als den Boden zu schaffen, auf dem die Geistestat der reformatorischen Bewegung eine neue Menschheitsepoche einzuleiten vermochte.**"

Wir gehören gewiß zu den letzten, welche die unermeßliche Bedeutung der durch Luther eingeleiteten religiösen Reformbewegung auch nur im geringsten zu unterschätzen geneigt wären. Der kühne

und tatkräftige Augustiner-Mönch von Wittenberg darf für sich das unvergängliche Verdienst in Anspruch nehmen, die bis dahin wie eine für das Volk gefährliche Geheimlehre ängstlich gehütete heilige Schrift durch deren Übertragung in die deutsche Sprache und seine daran geknüpfte Heilslehre den weitesten Kreisen unmittelbar erschlossen zu haben, während ihnen diese früher nur durch Vermittlung der Kirche zugänglich gewesen war. Auch wurde durch die Lehre von dem allgemeinen Priestertum das bisher bestandene Abhängigkeitsverhältnis der Laien gegenüber der geistlichen Gewalt wesentlich gemildert und der einzelne Mensch in eine keiner Vermittlung bedürfende, also unmittelbare Beziehung zu Gott gebracht. Erst auf diese Weise konnte sich das in der Tiefe des deutschen Gemütslebens ruhende religiöse Empfinden in seiner vollen Kraft entwickeln und zu einer hohen Stufe sittlicher Vollendung frei entfalten. Nur auf solchem Boden konnte endlich die deutsche Literatur und die mit ihr engverbündete deutsche Wissenschaft jene Freiheit der Entwicklung und jene Blüte finden, die ihr im Rahmen der römischkatholischen Kirche wohl für alle Zeiten vorenthalten geblieben wäre.

Leider mußten diese hohen geistigen Errungenschaften allzu teuer durch die sehr bedenkliche Abhängigkeit erkauft werden, in welche die reformierten Kirchen bald den verschiedenen Landesherren gegenüber gerieten. Die Zulassung der Priesterehe, welche die evangelische Geistlichkeit fortan den mit dem Familienleben verbundenen Sorgen preisgab, steigerte diese Abhängigkeit noch mehr und läßt jede Hoffnung auf Erlangung einer selbständigeren Stellung in den protestantischen Gebieten als aussichtslos erscheinen.

Dieses weitgehende Abhängigkeitsverhältnis ist, wie wir in der Einleitung bereits kurz angedeutet, besonders in der Zeit des letzten Burenkrieges in seiner vollen Tragweite unverblümt zum Ausdruck gekommen. Wie bekannt, hatte sich England im Interesse einer Handvoll gewissenloser Geldspekulanten in einen Krieg mit den beiden südafrikanischen Burenstaaten verwickelt. Ein Mißerfolg löste anfangs den anderen ab, und England schien außerstande, im ehrlichen Waffengange endlich den Sieg zu erringen.

Es erfand daher unter der heuchlerischen Maske der „Humanität“ in den sogenannten „Konzentrationslagern“ ein Mittel, den sonst aussichtslosen Erfolg im Wege einer an den unschuldigen Frauen und Kindern der heldenmütigen Freiheitskämpfer ausgeübten Erpressung zu erzwingen. Viele Tausende solcher Unglücklichen wurden so in diesen Marterstätten ohne die nötige Kleidung und Nahrung zusammengepferchtt und damit dem unvermeidlichen Siechtum und dem sie endlich erlösenden Tode preisgegeben.

Die „christlichen“ Regierungen verhielten sich hiezu „korrekt“ und schwiegen, die zahlreichen Freimaurerlogen erinnerten sich noch rechtzeitig an ihre innigen Beziehungen zu den am Kriege interessierten Geldmächten und fanden keinen Grund zu einem ernsthaften Auftreten, die evangelische Geistlichkeit mußte aber schweigen, wenn sie nicht ihren höchsten Kirchenobern, den Landesherrn, unbequem werden wollte.

So fand dieser schmachbeladene „Krieg“ schließlich einen, die unersättliche englische Habgier befriedigenden Ausgang. Mit ihm fand aber auch der bisher unerschütterlich gebliebene fromme Bibelglaube Tausender von tiefgebeugten Burenherzen und mit ihm auch jener von Millionen mitfühlender Gläubigen anderer Völker sein jähes Ende. So dürfen wir wohl ohne Übertreibung sagen, daß auf den blutgedüngten Feldern von Transvaal nicht allein ein biederes, kerniges Bauernvolk seiner Freiheit beraubt wurde, sondern zudem das protestantische Kirchenprinzip durch das für die Bibelverbreitung anscheinend außerordentlich besorgte protestantische Inselreich eine schwere Einbuße erlitten hat.

Die katholische Kirche mag daher vom engherzigen konfessionellen Standpunkt aus klug daran getan haben, als sie von jedem Versuche, den mörderischen Kampf der beiden bibelfesten protestantischen Gegner zu schlichten, Abstand nahm. Christlich war ihr Verhalten aber jedenfalls nicht und könnte höchstens durch das Geständnis der vollen Einflußlosigkeit der päpstlichen Gewalt gegenüber den am Kriege beteiligten beiden Völkern seine Erklärung, nicht aber seine volle Entschuldigung finden.

Der Burenkrieg hat so keineswegs eine bloß staatspolitische, sondern zudem auch eine für die Bewertung des Protestantismus

als moralische Macht sehr beachtenswerte kirchenpolitische Bedeutung. Denn durch ihn ist für alle Zeit der unanfechtbare Beweis geliefert worden, daß der von der Gnade des einzelnen Landesherrn abhängige und unter seinem Schutz und Schirm stehende Protestantismus unfähig ist, den Forderungen der Religion und Sittlichkeit eine achtunggebietende Stimme zu verschaffen, wenn es dem einzelnen Landesherrn nicht beliebt. In noch höherem Maße gilt dies selbstredend von der angeblich auch die Veredelung und Hebung des sittlichen Bewußtseins anstrebenden Freimaurerei, welche in dem Augenblicke ihre Dienste versagt, da die Interessen der mit ihr verbündeten Geburts- oder Geldaristokratie auch nur im entferntesten nachteilig berührt werden könnten.

4.

Die schweren, von uns betonten Nachteile, welche in der kirchenpolitischen Seite des Protestantismus ihre Begründung haben, finden in der unleugbaren Tatsache, daß derselbe eine Vertiefung der religiösen Erkenntnis, eine Verinnerlichung, Vergeistigung des ganzen Menschen im Gegensatze zu dem mehr äußerlichen Charakter der katholischen Kirche in sich schließt, kein entsprechendes Gegengewicht. Denn der Kreis derjenigen, an welchen diese Wirkung merkbar wird, ist ein zu beschränkter. Es sind vorzugsweise die religiös Gestimmten aus den oberen Zehntausend, welche den Grundstock der heutigen evangelischen Kirchen bilden, die sich zudem mit einem geradezu kastenmäßigen Sperrsitzsystem selbst am geheiligten Orte des Herrn den unteren Volksschichten gegenüber nach Möglichkeit verschließen. Dagegen darf die für die breiten Massen ebenso, wie für die obersten Schichten der Gesellschaft in gleicher Weise offenstehende katholische Kirche mit vollem Recht als eine Volkskirche im wahren Sinne dieses Wortes gelten.

In wissenschaftlicher Beziehung nimmt jedoch der Protestantismus infolge seiner freieren Lehrgestaltung unstreitig einen höheren Rang ein, trägt dafür aber auch die mit dieser Freiheit naturgemäß verbundenen Gefahren und Nachteile offenkundig zur Schau.

Schmidt kommt auch auf diesen Punkt zu sprechen. Er findet, daß der im Zeichen der Wissenschaft vollzogene Abfall vom Idealismus und Übergang zum Positivismus die Gestaltung des Lebens aus der sinnlichen Erscheinungswelt anstatt aus dem Geiste bedeute und sich im Protestantismus in einem täglich fortschreitenden Niedergange seines Einflusses geltend mache. Denn, seitdem sich dieser nicht mehr von dem lebendigen Geiste als dem Brote des ewigen Lebens nähre, sondern von den Träbern des Psychologismus und Historismus sein Dasein friste, sei der Katholizismus Schritt vor Schritt wieder in die Höhe gekommen und habe gegenwärtig unleugbar die geistig-sittliche Führung der Menschheit übernommen. Diese Tatsache habe darin ihren Grund, daß nur derjenige Teil der Menschheit die Leitung des Ganzen zu übernehmen fähig sei, welcher der Träger einer lebenzeugenden Idee ist. Das sei nur noch der Katholizismus, der Protestantismus aber nicht mehr. „Er ist es nicht mehr, seitdem seine allgemeine schlichte Glaubensidee von dem Leben im Geiste in Fesseln gelegt worden ist durch den positivistischen Wahn, daß die göttliche und erlösende Macht des Geistes sich nicht unmittelbar in der vernunftbegabten menschlichen Persönlichkeit zu jeder Stunde und an jedem Tage fortschreitend verlebendigt, sondern, daß das Wesen der Religion nur mittelbar aus der vergangenen urchristlichen Erscheinungsform historisch und psychologisch abgeleitet werden kann. Nicht die lebendige Idee der in der gesamten Menschheit, wie im einzelnen, sich vollziehenden Vergeistigung als solche, sondern die Historie und die physiologische Psychologie sollen ohne jede eigene Vernunftbetätigung des Menschen darüber zu befinden haben, was als Christentum zu gelten hat. So ist denn eingetreten, was nach diesem Stande der Dinge eintreten mußte: Der Protestantismus als solcher hat seit geraumer Zeit jeden entscheidenden Einfluß auf die geistige Entwicklung des Lebens verloren und er muß es bei uns erleben, daß die Millionen der geschlossenen Arbeitermassen Konsequenz mit diesem Positivismus machen und, der positivistischen Wissenschaft folgend, die sinnliche Tatsächlichkeit im Leben selbst zur alleinigen Grundlage und zum einzigen Kriterium

ihrer Bestrebungen erheben. Diese Konsequenz möchte der wissenschaftliche und insbesondere der theologische Positivismus zwar gern vermieden sehen, und er bemüht sich durch allerhand Palliativmittel, der praktischen Ausbreitung dieser Strömung entgegenzutreten, aber wie vermag er dieser energischen Bewegung Einhalt zu tun, wenn er selbst theoretisch die Ansicht verficht, daß die Erscheinungswelt, die Welt der sinnlichen Wahrnehmungen und ihre empyrisch-historische Veränderung die bestimmende Grundlage des Lebens bilde. Daß diese Richtung dazu greift, eine dieser historischen Wahrnehmungserscheinungen als solche zur absoluten Größe zu stempeln und dadurch den von ihr selbst wissenschaftlich erzeugten Versinnlichungsprozeß in Schranken halten zu wollen, ist eine von den großen Naivitäten, die nicht aussterben. Und so ist es nun dahin gekommen, daß der Protestantismus, der ehedem als der Träger der Idee des universellen, allgemein-menschlichen Vergeistigungsprozesses in die Welt getreten ist, unter der Gewaltherrschaft des Positivismus zum Träger des ideenlosen Versinnlichungsprozesses herabgesunken ist."

Es sind recht bittre Wahrheiten, welche Schmidt hier seinen eigenen Glaubensgenossen zu verkosten gibt. Nicht genug damit. Er fährt im gleichen Sinne fort: „Der Katholizismus und nicht der Protestantismus ist gegenwärtig der Pfleger und Verteidiger der ideellen Geisteskultur. Die römische Kirche allein ist noch getragen und lebendig erfüllt von der Macht der Idee, von der Idee der Vergeistigung des Lebens, wie sie in ihr zur Verwirklichung gekommen ist und neben der fortgeschritteneren Idee der reformatorischen weiter bestanden hat. Seitdem sich aber der Protestantismus dieser seiner eigenen Idee entäußert hat und in die Strömung des positivistischen Versinnlichungsprozesses geraten ist, geht auch keinerlei Geisteswirkung mehr von ihm aus, welche bis dahin die Adern des gesamten Kulturkörpers bis in ihre zartesten Verästelungen hinein mit ihrem Blute lebenspendend durchrieselt hat. Und, da nun die Menschheitsidee des Protestantismus, von der Spindel des Positivismus gestochen, in Dornröschenschlaf versunken ist, so ist der Katholizismus noch die

einzige Macht der Lebensvergeistigung geblieben, und so gehen heute nur noch von diesem Quell Ströme lebendigen Wassers aus, welche den Vergeistigungsprozeß vor dem totalen Absterben bewahren. Der Protestantismus ist drauf und dran, den Bildungszusammenhang mit der antiken Kultur zu zerschneiden, der Katholizismus bewahrt ihn, der Protestantismus verzichtet auf alle wahrhafte Geistesphilosophie und setzt die physiologische Psychologie an ihre Stelle, der Katholizismus ist allein noch Träger des philosophischen Idealismus; der Protestantismus verfällt in der Theologie dem lähmenden Historismus, der Katholizismus verteidigt die in der Kirche lebendig fortwirkende Kraft des Geistes; der Protestantismus vermag der utilitaristischen und eudämonistischen Versinnlichung der Massen keinen Damm mehr entgegenzusetzen, der Katholizismus übt eine unerschütterliche geistige Herrschaft über alle Volksklassen aus. Mag uns die Idee der Lebensvergeistigung in der Gestalt der Kirche auch hart anstehen, so ist es doch eben dahin gekommen, daß sie in unserem Zeitalter nur noch in dieser Form lebendig erhalten worden ist. Und, weil nun der Katholizismus noch der alleinige Repräsentant dieser alles bestimmenden Idee ist, darum ist er auch wieder die ausschlaggebende und herrschende Macht über alle wichtigsten Lebensentscheidungen unseres Volkes geworden".

5.

Man möchte nun meinen, daß Schmidt nach all' dem Gesagten mit dem positiven Vorschlage hervortreten würde, die protestantische Kirchenbildung überhaupt aufzugeben und mit fliegenden Fahnen in das katholische Lager überzugehen. Dem ist aber nicht so. Gleich seinem freimauerischen Kollegen, der zuerst alle Übelstände unserer heutigen Kultur in treffender Charakteristik kennzeichnet und uns dann am Schlusse mit einer hoffnungsvollen Redewendung abfertigt, hilft sich auch Schmidt über die von ihm aufgedeckten Mängel des heutigen Protestantismus mit einem nichtssagenden Troste hinweg, indem er die Entstehung des von ihm

gegeißelten Versinnlichungsprozesses allgemeineren Ursachen zuzuschreiben geneigt ist, die sich seiner Darstellung entzögen, und die Theologie hiefür eigentlich nur insoweit verantwortlich findet, als sie sich in den Zeiten der Not nicht als Schützerin der geistigen Heiligtümer ihres Volkes bewährt habe.

Über die entscheidende Frage, wie eine Besserung anzustreben sei, schweigt sich derselbe aber vollkommen aus. Er will offenbar geduldig abwarten, bis „die Epoche der geist- und ideenlosen Anarchie" von selbst ihr Ende gefunden hat. Die feste Zuversicht, daß der Protestantismus schließlich doch die innere Kraft zu deren Beseitigung wiederfinden werde, ermuntert ihn zu den nachstehenden Worten ernster Mahnung:

„Die Stunde drängt; die höchste Gefahr ist im Anzuge, falls unser Volk nicht bald wieder die Idee seiner universellen Bestimmung ergreift und zur Verwirklichung bringt. Diese Idee des Protestantismus ist uns in dem Glauben als der totalen Lebensgestaltung im Geist und vom Geist aus zu allererst religiös aufgegangen; aber, während uns die Theologie die Darstellung dieses Glaubenssystems aus dem Glaubensgeiste selbst heraus noch schuldig geblieben ist, harren schon dringende Aufgaben der weiteren Entwicklung des Vergeistigungsprozesses aus dieser protestantischen Idee heraus der Lösung. Es gehört keine große Sehergabe dazu, um zu erkennen, daß unser Rechts- und Erwerbsleben von Tag zu Tag schwereren Erschütterungen ausgesetzt ist, wenn es nicht endlich gelingt, auch diese Lebensgebiete aus ihrer bis dahin bloß materiell-sinnlich und praktisch-verständigen Konstitution zu erheben und ebenfalls aus der Idee der Einheit des Lebens im Geiste neu zu gestalten; denn Protestantismus in diesem weitesten Sinne heißt ja: Vergeistigung des Gesamtlebens, Gestaltung des religiösen und sittlichen, des politischen, rechtlichen und sozialen Lebens aus der Idee der im Geiste mit Gott und untereinander einheitlich verbundenen Menschheit heraus. Zu Hütern dieser protestantischen Menschheitsidee sind vornehmlich die Philosophie und die Theologie berufen, aber beide sind ihrem Gotte untreu geworden und sind Aftergöttern nachgelaufen: Weihe sie wieder zu reinen Priesterinnen deines Heiligtumes, Genius des deutschen Volkes!"

Wir bewundern wohl den dichterischen Aufschwung dieser Worte, vermögen aber ohne grundlegende Änderungen in der Organisation der evangelischen Kirchen keine rechte Zuversicht auf deren Erfüllung zu gewinnen. Der kaum zu beseitigende Grundfehler des Protestantismus ist und bleibt seine hochgradige Abhängigkeit von den weltlichen Einflüssen aller Art, wodurch allerdings wieder seine geistlichen Kreise dem Empfinden und Denken ihres Volkes näher gerückt werden, als dies beim Katholizismus der Fall ist.

Hierin liegt, vom nationalen Standpunkte aus betrachtet, ein nicht zu unterschätzender Vorzug des Protestantismus, wodurch er auch zum Ausgangspunkt der bekannten „Los von Rom"-Bewegung wurde. Eine achtunggebietende moralische Macht ist der Protestantismus aber heute nicht und wird es auch nicht werden, ehe er mit der Kraft der ihm trotz allem Rückschlag noch immer innewohnenden sittlichen Idee die selbständige und grundsätzlich unabhängige Organisation der römischen Kirche in sich vereiniget.

Der Katholizismus.

1.

Wir haben im vorstehenden einer Reihe von Ausführungen Raum gegeben, welche nicht nur den Protestantismus selbst, sondern auch den römischen Katholizismus im protestantischen Lichte erscheinen lassen. Hienach wäre der letztere heute die einzige einflußreiche geistige Macht, die noch imstande wäre, der selbst auf dem Boden der evangelischen Theologie immer mehr und mehr umsichgreifenden materialistischen Geistesrichtung mit Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten.

Die Tatsachen rechtfertigen diese Annahme nicht. Seit dem vatikanischen Konzil des Jahres 1870 hat die katholische Kirche vielmehr ihre führende Rolle im geistigen Leben der gebildeten Kreise vollkommen eingebüßt und sich in den Schmollwinkel notgedrungener Abwehr gegenüber den sie fortgesetzt bedrängenden

gegnerischen Angriffen zurückgezogen. Was ihr aber trotzdem ein noch immerhin bedeutendes Ansehen bewahrt hat, ist der Umstand, daß die katholische Kirche es verstanden hat, allen gegenteiligen Tagesströmungen zum Trotz mit unbeugsamer Folgerichtigkeit und Ausdauer an dem organischen Ausbau ihres gewaltigen Lehrgebäudes fortzuarbeiten, während der Protestantismus durch jedes noch so leise Lüftchen irgend einer vermeintlichen wissenschaftlichen Errungenschaft, deren gegenteiliger Charakter vielleicht sehr bald zum Vorschein kommt, in fortgesetztem Schwanken und in beständiger Unruhe erhalten wird.

Von ferne gesehen, mag so die Lage der katholischen Kirche als eine wesentlich bessere erscheinen, in Wirklichkeit ist sie ebenso unhaltbar, wie jene des Protestantismus. Das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes hat die weitere Entwicklung der katholischen Kirche auf eine Grundlage gestellt, welche jedwede gedeihliche Fortbildung geradezu unmöglich macht. Denn schon der Gedanke an sich, daß ein einmal kirchlich festgelegter Glaubenssatz für alle Zeit unabänderlich und im Gewissen verbindlich bleiben müsse, ist mit der Tatsache, daß auch die religiöse Erkenntnis, ebenso wie jede andere, in fortgesetzt aufsteigender Entwicklung begriffen ist, rundweg unvereinbar. Noch bedenklicher wird aber dieser Grundsatz vom unabänderlichen Dogma, wenn die Kirche soweit geht, ihrem Oberhaupt allein als solchem die Gabe der unfehlbaren Lehrbildung zuzuerkennen.

Damit glauben wir, den Grundfehler der heutigen katholischen Kirche gekennzeichnet zu haben. Ihre weiteren dogmatischen Irrtümer ergeben sich aus unseren, im ersten und zweiten Teile dieses Werkes enthaltenen Ausführungen von selbst, und ist deren Behebung ohne vorgängige Beseitigung der heute geltenden Grundsätze, betreffend die päpstliche Lehrgewalt und die Unveränderlichkeit der Dogmen nicht zu gewärtigen. Eine solche Abhilfe wäre aber nur durch eine ex cathedra zu erlassende päpstliche Entscheidung möglich, wonach die Unfehlbarkeit des Papstes in dem Sinne eingeschränkt würde, daß durch einen einzelnen Akt der obersten kirchlichen Lehrgewalt, bei aller Möglichkeit eines Irrtums im gegebenen Falle, doch im ganzen und großen unter keinen Umständen der zur immer

vollkommeneren Erkenntnis Gottes und der religiösen Wahrheiten führende Weg verfehlt werden könne, und daß überdies jedes Dogma seitens derselben Lehrgewalt durch ein anderes ersetzbar sei, wenn der jeweilige Stand der religiösen Erkenntnis eine solche Umänderung für geboten erscheinen ließe.

Eine solche grundsätzliche Entscheidung würde von selbst einem weiteren Fehler der heutigen katholischen Kirche den Boden entziehen. Wir meinen das ausschließliche Verharren auf den Grundlagen religiöser Offenbarung und Überlieferung unter Zurückweisung der in den Ergebnissen der neueren Wissenschaft enthaltenen Aufforderung zur Berücksichtigung derselben bei Erforschung der religiösen Wahrheit.

Der Zweck dieses Werkes war es nun gerade, die Möglichkeit einer solchen Berücksichtigung, ja des Aufbaues unserer gesamten religiösen Erkenntnis auf den Grundlagen der freien, voraussetzungslosen Forschung darzutun und gleichzeitig zu beweisen, daß hiedurch die wesentlichen Elemente der christlichen Weltanschauung nicht nur keine Einbuße erleiden, sondern im Gegenteile eine von den Vertretern dieser freien Richtung allerdings kaum vorausgesehene Förderung erfahren. Was sollte demnach die Kirche noch länger abhalten, den im Interesse ihrer hohen geistigen Sendung unerläßlichen Schritt von der Religion des Glaubens zur Religion des Wissens unverzagt zu wagen und dadurch die für ihr innerstes Wesen unentbehrliche geistige Machtfülle wiederzugewinnen? Wir wüßten nichts, was dem heute ernstlich im Wege stünde.

2.

Mit den bisherigen Vorschlägen zur Beilegung des in unseren Tagen zwischen Welt und Kirche bestehenden Gegensatzes ist letzterer wenig gedient. Diese gehen vorzugsweise von jener Richtung aus, die wir als „Reform-Katholizismus" zu bezeichnen pflegen. Unter dessen Vorkämpfern hat sich in der jüngsten Zeit besonders Professor Ehrhard mit seinem Werke: „Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit" hervorgetan.

Ehrhard gibt in diesem zunächst eine das Wesen der katholischen Kirche und ihre heutige innere Lage treffend kennzeichnende Charakteristik und macht dann eine Reihe von Vorschlägen, wie den von ihm aufgedeckten Übelständen im Rahmen dieser Kirche wirksam abgeholfen werden könnte. Diese Vorschläge laufen im wesentlichen auf eine möglichst weitgehende Annäherung der Kirche an die in der modernen Kultur enthaltenen und mit den kirchlichen Dogmen vereinbaren wahren Bildungselemente hinaus und treten für eine Verstärkung der dem Laienelemente im kirchlichen Leben zukommenden Stellung ein.

Der hienach von Ehrhard befürwortete Weg zur Behebung des heute zwischen Welt und Kirche bestehenden Zwiespaltes steht, wie man sieht, mit dem von Schmidt gemachten Vorschlage zur Befreiung der heutigen menschlichen Gesellschaft aus den Banden des sie umklammernden Materialismus in einem nicht zu verkennenden Gegensatz. Der eine führt zur modernen Kultur hin, der andere, wenigstens scheinbar, von ihr weg. Das Ziel aber haben beide gemeinsam: die Wiedergewinnung der geistigen Macht der Kirche.

Ob Ehrhard hiebei die richtige Bahn einschlägt, wenn er sich für eine erweiterte, einflußreichere Stellung des Laienelementes innerhalb der Kirche ausspricht, möchten wir sehr bezweifeln. Ist es doch unstreitig die heute geltende Organisation der katholischen Kirche, welche dieser bisher jene unverwüstliche Zähigkeit und Widerstandskraft gegenüber allen ihr feindlichen Gewalten verliehen hat und noch immer verleiht. Diese ist aber in erster Linie auf dem ehelosen Priesterstande und keineswegs auf der breiten Masse der Laien aufgebaut. Mit der Preisgebung dieser wesentlichen Grundlage würde der innerste Kern des Katholizismus, die Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Gewalt, in seinem Lebensnerv getroffen und kann daher ein solches Ansinnen nur eine entschiedene Zurückweisung erwarten. Eine moralische Macht darf überhaupt ihre Autorität und Stütze nicht in den Menschen, sondern nur in Gott allein suchen.

Nur so wird die Kirche ihrem erhabenen Berufe treu bleiben können, eine von jeder staatlichen Bevormundung freie Vertreterin

der rein geistigen Interessen der Menschheit zu sein, wogegen der Staat in erster Linie für die materielle Wohlfahrt seiner Untertanen Sorge zu tragen hat. Von dieser Auffassung ausgehend, hat denn auch die katholische Kirche von jeher ihre selbständige Stellung gegenüber der Staatsgewalt betont und diese dadurch zu sichern gesucht, daß sie den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit und gleichzeitig den Mittelpunkt ihrer Organisation außerhalb der einzelnen Staaten in ein von ihr selbst geleitetes, ihr allein eigentümliches, unabhängiges Ländergebiet verlegte, welchem wir unter dem Namen des „Dominium sancti Petri" begegnen. Daraus ergab sich aber von selbst die Notwendigkeit eines freien, unbehinderten Verkehres zwischen dem kirchlichen Oberhaupte und seinen in den verschiedenen Ländern wirkenden Organen, wie auch mit den einzelnen Gläubigen selbst, da ja ohne diesen eine einheitliche Leitung und gedeihliche Wirksamkeit der Kirche nicht zu erzielen war. Dem Laien-Elemente durfte hiebei kein größerer Einfluß eingeräumt werden, als es durch die Macht der Verhältnisse unbedingt geboten erschien, weil die Kirche in diesem Elemente mit vollem Rechte eine für das geistige Leben höchst gefährliche Verkörperung der verschiedenartigsten, rein weltlichen Regungen und Bestrebungen erblickte. Ist doch ein von der Kirchengemeinde gewählter Pfarrer vom Standpunkte der kirchlichen Unabhängigkeit aus eine nicht minder bedenkliche Erscheinung, als ein von der staatlichen Obrigkeit bestelltes oder doch ihrer Bestätigung bedürfendes oberstes Kirchenhaupt.

In diesem Punkte werden also die Ehrhard'schen Anregungen mit großer Vorsicht aufzunehmen sein, im übrigen verdienen seine Reformvorschläge die ernsteste Beachtung. Es sind aber nur Reformvorschläge, die sich im Rahmen der heute bestehenden kirchlichen Dogmen bewegen, was ja in der geistlichen Stellung ihres Urhebers seine Erklärung findet. Solche genügen aber bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht mehr, auch wenn sie eine noch so gründliche „reformatio in capite et in membris" zum Gegenstande hätten. Eine solche hätte, wenn rechtzeitig eingeleitet, zu Luthers Zeiten vielleicht noch ihren Dienst getan und sein Reformwerk vereitelt. Heute gibt es nur eine einzige, zweck-

entsprechende und von der geistigen Machtstellung der Kirche unbedingt geforderte Reform, jene in radice, in der Wurzel, also in den Dogmen, und ebenso auch nur eine einzig richtige, den wahren kirchlichen Bedürfnissen entsprechende Reformbewegung, nämlich jene, deren Banner den Feldruf trägt: „Nicht konservativer und nicht liberaler, sondern radikaler Reformkatholizismus!"

Das Endziel einer solchen Reformbewegung kann, wie wir bereits früher angedeutet haben, kein anderes sein, als die heute ausschließlich auf den Grundlagen von Offenbarung und Überlieferung fußende katholische Kirche zu einer auch den Ergebnissen der freien wissenschaftlichen Forschung Rechnung tragenden und auf diesen weiterbauenden kirchlichen Gemeinschaft umzugestalten. Als wesentliche Voraussetzung einer solchen weitgehenden, aber nicht mehr aufschiebbaren kirchlichen Umwälzung haben wir hiebei eine, das Dogma seiner Unveränderlichkeit entkleidende und den Unfehlbarkeitsbegriff entsprechend einschränkende päpstliche Entscheidung gefordert.

Eine solche Entscheidung ist aber wieder ohne eine vorgängige durchgreifende Änderung im inneren Gefüge der katholischen Kirche nicht zu erwarten. Deutlicher gesagt: Es gibt keine wahre und gründliche Reform auf dem Gebiete der katholischen Glaubens- und Sittenlehre, ehe nicht an Stelle des die katholische Kirche heute beherrschenden römischen Geistes der dem wissenschaftlichen Denken und Empfinden näherstehende deutsche Geist in der Kirche zur Vorherrschaft gelangt ist.

In dieser Hinsicht schiene uns gerade die in Aussicht genommene Errichtung einer „Freien katholischen Universität" in Salzburg in ganz besonderem Maße berufen und geeignet, die Vorbedingungen einer solchen grundsätzlichen inneren Umkehr zu schaffen. Zu diesem Behufe müßte diese Hochschule allerdings mit dem Rechte der freien wissenschaftlichen Forschung und der freien Lehre ausgestattet werden und zudem in der Lage sein, durch die an ihr wirkenden Lehrkräfte und den von ihr ausgehenden Nachwuchs auf die kirchliche Lehrbildung einen entscheidenden Einfluß zu üben. Nur so wäre es möglich, daß in allen Fragen, welche

nicht bloß die kirchliche Organisation betreffen, an Stelle des heute vorherrschenden römischen Geistes der auf den übrigen Gebieten wissenschaftlicher Erkenntnis bereits den Ton angebende deutsche Geist den Ausschlag geben würde.

Dieser zunächst rein geistige Umschwung würde sich bald von selbst in der Besetzung der leitenden Kirchenstellen und in letzter Linie auch in der Zusammensetzung des Kardinalskollegiums geltend machen, in welchem heute das romanische Element nach Zahl und Einfluß noch entscheidend wirkt.

So könnte in nicht allzuferner Zeit aus einer dem Gedanken einer freien wissenschaftlichen Forschung auf religiösem Gebiete feindlich gegenüberstehenden römischkatholischen Kirche eine auf den Grundlagen einer solchen freien und voraussetzungslosen Forschung aufbauende und von den Flügeln deutsches Geisteslebens getragene Weltkirche, also eine deutschkatholische Kirche im besten Sinne dieses Wortes entstehen.

Der Schritt scheint schwerer, als er ist. Die Ereignisse gebieten ihn mit so unabweislicher Gewalt, daß selbst die konservativste aller konservativen Mächte, die römische Kurie, ihm auf die Dauer nicht wird widerstehen können. Der Zwiespalt mit Italien und der Bruch mit Frankreich haben die katholische Kirche bereits ihres unentbehrlichen romanischen Rückhaltes beraubt. Ein Ersatz hiefür ist nur noch in den deutschen Landen mit vorwiegend katholischer Bevölkerung zu finden. In diesen finden wir noch die treue Anhänglichkeit der großen Masse des Volkes an die katholische Kirche mit jener seiner Fürsten vereint. Alle diese Umstände lassen einen innigeren Anschluß der katholischen Kirche an das in ihr immer mehr nach Geltung ringende deutsche Element dringend geboten erscheinen.

3.

Die ungeheure Tragweite einer solchen Umwälzung auch auf nationalem Gebiete liegt wohl klar zutage. Das bisher vom Papsttum vielfach angefeindete Deutschtum würde nunmehr dessen einzige sichere Stütze und hätte fortab keinen Grund mehr, von

dieser Seite her eine ihm gefährliche Bedrohung zu befürchten. Die deutsche Wissenschaft fände ein neues, unermeßliches Gebiet schaffensfreudiger Betätigung, da ja mit der Veränderung der kirchlichen Grundlagen auch eine umfassende Überprüfung und ein vollständig neuer Aufbau der ganzen katholischen Glaubens- und Sittenlehre Hand in Hand gehen müßte. Dabei wäre unbedingt am Grundsatz festzuhalten, daß für den Glauben nichts als wahr gelten darf, was für das Wissen bereits als unwahr sicher gestellt erscheint. In dieser Hinsicht käme allerdings bei dem Umstande, als mitunter die zweifelhaftesten Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung ohne weiteres als wahre Säulen fortgeschrittener Erkenntnis hingestellt werden, mit der größten Vorsicht vorzugehen. Selbstredend wären in eine solche Überprüfung auch die Lehre von den Sakramenten und den kirchlichen Gebräuchen, wie nicht minder alle, das kirchliche Leben überhaupt regelnden Vorschriften einzubeziehen. Bei dieser Gelegenheit könnte dann auch die immer brennender werdende Frage einer Umgestaltung des katholischen Eherechtes ihre Erledigung finden. Ob dabei von dem Erfordernisse der priesterlichen Ehelosigkeit abzugehen sei, deren Schattenseiten neuestens wieder Heinrich von Schullern in seinem Romane „Katholiken" treffend gekennzeichnet hat, wird einer ebenso gründlichen, wie ernsten Erwägung bedürfen.

Die Rückwirkung einer so weitgehenden kirchlichen Reform auf künstlerischem, insbesondere auf kirchenmusikalischem Gebiete, liegt auf der Hand. Große religiöse Bewegungen haben ja stets einen gewaltigen Aufschwung der Kunst im Gefolge gehabt, wenn sie sich nicht in blinde Bilderstürmerei verrannten. So könnte die Reformation des 20. Jahrhunderts der deutschen Kunst wenigstens einen Teil dessen wiedergeben, was ihr die Reformation des 16. Jahrhunderts in übergroßem Glaubenseifer weggenommen hat.

Auch die nationalpolitische Seite der von uns befürworteten Neugestaltung darf nicht außeracht gelassen werden. Würde doch in deren Folge die katholische Kirche voraussichtlich bald auch jenen Teil des deutschen Volkes wieder in ihre Reihen sammeln,

den sie, von unbewußter Abneigung gegen alles deutsche Wesen, als den Träger einer ihr überlegenen Kultur geleitet, durch fortgesetzte Verletzung seiner berechtigten nationalen Gefühle von sich gestoßen hat. Es läge eben dann für die ihrer Pflichten gegen das eigene Volk bewußten Deutschen kein stichhältiger Grund mehr vor, der katholischen Kirche ablehnend zu begegnen.

Mit der Erlangung des dem deutschen Elemente heute gebührenden, tonangebenden Einflusses wäre dann endlich auch der Boden geebnet, auf welchem sich die römische Kirche und ihre abtrünnige deutsche Tochter im Zeichen des deutschen Katholizismus versöhnt die Hände reichen könnten.

4.

Die entscheidende Stimme bei Beantwortung der von uns angeregten Reformfrage steht nach der geltenden katholischen Kirchenverfassung allein dem Papste zu. Ist dieser für einen den Gegensatz von Glauben und Wissen versöhnenden Ausgleich nicht zu haben, so entfällt von selbst die Möglichkeit einer im friedlichen organischen Wege durchzuführenden kirchlichen Neugestaltung. Es wird dann Pflicht des deutschen Volkes sein, aus eigener Kraft eine dem Stande unserer heutigen allgemeinen wissenschaftlichen Erkenntnis entsprechende und auf ihr, wie auch auf den wesentlichen Grundlagen der christlichen Heilslehre aufbauende neue Kirche zu begründen, welche den Beruf in sich tragen soll, ihr geistiges Reich über die ganze Welt auszudehnen und so im wahren Sinne des Wortes eine die Welt umspannende, eine katholische Kirche zu werden.

Diese Kirche würde es nicht nötig haben, sich auf eine dem Apostel Petrus angeblich zugekommene besondere Berufung zum obersten Hirtenamt zu stützen, sie könnte vielmehr ihre göttliche Sendung auf Christi eigene, unbestrittene Verheißung gründen (M a t t h ä u s, Kap. 18):

V. 18. „Wahrlich, ich sage euch: Was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel gelöset sein.

19. Weiter sage ich euch: Wo zwei unter euch eins werden auf Erden, warum es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel.

20. Denn, wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen".

Wer sollte aber mehr in Christi Namen versammelt sein und mehr in seinem Sinne wirken, als diejenigen, welche sein geistiges Erbe vor jeder Verkümmerung zu bewahren und den kommenden Geschlechtern rein und unverfälscht zu übermitteln trachten? Oder soll sich vielleicht die geistige Nachfolge Christi in der bloßen Überlieferung der ihm zuteil gewordenen göttlichen Offenbarung ohne jede Möglichkeit einer tieferen wissenschaftlichen Ergründung der in ihr enthaltenen religiösen Wahrheiten erschöpfen? Damit wäre diesen in der Tat ein schlechter Dienst erwiesen. Denn es kann für die auf dem Glauben beruhende christliche Religion keine bessere Bürgschaft geben, als die wissenschaftliche Erkenntnis, daß unserem gegenwärtigen zeitlichen Erdenleben unmittelbar ein unvergängliches, ewiges Leben folgt und, daß wir unser Los in jenem ewigen Leben durch unsere eigene, freie Selbstbestimmung und Selbstbetätigung in diesem irdischen Leben zu bestimmen haben. Nicht minder läßt uns ebendieselbe Erkenntnis die volle Bedeutung des von Christus nicht nur gelehrten, sondern auch selbst vorbildlich befolgten Sittengebotes erfassen, das für alle Menschen eine im gleichen Maße verbindende Regel aufstellt: „Liebe Gott über alles und deinen Nächsten, wie dich selbst!"

Auf dieser Grundlage und auf dem Boden vorurteilsfreier wissenschaftlicher Forschung hätte eine neu zu begründende deutsche Weltkirche aufzubauen und dabei zunächst an dem Grundsatze festzuhalten, daß jeder heute in der römischkatholischen Kirche geltende Lehrsatz, sowie jede das kirchliche Leben und den Gottesdienst in derselben regelnde Norm für die neue Kirche so lange in Kraft zu bleiben habe, als nicht seitens der obersten leitenden Stelle eine andere Lehre aufgestellt oder eine andere Verfügung erlassen wurde. Nur so wäre es möglich, in der Zeit des Überganges einer sonst zu besorgenden heillosen Begriffsverwirrung vorzubeugen. Die oberste Kirchenleitung käme auch bei einer derartigen

Neugestaltung nur einer einzelnen Person und nicht einer Mehrheit von solchen anzuvertrauen.

Neben all' dieser geistigen Fürsorge dürfte aber auch die Erzielung einer besseren materiellen Stellung des niederen Klerus auf Kosten der vielfach übermäßig ausgestatteten höheren Geistlichkeit nicht außeracht gelassen werden. In vermögensrechtlicher Beziehung wäre endlich der Anspruch von Belang, daß die deutschkatholische Kirche nach jeder Richtung hin als vollberechtigte Nachfolgerin der römischen Kirche aufzufassen sei.

Gelingt es dem deutschen Volke, auf dem einen oder anderen der von uns bezeichneten Wege die führende Stellung auf dem Gebiete des religiösen Geisteslebens zu gewinnen, so wird es damit seinem wahren geschichtlichen Berufe jedenfalls näher kommen, als durch eine noch so eifrige, aber übertriebene Pflege seiner rein materiellen Interessen. Lassen wir daher unseren englischen Vettern die zweifelhafte Ehre, eine „Nation von Krämern" zu sein, bannen wir den unseren edleren Regungen feindlichen Geist aus unserer Mitte, werden wir wieder ein lebensfrohes „Volk von Denkern und Dichtern", dessen heller Geist die weite Welt befruchtet, und begründen wir damit eine unserer Eigenart entsprechende, alle Völker ohne Unterschied erfreuende und beglückende, wahrhaft deutsche Weltpolitik!